This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

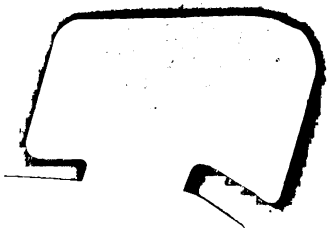
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



AN

Skizzen und Erinnerungen.

Von

W. W. Wereschagin.

Aus dem Russischen übersetzt von E. Kretschmann.

Mit Illustrationen.

Leipzig.
In Commission bei B. G. Teubner.
1885.

✓ 1 Russo-Turkish war, 1877-1878
✓ 2 Asia (Central) - Hist., 19th cent.
✓ 3. Russia in Asia

Slav 15
1-2-00

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
322756B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1945 L

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Aus den Jagdgeschichten eines Bauern (im Gouvernement Nowgorod, im Kreise Tscherepowetz)	1
II.	Aus einer Reise im transkaspischen Gebiet	14
	1. Ein religiöses Fest der Schiiten	14
	2. Die Duchoborzen	24
III.	Aus einer Reise durch Central-Asien (1—4)	48
IV.	Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge	109
	1. An der Donau 1877	109
	2. Der Uebergang über den Balkan. Skobelew. 1877—1878	145
V.	J. S. Turgenjew. 1879—1883	190
VI.	In Sibirien	206
VII.	Miscellen (1—3)	215

I.

Aus den Jagdgeſchichten eines Bauern

(im Gouvernement Nowgorod, im Kreiſe Tſcherepowetz).

...„Früher gab es hier viele Rehe, jetzt trifft man keine mehr, Gott weiß woher; jetzt verirren ſich Elenthiere hierher, ſo lange aber Rehe waren, kamen keine Elenthiere, daher will mir's ſcheinen, daß ſie das Reh verjagt haben. Das Reh frißt Gras und das Moos von jungen Tannen, das Elenthier aber Wachholdergeſtrüpp und nagt am Faulbeerbaum und an jungen Espen und Fichten; findet man eine aufrechtſtehende oder am Boden liegende zernagte Espe oder eine junge Fichte — ſo weiß man gleich, daß Elenthiere im Walde ſind. Das Reh läßt Einen ganz nahe herantreten, bisweilen ſogar auf zwanzig Faden, das Elenthier aber ſpürt den Menſchen auf eine halbe Werſt. Vergangenen Winter erlegte ich mit meinem Sohne nur ein Elenthier; die Füße tragen Einen nicht mehr und da habe ich dies Geſchäft aufgegeben, in P*** aber hat man viele erlegt. Wie kann man ſie vergleichen? Das Elenthier iſt bedeutend empfindlicher; man iſt noch weit — und ſchon entflieht es; daher iſt's ſchwer zu treffen. Wenn zwei oder drei ſich zuſammenthun, um das Reh zu jagen, bleibt Einer dort ſtehen, wo er das Thier findet, der Andere folgt dem Thiere; das Reh läuft immer längs der alten Spur, ſo kommt's über kurz oder lang ſelbſt entgegengelaufen. Wenn man in Schneeſchuhen jagt, ſo duckt man ſich in ihnen nieder und kriecht auf den Schneeſchuhen wohl eine halbe Werſt lang, bis man ganz nahe iſt, dann richtet man ſich plötzlich auf und ſchießt. Einſt gelang es mir, zwei Thiere auf einmal zu erlegen, auf vierzig Faden durch's eine Reh das andere zu treffen; die Kugel drang

durch Bruſt und Herz des einen — es ſank augenblicklich, ohne ſich von der Stelle zu rühren — und traf das andere in die Seite, es lief davon, ſchleppte ſich wohl eine Werſt lang — und ſtürzte dann todt nieder.

Noch einen Spaß hatte ich mit einem Reh: ich gehe durch den Wald und ſehe es liegen; das Thier will ſich aufrichten — ich ſchieße, treffe in den Hals und es ſtürzt; ich zielte in die Bruſt, doch da es ſich umwandte, traf ich in den Hals; ſo wie es ſtürzte, ließ ich meine Schneeſchuhe ſtehen, rannte mit gezücktem Meſſer auf das Thier los und ſchnitt ihm in den Hals; während ich aber meine Flinte von Neuem lud, ſprang es plötzlich auf und lief davon: doch kaum war es zehn Faden gelaufen, als es ſtürzte und meine Beute wurde. Was ſagt Ihr dazu? mit durchſchnittenem Hals!... Dann war es einmal, daß ich mitten im Walde Rehſpuren erblickte; ich verfolge die Spur, gehe immer weiter und trete aus dem Walde heraus, aufs Feld — da kommen ſie mir entgegen: ganze ſechs Stück. Ich nehme die Flinte von der Schulter und ſchieße. Ich treffe genau in die Achſelhöhle, die Kugel dringt durch den Körper und das Thier ſtürzt; ich lade meine Flinte von Neuem in der Hoffnung, die anderen zu erlegen, da, ah dieſes todtgeglaubte — da ſpringt es auf und ſtürzt ins Dickicht, weit weg... läuft an zwanzig Faden und ſinkt wieder hin; ſo wie ich nahe komme, ſpringt es wieder auf und läuft davon; wo es gelegen, bleibt zu beiden Seiten Blut. Den ganzen Tag verfolgte ich es, zur Nacht ließ ich nach. Am anderen Tage komme ich und glaube es todt zu finden, doch es ſpringt wieder auf und läuft davon, und ich kann nicht ſchießen, weil es mich nicht herantreten läßt. So trieb ich es faſt bis nach P*** hin, dort nahm ich meine Schneeſchuhe und kroch auf den Schneeſchuhen an das Thier heran; als ich nicht mehr als zwanzig Faden von ihm entfernt war, richtete ich mich auf; da erblickte es mich und wollte ſich eben erheben, als ich abdrückte — und es in den Schnee ſtürzte. Iſt doch nur ein Thier und doch will's leben! Zwei Tage lang jagte ich ſo dem einen Thier nach; zuweilen, wenn man ein Thier anſchießt und es davonſtürzt, ſo läßt man's ruhig laufen, denn man geräth ſo tief in den Wald, daß man nicht weiß, wie den Rückweg nach Hauſe finden; zu Hauſe weiß man auch nicht, was geſchehen und was man über Dein langes Wegbleiben denken ſoll.

Auch mit Fallen habe ich Rehe gefangen; mit ähnlichen Fallen, wie man Haſen fängt, nur viel größer, von einem halben Pud Gewicht (ich beſitze viele Fallen: zum Haſenfang an zwanzig Stück, auch wohl ein Zehner Wolfsfallen). Eine Falle hatte ich auf die Bahn des Rehes geſtellt; es

Portrait des Jägers.

gerieth hinein und lief, die Falle hinter ſich ſchleppend, davon und ließ mich nicht in die Nähe kommen; ſo jagte ich ihm drei ganze Tage nach. Schießen konnte ich nicht — es war zu weit; ich wollte das Thier aufgeben, doch that mir die Falle leid, ſie würde mit dem Thier verloren gegangen ſein. Ich ging im Kreiſe um das Reh herum und trat ihm

entgegen; ich sehe, wie es von Baum zu Baum geht und an den jungen Tannen und Fichten nagt und immer näher kommt ohne mich zu bemerken; ich schieße los — und treffe in die Hinterbeine; so brachte ich's lebendig auf den Gutshof, hier erst durchschnitt man ihm den Hals. Voller Leben lag es da, es war nicht zu merken, daß es angeschossen war; da machte mir die Gutsherrin Vorwürfe: „Du hättest Dir Mühe geben sollen, das Thier ganz heil hierher zu schaffen," ja, wie soll man das anfangen! Schießt man gar nicht, so läuft das Thier noch weiter und dann kann man es suchen.

Für die Elenjagd habe ich eine große Flinte, die Kugel trifft auf fünfzig Faden Entfernung, nur muß man sie fest zu halten verstehen, so gewaltig ist der Gegendruck. Wie viel Blei verschießt man umsonst! Es geschieht, daß man die Flinte nirgends anlegen kann: die Fichten sind so glatt, daß man eben so gut aus freier Hand schießen kann; wenn die Flinte um ein Haarbreit sinkt — so zielt man vorbei. Ich suche die Flinte auf einen Zweig zu stützen; wenn man dann schießt, so fällt das Thier gleich." . . .

Die Rehe sind in der That aus unserer Gegend verschwunden; früher begegnete man ihnen in Heerden von etwa 30 Stück, jetzt sieht man gar keine. Andere Thiere dagegen, wie Wölfe und Füchse, haben sich vermehrt; es ist sehr wahrscheinlich, daß Wölfe die Rehe vertrieben. Die seit einiger Zeit erschienenen Elenthiere ersetzen hinlänglich die verschwundenen Rehe. Neulich erlegte man bei uns ein drei Arschin (vom Rücken gerechnet) hohes und 15 Pud schweres Elenthier: das hintere Vorderviertel von fettem, schmackhaftem Fleisch wog allein 2 Pud. So hager und lang gewachsen das Reh ist, so kräftig an Körper und Beinen ist das Elenthier; im Herbst gleicht es einem gut aufgefütterten Pferde. Das Elenthier läuft sehr rasch, nicht langsamer als das Reh, und hat noch den Vorzug, daß es nicht rasch ermüdet. Das Fell des Elenthiers wird hier nicht theurer als 3 Rubel das Stück verkauft. Die Bauern versuchten es zu Schuhwerkzeug gerben zu lassen; es wurde allgemein behauptet, daß die Stiefel aus diesem Leder sehr dauerhaft seien und in trockenen Zeiten gute Dienste leisten, doch keine Feuchtigkeit vertragen, was übrigens von der schlechten Bearbeitung des Leders abhängen konnte. Das schöne Geweih des Elen-

thieres, das zuweilen eine Länge von $^5/_4$ Arſchin erreicht, findet keine Verwendung. Man findet hier übrigens auch nicht ſo viel Elenthiere, um ein beſonderes Gewerbe aus der Bearbeitung des Fells, des Geweihs ſich zu ſchaffen.

...„Nach dem 6. Auguſt beginnt der Bär im Walde umherzuirren; wie viele Kühe vertilgt er im Laufe des Sommers! Der ſelige A. W. ſchickte mich einſt auf einen Bären, der eine Kuh zerfleiſcht hatte. — Die Entfernung betrug etwa 5 Werſt: „Geh," ſagte er, „lauere dem Bären auf und wenn Du kannſt, ſo ſchlag' ihn todt." So machte ich mich früh auf den Weg, die Sonne war noch nicht untergegangen — es war zur Heuernte, die Zeit war koſtbar... Doch konnte ich nicht widerſprechen... Ich ſehe, der Bär kommt ſchwerfällig und geht auf das Aas los; es war die nämliche Kuh, die er getödtet hatte. Der friſche Wachholder kniſtert unter ſeinen ſchweren Tatzen — da ſpürt er mich und geht auf mich los; er kommt ganz nahe, hebt die Schnauze und guckt nach oben und ſchnüffelt nach mir — hier erblickt er mich, ſtellt ſich auf die Hinterbeine und ſchnauft mich an!... Und, lieber Freund — die Flinte verſagt mir; war ſie im Graſe feucht geworden? — es blitzt nur auf, der Schuß aber verſagt. Der Bär ſpringt auf und rennt davon!.. Ich blieb die ganze Nacht da; er irrte um mich herum, doch kam er mir nicht nah; was ſollte ich thun, die Flinte war nicht zum Spaß geladen und doch war nichts daraus geworden; es war ein ſo ſchöner und fetter Bär. Die Bären ſind ſehr ſchlau. Er wäre nicht gekommen, wenn ich die letzten hundert Faden nicht auf Stelzen gemacht: ſo wie er zu einer Menſchenſpur gelangt, weiß er gleich wie die Dinge ſtehen und kehrt um. Anders iſt's, wenn man auf Vogeljagd ausgeht oder ganz ohne Flinte iſt, ſo kommt Einem der Gedanke, wenn jetzt ein Bär käme, ſo biſt Du geliefert! Gegen Wölfe kann man ſich zuweilen ſelbſt mit einem Stock wehren, doch mit dem Bär geht's nicht ſo leicht, er iſt zu böſe! Einmal machte ich mich in den Wald auf, als mir im Dorf mitten auf der Brücke — ein Bär entgegenkommt; ich hatte keine Flinte bei mir, da ich nach Pilzen ausging, ich ergriff ein Brückenbrett, holte damit aus und ſchrie aus Leibeskräften. Er blieb ganz in der Nähe ſtehen, heulte und lief davon.

In der Nacht iſt er beſonders gefährlich. Auch an das Aas tritt er

nicht heran, läßt manches unbeachtet liegen: er späht, ob nicht Jemand in der Nähe — wenn er's spürt, so wendet er um und geht auf seinen früheren Platz zurück. Es ist rathsamer, allein auf die Bärenjagd zu gehen; gleich am folgenden Tage, wenn eine Kuh vom Bären angefallen ist — klettere auf eine Tanne oder irgend einen anderen Baum, sitze da mäuschenstill und paffe nicht; die Flinte muß gut geputzt sein, der Athem angehalten werden, dann hast Du nichts zu fürchten, wenn Du nur aus Ungewohnheit nicht in Schrecken geräthst. Um einen Bären zu jagen, muß man, wie es in einem heiligen Buche geschrieben steht, zwölffache Kraft besitzen, auch darfst Du nicht sprechen: wie leise Du auch dem Gefährten zuflüsterst — er hört es, so scharf ist sein Gehör! Es geht auf Leben und Tod: erlegst Du das Thier, so ist es gut, gelingt es nicht, so bist Du selbst verloren. Wir jagen ja nur um den Zins zu entrichten; das ist unsere einzige Beute, nur damit ernähren wir uns. Die Herrschaften aber, wozu fahren die auf die Jagd? nur Vergnügens halber, um sich's anzuschauen und sich dabei zu belustigen — ihre Lust ist ihnen mehr werth als Gold." . . .

Mir scheint, daß der Alte die Gefahr bei der Begegnung mit einem Bären übertrieben. Ich hörte wohl in der That, daß, wenn hiesige Bauernweiber in den Wald nach Beeren gehen, der Bär sie oft erschreckt, doch daß er auf sie losginge — geschieht äußerst selten. Ich weiß nicht, wie weit die bei den hiesigen Bauern herrschende Meinung richtig ist, daß, wenn der Mensch zuerst den Bären bemerkt, so kann er ihn erschrecken und wegjagen, wenn aber umgekehrt der Bär zuerst den Menschen erblickt, so ist die Gefahr groß.

Hier folgen einige Fälle solcher Bärenbegegnungen. . . . „Zuweilen fällt er den Menschen an, wenn er gereizt wird oder keine Kraft hat zu entfliehen. Je kühner der Mensch ist, desto leichter hat er es mit dem Bären; in L*** ist ein alter Mann, der immer allein losgeht; er hatte schon 17 Bären erlegt, ist aber keineswegs etwa ein geschickter Jäger. So ging ich auch einst auf die Haselhühnerjagd und sehe, wie ein Bär einen Ameisenhaufen aufwühlt; da grunzte ich laut, wie ein Schwein; er wendet sich um, stößt einen stotternden Schrei aus und läuft davon; eine Werst jagte ich hinter ihm her. Er lief immer längs dem sumpfigen Waldesboden,

daher war's nicht möglich zu schießen; er verschwand im seichten Sumpf. Ein anderer Bauer ging auf Enten aus; plötzlich begegnet er einem Bären und erschrickt, kauert am Boden nieder, sitzt und schweigt; der Bär heult und stellt sich auf die Hinterbeine und geht auf den Hinterbeinen um ihn herum, bis er ihn fast zu Tode geängstigt, worauf er fortging, ohne ihm etwas gethan zu haben.

Einst hatte ich einen Kampf mit einem Wolf zu bestehen: er war in die Falle gegangen und schleppte sich mit der Falle immer weiter und weiter; lange konnte ich ihn nicht erjagen, endlich holte ich ihn ein, er aber setzt sich zur Wehr; bei solcher Gelegenheit muß der Mensch sehr kühn sein; ich dachte, daß es mir übel gehen würde. Eine Flinte hatte ich nicht, nur einen kräftigen Stock; ich holte mit dem Stock aus, da setzt sich der Wolf auf die Hinterbeine; die 12 Pfund schwere Falle hebt er mit dem Vorderbein auf und sitzt da wie ein Bauer mit dem Heiligenbilde. Ich stehe auf den Schneeschuhen und habe Angst, daß er mich nicht packt; dann spring' ich aus den Schneeschuhen heraus und will mit dem Stock auf ihn losschlagen, als er mir unter die Beine springt! Es gelang mir, ihm einen starken Schlag auf den Rücken zu versetzen; ich sehe — der Wolf läßt die Ohren hängen, da schlage ich los, wie's trifft!

Gott behüte, daß er mich bei den Beinen gepackt hätte! Später, als ich schon viele Wölfe eingefangen, hatte ich weniger Angst vor ihnen; man holt ein-, zweimal aus, nimmt einen Strick, bindet den Wolf an einen Ast, zieht das Fell herunter und geht mit der Beute nach Hause.

Ohne Falle war es mir noch nie gelungen, einen Wolf zu fangen, ich sah sie sehr selten; er spürt den Menschen und geht ihm aus dem Wege. Auch sah ich nie Wolfshöhlen, durch so viele Wälder ich auch gewandert bin; wahrscheinlich baut er seine Höhlen unter Moos, wohin der Mensch nicht gelangt, in tiefen Wäldern, wo mitten im Sumpf sich trockene Hügel erheben. Wenn's gelingt, einen in die Falle zu jagen, so wird sich an der Stelle zwei Monate lang kein Wolf zeigen, so furchtsam ist er, wenn er in Freiheit ist; kommt er aber in die Falle — so wird er boshaft. Zuweilen zerbricht er gar die Falle, indem er mit derselben gegen einen Baumstamm stößt; wohl an fünf Wölfe habe ich auf solche Art laufen lassen — sie verschwanden mit der Falle.

Um gute Jagd auf Wölfe zu machen, muß man im Winter an einem öden Ort in tiefem Walde eine kleine Hütte mit einem Ofen drin bauen, dann Aas von Pferden oder Kühen herzutragen und in einer Entfernung von 20 Faden vom Hause hinlegen, selbst aber einige Zeit nicht hingehen. Ein Mal läßt man die Wölfe sich sattfressen, und auch wohl ein anderes Mal, dann kann man kommen; den Ofen heizt man an und sitzt auf der Lauer. Um die Hütte steckt man junge Tannen, damit man nicht gesehen wird, auch wittern Einen die Wölfe durch die Tannen nicht so leicht. So hat man alle im Sack: wenn einer auch getroffen, so kommen die anderen doch immer wieder; mehr als ein Rudel kann so gefangen werden.

In früheren Zeiten machten auch die Herrschaften Jagd auf Wölfe: sie ließen tiefe Gruben im Walde graben, mit Steinen an den Wänden auslegen, oben leichte kleine Steine, trockene Aeste und Schnee auflegen, in die Grube aber Fleisch hineinlegen; der Hunger plagt die Wölfe — sie kommen auf die trocknen Aeste — und sind bald alle in der Grube. Auch jetzt noch gräbt man solche Gruben, doch fängt man wenig damit, es scheint, daß die Wölfe schlauer geworden." . . .

Der Alte war, wie mir scheint, im Irrthum: es giebt auch in unseren Wäldern Wolfshöhlen, doch hat er sie wahrscheinlich für Dachshöhlen gehalten; sowohl der Dachs als auch der Wolf bauen ihre Höhlen in alten Kohlengruben, sie führen sie sehr tief in verschiedenen Richtungen; der Unterschied liegt nur in der Größe, d. h. die Wolfshöhle ist größer: ein erwachsener Mensch kann bequem hineinkriechen. Man erkennt sie an der vor dem Eingang aufgewühlten Erde. Im Winter sind hier die Wölfe sehr dreist; sie kommen in den Dörfern vor die Fenster gelaufen: zu uns kam ein Wolf sogar in den Hof und, von dem Speisegeruch angelockt, gerieth er in die Küche.

Folgender Fall ereignete sich unlängst mit einem Bauern: er fuhr Holz in eine Kohlengrube; sowie er sich der Grube nahte, sprangen vier Wölfe heraus und warfen sich auf das ihm nachlaufende Hündchen; er nahm den Hund zu sich in den Schlitten und kehrte nun ins Dorf zurück; die Wölfe folgten seinem Schlitten: zwei liefen von der einen Seite, zwei von der anderen. Hart bis ans Dorf liefen sie nebenher; sie hatten große Lust, das Hündchen zu erwischen; nur dadurch rettete er sich, daß er mit

einem Stock bald in die eine, bald in die andere Seite schlug. „Sie fletschten mit den Zähnen, daß ich auf der Hut sein mußte, nicht selbst von ihnen ergriffen zu werden," fügte der Bauer hinzu ...

Wie schon oben gesagt, haben sich die Wölfe in unseren Wäldern in letzter Zeit sehr vermehrt; dies ist auch begreiflich, wenn man erwägt, daß man jetzt wenig Jagd auf sie macht; früher wurden sie von den Gutsbesitzern ausgerottet, welche Jagdpartien in großen Gesellschaften unternahmen; jetzt ist das in unserer Gegend ganz aus der Mode gekommen.

... „Kennst Du auch den Beuteldachs? er ist schwarz und weiß gestreift; er lebt in unseren Wäldern, ich fing ihrer viele. Er lebt, wie der Fuchs, in Gruben und Höhlen: er gräbt sich eine wenigstens 20 Faden lange Höhle mit verschiedenen Gängen. Diesem muß man die Falle in die Höhle stellen, in jede Höhle je eine Falle, und jeden Tag nachsehen, ob einer gefangen ist oder nicht; wo der Eingang in die Höhle ist, stellt man eine Falle hin, nur muß Einiges dabei beobachtet werden: wer noch nie einen Dachs fing, dem kann's nur schwer gelingen, wenn er nicht weiß, wie die Falle zu stellen ist, das Thier spürt es gleich. Ich vergrabe die Falle in die Erde, mache die Erde glatt und schütte Tannennadeln darauf; der Geruch des Eisens ist nicht zu spüren, wenn die Falle mit Tannennadeln bedeckt wird; sowie der Dachs auf die lockere Erde tritt, drückt er auf die Eisenplatten der Falle und die Klammern fassen ihn. Nur auf solche Art kann man ihn fangen. Wenn man mit einem Hunde geht, so wittert der Hund die Dachshöhle und läuft hinein, durchspürt alle Gänge, die schief und krumm gehen, sie sind lang und haben überall Ein- und Ausgänge. Zuweilen denkt man: der Hund ist verschwunden! sein Bellen ist kaum hörbar — so tief sind die Höhlen.

Einmal gelang es mir, selbst in die Höhle zu dringen; ich wollte sehen, wohin die Gänge führen, meine Eisenstange probiren und bei Gelegenheit auch Beute machen; zuerst führte der Gang in die Tiefe, dann wieder hinauf: hier sehe ich drei Thiere, das Weibchen mit zwei Kleinen; ich holte sie mit dem eisernen Widerhaken heraus und erschlug sie. Eine Arschin lang ist das Thierchen und ist am Körper fett; wenn man es im Herbst fängt, nachdem es den Sommer über sich gut genährt, so kann man wenigstens 5 Pfund Talg daraus gewinnen, und der Talg ist gut. Ich habe auch

jetzt noch Dachsfett bei mir, obgleich ich viel weggegeben: wenn Jemand sich die Hand oder den Fuß beschädigt, so ist es gut, damit zu schmieren, auch werden Pferde damit curirt. Einmal gerieth eine großmächtige Eule in die Falle. Klauen hatte sie, daß sie einen Hasen mit der Falle aufheben konnte, und fett war sie dabei! Faustdick war das Fett an manchen Stellen; zwei Pfund Fett konnte ich zusammenschmelzen; es war gutes Fett, wie das Dachsfett, das auch nicht gefriert.

Ich habe auch viele Marder und Fischottern gefangen, immer mit denselben Fallen; wer nicht die Handgriffe kennt, dem kann's nicht gelingen — man muß auch hierbei die Spuren verfolgen und dabei äußerst vorsichtig zu Werke gehen ... Zu allererst muß man die Thiere füttern, ohne Lockspeise wird man sie nie fangen: hat man einen todten Hasen, so legt man ihn irgendwo in eine kleine Erdvertiefung hin, da kommt die Fischotter gekrochen; sowie sie sich angewöhnt, immer zur selben Stelle zu kommen, stellt man ihr eine Falle auf den Weg. Marder werden ebenso gefangen: man schießt einen Hasen und hängt ihn am untersten Zweig eines Baumes auf; sowie ein Marder im Walde ist, wird er sich anlocken lassen; auf seine Spur stellt man die Falle, ebnet den Schnee und ahmt, um ihn irre zu führen, seine verwischten Spuren wieder nach. So macht man's im Winter, im Sommer ist's schwerer — oder man nimmt einen Hund mit; doch kann nicht jeder Hund einem Marder nachkommen; der Marder läuft von Wald zu Wald, zuweilen 5 Werst weit — wie soll man ihn einholen! Er ist ein flinkes Thier! Der Marder lebt meistentheils in Eichhörnchennestern; das Eichhörnchen baut sein Nest aus Moos auf Tannen und schleppt vielerlei Vorrath hinein; der Marder frißt das Eichhörnchen auf und bleibt in seinem Nest leben. Aus solchen Nestern hab' ich sie oft herausgeholt. Wenn man einmal mit der Flinte in die Nähe seines Nestes kommt, so giebt er seinen Wohnort auf: er wittert den Pulvergeruch und eilt geschwind fort. Jetzt trifft man wenig Marder; und was glaubt Ihr, was sein Fell kostet? ein gutes Fell ist 4—5 Rubel werth, das Fischotternfell ist billiger, das verkauft man auch für $1\frac{1}{2}$ Rubel." ...

Außer den Wölfen und Füchsen, von welchen die ersteren wenig verfolgt werden, die letzteren sich schwer fangen lassen und daher wenig gefangen werden, sterben alle übrigen kleinen Pelzthiere, als: Dachse, Marder,

Fiſchotter, Eichhörnchen und andere allmälig aus; in den hieſigen Wäldern wenigſtens hat ihre Zahl beträchtlich abgenommen. Nur allein die Eichhörnchen werden bis jetzt viel erbeutet: ich kenne einen Jäger, der in drei Wochen über 300 Stück erlegt.

...„Auf Füchſe müßte man jetzt Jagd machen; vergangenes Jahr ging ich meiſtens auf Wild los, auf Haſelhühner und Rebhühner im Spätſommer. Wißt Ihr, wie wir ſie durch ausgeſtopfte Vögel anführen? man ſäubert ein Birkhuhn von ſeinen Eingeweiden und ſtopft alte Lumpen hinein, oder man beſchlägt ganz einfach ein Holzſtückchen mit einem blauen Tuch, nur muß man es von unten, wo die Flügel ſind, entweder mit Kreide oder Farbe weiß und die Augenbrauen roth anſtreichen. Dann ſchlägt man ein Zelt auf, befeſtigt oben den ausgeſtopften Vogel und ſitzt im Zelt und lauert. Sowie die Sonne aufgeht, beginnen die Birkhühner auf und ab zu fliegen; ſie ſetzen ſich auf eine Fichte oder Birke, erblicken den ausgeſtopften Vogel und kommen auf ihn zugeflogen, da haſt Du nur zu ſchießen — das iſt höchſt einfach. Füchſe einzufangen iſt aber ſehr ſchwer. Ich glaube, das Fuchsweibchen wirft Junge zu Petri-Pauli; dann iſt auch am beſten die jungen Füchslein einzufangen, ſo lange ſie ſich noch nicht allein herauswagen und noch alle zuſammen bei der Mutter ſind. Wo junge Fuchsbrut iſt, da iſt Alles geordnet, die Erde feſtgeſtampft, auch Allerlei hinzugetragen, wie Wolle, Federn; die Mutter ſchleppt für die Jungen Haſen und Vögel herbei. Am Tage gehen ſie auf Beute aus, daher ſind ſie auch nicht anzutreffen, man muß den Abend abwarten, da verſammeln ſie ſich alle, da kann man die Jungen mit der Zange herausholen. Ich hatte drei junge Füchſe, die ich den ganzen Winter fütterte: von Petri-Pauli bis zum December. Die Fütterung iſt ſehr einfach: man wirft ihnen entweder Brod oder wenn man eine todte Krähe findet, auch die hinein; ſie müſſen durch kleine Bretter von einander getrennt werden, ſonſt freſſen ſie ſich gegenſeitig auf; nach oben legt man ein Brett und läßt nur ein paar Ritzen für die Luft. Große Füchſe fing ich ſelten, dieſe ſind ſehr ſchlau! Der Fuchs kommt an die Falle, hebt ſchon die Pfote auf, ſpürt die Gefahr und geht wieder fort. Wer den Zauberſpruch kennt, der kann fünf, ja ſogar zehn Füchſe auf einmal fangen; der Eine ſpricht den Spruch, der Andere treibt ihm den Fuchs zu. Einige Jäger ſchließen

Freundschaft mit dem Waldteufel und dadurch gelingt ihnen der Fang. So haben wir in W*** einen Zauberer, der hat in 2 Wochen 8 Stück gefangen, 4 Füchse und 4 Wölfe — wie fängt er das an? Wir fragten ihn darnach, doch konnte er's nicht sagen: denn dann wird er selbst nichts mehr fangen, der Teufel verbietet ihm es zu sagen. Was! Ihr glaubt das nicht? Wie geht es denn zu, wenn ich ein ganzes Revier mit Fallen umstelle, der Fuchs, als wenn er ein Mensch wäre, alle Fallen umgeht und ungefährdet herausläuft? Der Teufel treibt den Fuchs fort, weil wir ihm nicht dienen, ihn verlangt nach der Seele eines Zauberers, den anderen muß er den Fuchs umsonst geben. Was soll man da viel reden! Mangelt es denn bei uns an solchen Zauberern? Der Fuchs läuft ruhig fort und spürt nicht den Eisengeruch; bei mir aber mag man die Falle so tief vergraben, als man will, sowohl Fuchs als Wolf werden sogleich das Eisen wittern. Glaubt es mir. Ihr könnt Jeden fragen, Jeder wird's Euch sagen, auch der kein Jäger ist. Manche von den Hexenmeistern sind uns heimlich zugethan, die haben uns die Wahrheit verrathen: Er (der Teufel) erscheint ihnen nicht in seiner eigentlichen Gestalt, eher einem Menschen ähnlich; wenn man ihn aber in seiner wirklichen Gestalt erblickt, so hat man den letzten Tag gelebt — er schwebt hoch über dem Walde. Ein Zauberer sagte mir: Wenn Du im Walde gehst und auf seine Spur trittst, so empfindest Du sogleich an irgend einer Stelle Deines Körpers einen Schmerz. So lagerte ich einst im Walde Holz auf, als ich wahrscheinlicherweise auf seine Spur trat. Da ergriff mich ein heftiger Schmerz in der Seite. Der Schmerz war so stark, daß ich mich nur mit Mühe nach Hause schleppte; erst als eine Zauberin mir die schmerzhafte Stelle mit Salz einrieb, verging er. Auch wenn Du Zahnschmerzen bekommst, so ist nichts anderes dagegen zu thun, als wieder zur Zauberin zu gehen. Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wie so eine Zauberin schädigen kann! Sie verpestet den Wind, sie scheert einem Hunde das Fell ab, spricht ihren Zauberspruch darüber und läßt die geschorenen Haare im Winde fliegen — so kommen sie auf den Menschen geflogen und verpesten ihn. Wenn der Mensch aber am selben Tage ein Vaterunser oder ein anderes Gebet gesprochen, den schützt der Engel; wer aber die Gebete nicht kennt oder sie zu sprechen vergaß, der ist verloren: der Teufel setzt sich in seinem

Leibe feſt, wächſt dort und der Menſch beginnt zu heulen und zu ſchreien. Dies geſchieht auch bei Frauen; man führt ſie zum Abendmahl oder zur Beichte, dies gefällt dem Böſen nicht — er ſchreit und heult. Auch bei Trauungen gehen viele Menſchen zu Grunde ... Kennt Ihr die Alte in P***? Vermeidet, ihr zu begegnen, wenn Ihr auf die Jagd geht. Sie bat mich einmal um einen Haſen, ich hatte aber zu jener Zeit keinen. Was meint Ihr, was ſie that? Sie verhexte mich — ſeit der Zeit kann ich keinen Haſen fangen. Wir haben große Angſt vor dieſen Hexen! ſie können Einem das Jagen verleiden, den ganzen Menſchen verderben.

Wie viel Schrecken erlebt man in den Wäldern! Manchem kann man 10 Rubel bieten — er wird's nicht über ſich gewinnen, im Walde zu übernachten; wir ſind aber oft dazu gezwungen; wenn man auf die Rehjagd geht und ſich auf 20—30 Werſt entfernt — da bleibt man wider Willen im Walde. Manches Mal kann man gar nicht einſchlafen — nur die Langeweile bringt Einem dazu: der Gedanke iſt frei — was man da nicht Alles zuſammendenkt! Wenn Du ein Gebet ſprichſt — ſo ſchützt Dich Gott. Wie groß iſt die Gewalt des Böſen über den Menſchen! Der böſen Geiſter giebt's 12 Brüder und 12 Schweſtern. Die Gewalt des Böſen iſt ſo groß, daß er ſogar in die Kirche eindringt, doch kann er hier nur bis zum Cherubimgeſang verweilen — dann muß er weichen ... Wißt Ihr das nicht? Lebt lang und werdet alt, ſo erfahrt Ihr noch mehr." ...

II.

Aus einer Reise im transkaspischen Gebiet.

1.

Ein religiöses Fest der Schiiten.

Als ich nach Schuscha kam, war es schon spät Abends. Nur eine dunkle Silhouette der Stadtmauer, welche auf einem hohen, steilen Berge erbaut ist, war zu erkennen. Schuscha, die Gebietsstadt des gleichnamigen Kreises, war früher die Residenz der Khane von Karabagh. Dieser Punkt ist ziemlich gut befestigt, denn von zwei Seiten schützen ihn steile Felsen und auf den anderen Seiten eine sehr gut gebaute Mauer mit Thürmen. Der zur Stadt hinanführende Weg ist sehr beschwerlich, schlecht, mit großen Steinen gepflastert und dermaßen steil, daß fünf Pferde nur mit Mühe meinen Wagen hinaufzogen. Noch hatte ich die Höhe des Berges nicht erreicht, als ich über der Stadt einen hellen Schein bemerkte und Lärm an mein Ohr drang; je mehr ich mich der Stadt näherte, desto größer wurde der Lichtschein und sah schließlich einem Feuerschein ähnlich; der Lärm aber ging in ein wildes Gebrüll vieler Tausend Stimmen über. Ich passirte die schmalen Festungspforten und ein originelles, wildes Bild, wie ich es noch nie gesehen, bot sich meinen Blicken. Der ganze Marktplatz war buchstäblich mit Volk gefüllt, welches lärmte, raste oder blos gaffte. Tataren in Partien von etwa hundert Menschen, die, eine Linie bildend, auf dem Platze mit wilden Ausrufen hin- und hersprangen, während sie mit der linken Hand einander am Gürtel hielten, mit der rechten aber hoch über dem Kopf einen dicken Stock bei jedem Sprung schwangen. Solcher Partien gab es drei; Knaben mit allerlei Lappen und

Fellen, deren Haarseite nach außen gekehrt war, kostümirt, springen vor ihnen her, machen Grimassen und schlagen unter allgemeinem Geschrei auf türkische Trommeln und Kupferteller. Mullahs, welche als Anordner fungiren, feuern die Springenden mit Worten und Geberden an und stoßen und schimpfen das Volk; endlich springt irgend ein vornehmer Bek (Edelmann), dem Anschein nach der Hauptarrangeur, im Volkshaufen zurück und vorwärts und schwingt den Degen mit lautem Fluchen. In diesen Lärm mischt sich noch das Gespräch des gaffenden Volkes, das Wiehern der Pferde u. s. w. Ungeheuere Naphtafackeln, d. h. Lumpen in gitterartigen eisernen Körben, die fortwährend mit Naphta begossen werden, beleuchten die Scene; hunderte dieser hochauflodernden Fackeln werden hinter den Springenden auf hohen Stangen getragen. Aus der Masse der Springenden sondern sich Gruppen von Persern ab; sie haben einander nicht gefaßt, tragen aber in der linken Hand, als ob sie sich auf die Reise begeben wollten, ihre Mäntel; auch sie springen wüthend nach allen Seiten.

Alljährlich während der ersten neun Tage des Monats Mocharremi begehen die Tataren den Abend auf diese Weise, zum Andenken an die Leiden und den Märtyrertod der von den Schiiten geehrten Imams; der zehnte Tag ist dem Andenken des ersten Imams Hussein, des Sohnes Alis und Enkels Mohameds, gewidmet. Diese zehn Tage sind eine Zeit des Kummers und der Trauer für die Schiiten, welche während derselben strenge Fasten beobachten, d. h. während des ganzen Tages, von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung, nichts essen; die Frommen unter ihnen rasiren dann weder Kopf noch Gesicht, rauchen nicht, gehen nicht ins Bad und treten keine Reise an, sondern verbringen die meiste Zeit mit gottesfürchtigen Gesprächen, die aber durch die Prosa des tatarischen Lebens in Klatschereien verkehrt werden. Diejenigen, welche wirklich tagsüber sich der Nahrung und des Kaljans (Wasserpfeife) enthalten, entschädigen sich für diese Entbehrung zur erlaubten Zeit in reichem Maß, indem sie sich vom Abend bis zur Morgendämmerung den Magen überfüllen. In den Moscheen werden an diesen Tagen Abschnitte der Leidensgeschichte der Imams gelesen und Predigten über dieses Thema gehalten.

Die Leiden der Imams liefern auch den Stoff für eine Art von Mysterien oder ein Drama, welches theils an den ersten neun Tagen, theils

mit besonderer Pracht am zehnten Tage aufgeführt wird. Altem Gebrauche gemäß müßte das ganze Drama am zehnten Tage gespielt werden, doch wird es zur Bequemlichkeit der Schauspieler, wie auch der Zuschauer auf mehrere Tage vertheilt.

In Schuscha wird die Vorstellung folgendermaßen arrangirt: Bei der Moschee oder in einer Karawanserai oder sonstwo, wo ein großer, von Gebäuden umgebener Hof ist, wird ein gedielter Platz hergestellt. Die Schauspieler sind gewöhnlich Dilettanten, für die Hauptrollen werden jedoch häufig Acteure aus Persien verschrieben, das als Hauptnest der Schiitensekte gar nicht üble Meister dieser Kunst hat. Der Hauptarrangeur leitet auch die Kostümirung, welche originell und phantastisch, aber ziemlich willkürlich ist. Seltsam nimmt es sich z. B. aus, unter den Schauspielern, welche mit Panzern bekleidet sind, auf dem Kopfe einen Helm und in der Hand ein Schild haben, einen Acteur in moderner Viceuniform eines russischen Beamten mit einem alten Federhut auf dem Kopfe zu sehen. Mir wurde bedeutet, daß diese komische Figur einen französischen Gesandten darstelle, welcher der Ueberlieferung nach an einigen der dargestellten Ereignisse Theil genommen haben soll. Ein anderer Schauspieler, der einen arabischen Khalifen darstellt, sitzt sehr wichtig mit einem alten französischen Cavalleriecasquet auf dem Kopf, von welchem ein langer Haarbusch herabhängt. Die Frauenrollen werden durch Männer dargestellt, welche mit Tüchern und Shawls ganz wie die einheimischen Frauen bis zu den Augen verhüllt sind. Der Hof, wo die Aufführung stattfindet, ist mit Menschen dicht gefüllt; die oberen Galerien der Karawanserai besetzen Frauen.

Die Schauspieler nehmen Aufstellung und setzen sich auf einer halbkreisförmigen Plattform. Alle halten kleine Heftchen in der Hand, woraus sie in singendem Tone und gewöhnlich mit kläglicher Stimme ihre Rolle ablesen. Ich erinnere mich eines Schauspielers aus Persien, der den Mörder des Propheten darstellte und mit wohllautender Stimme und großem Ausdruck declamirte, so daß die Zuhörer buchstäblich elektrisirt wurden. Ueberhaupt machen diese Vorstellungen auf die Menge einen starken Eindruck; von allen Seiten vernimmt man Schluchzen und Weinen. Einige besonders rührende Scenen, z. B. wenn der junge Imam, der letzte am Leben gebliebene Verwandte Husseins, vor dem Auszuge in die Schlacht

von seiner Mutter und seinen Verwandten sich verabschiedet, erhebt sich so lautes Stöhnen und Wehklagen, daß die Reden der Schauspieler übertönt werden und der Gang der Handlung unterbrochen wird. Ich sah Greise, welche wie Kinder weinten und heulten; von den Frauen selbstverständlich nicht zu reden; sie schwimmen in Thränen, drehen und wenden sich und klagen während der ganzen Vorstellung. An der Aufrichtigkeit einer so ungewöhnlichen Trauer ist wohl ein Zweifel erlaubt, denn wahrscheinlich spielt da die Ueberzeugung des Schiiten mit, daß jede bei solcher Gelegenheit vergossene Thräne einen ganzen Haufen Sünden abwäscht.

Während der neun Tage durchziehen die Tataren in Prozessionen die Stadt, singen verschiedene Trauerhymnen und schlagen nach dem Takt des Gesanges auf die Brust. Sobald der Abend anbricht, strömen, wie schon erwähnt wurde, die Partien der Springer von allen Seiten der Stadt auf dem Platz zusammen und rasen dort bis in die späte Nacht hinein. So legen die Tataren ihre Trauer an den Tag und gleichzeitig auch ihre Bereitwilligkeit, für ihren Glauben und für ihre Imams einzustehen; oder, da die Imams nicht mehr unter den Lebenden weilen, wollen sie der Welt zeigen, wie sie dieselben vertheidigt hätten, falls sie noch lebten und litten.

Noch unlängst waren diese nächtlichen Versammlungen von der Regierung verboten, weil sie häufig zu blutigen Scenen führten. In einer jeden tatarischen Stadt sind nämlich unbedingt Parteien vorhanden, deren Entstehung in ferne Vergangenheit zurückreicht; ohne sich wie nöthig die Ursache der Mißverständnisse unter einander zu erklären, vermischen sie das wirre Durcheinander ihrer Geschichte mit dem Alltagsgeschwätz und den Intriguen des Tages. In Schuscha leben die Nachkommen zweier Parteien, welche einstmals wegen zwei Prätendenten auf den persischen Thron mit einander in Fehde lagen; diese beiden Parteien, Goidari und Neemiti (das Land gehörte zu Persien), verwandelten sich später in Anhänger und Gegner des Gouverneurs und sind auch jetzt nicht abgeneigt, bei passender Gelegenheit auf einander loszuschlagen, ganz ebenso wie einst ihre Vorfahren. Diese kriegerischen Neigungen sind der localen Obrigkeit wohl bekannt, daher denn eine Partei mit allen Ehren von dem Sammelplatz fortgeschafft wird, während die andere ihre Ankunft mit lautem Geschrei ankündigt. In einer Stadt Transkaukasiens blieben, wie mir berichtet wurde, bei

einem solchen nächtlichen Fest außer Verwundeten und Contusionirten auch einige Dutzend Todte auf dem Platze.

Der Beschreibung des letzten Festtages seien einige Worte über ihre Entstehung vorausgeschickt.

Der Imam Hussein, Sohn Alis, des Vetters Mohameds, der mit des Propheten Tochter Fatme verheirathet war, wurde vom arabischen Khalifen Jesid, weil das Volk in Medina ihm anhing, lange heimlich verfolgt, bis endlich Hussein sich gegen seinen Verfolger erhob. Er versicherte sich des Beistandes der ihm ergebenen Stadt Kjufa und sammelte ein Heer, doch wurde der Aufstand bald unterdrückt und der Imam, den seine Anhänger im Stich ließen, in die Wüste am Euphrat getrieben, wo seine Kinder und Verwandten, mit Ausnahme seines kranken Sohnes, nach Beweisen großer Tapferkeit einer nach dem andern in höchst ungleichem Kampfe fielen. Ihre Leichen wurden von den Feinden beschimpft, ihre Habe geplündert; die Frauen und weiblichen Angehörigen Husseins nebst den auf Piken gesteckten Köpfen der Getödteten wurden zum Khalifen nach Scham (Damaskus) gebracht. Neun Tage dauerte der ungleiche Kampf und am zehnten hauchte auch der Tapferste der Tapfern, Hussein selbst, sein Leben aus. Seine irdischen Ueberreste wurden an einem Ort bestattet, der Kerbelai (Ort der Trauer und des Kummers) heißt und ein großes Heiligthum und Haupt-Wallfahrtsort der Schiiten wurde. Zur Erinnerung an diese zehn Tage werden alljährlich Gebete abgehalten, Fasten beobachtet und die Ceremonien begangen, von denen die Rede ist. Die Feier am zehnten Tage zeichnet sich durch besondere Festlichkeit aus. Eine sehr große Prozession, welcher die ganze Bevölkerung folgt, zieht zur Stadt hinaus, um auf einer Wiese einer Darstellung des letzten Aktes des blutigen Dramas beizuwohnen, welches sich einst an den Ufern des Euphrat abspielte und seitdem, ausgeschmückt, einen legendarischen Charakter erhalten hat.

Mitten im Volke auf dem Stadtplatze in Schuscha wartete ich auf das Schauspiel, welches, was Fanatismus und Wildheit betrifft, wahrscheinlich nirgends seines Gleichen hat. Langgezogene Rufe: „Hussein, Hussein!“ kündigten die Ankunft der Prozession an, die auch bald sichtbar wurde. Voran ziehen still Männer, die sich verwunden. Mehrere Hundert Menschen marschiren in zwei Reihen, sich mit der linken Hand einander haltend, in der Rechten

Perſer.

aber einen Degen, deſſen ſcharfe Seite zum Geſicht gekehrt iſt. Die Kopfhaut der Fanatiker iſt mit Degen-Schnitten bedeckt, aus den Wunden fließt

das Blut buchstäblich in Strömen, welches auf den Gesichtern zu einer dunkelrothen Rinde gerinnt und sie verdeckt; nur das Weiße der Augen und die Reihen weißer Zähne treten unter diesen massenhaften Blutflecken hervor. Nicht ohne Schmerz kann man auf die sich verwundenden Knaben blicken, welche an der Spitze des Zuges gehen. Um den Hals hat jeder von ihnen ein Laken, welches gestärkt ist, damit das Blut nicht aufs Kleid rinne. Die Laken aber sind blutbefleckt oder, richtiger, in Blut getaucht.

In der Mitte zwischen den beiden Reihen schreiten die Haupthelden des Tages, welche darin eine Ehre sehen, durch körperliche Leiden es dem Hussein gleich zu thun; halb nackte Fanatiker, die durch verschiedene in den Körper gestoßene scharfe Gegenstände über und über verwundet sind. Die vordere Seite des Kopfes eines solchen Mannes ist, ähnlich den Zinken einer Krone, mit dünnen Holzstückchen geziert, welche auf der Stirn und in den Backen bis zu den Ohren unter die Haut gesteckt sind; dort werden auch kleine Schlösser angebracht und kleine zusammenlegbare Spiegel und eben solche sind an den Händen, auf der Brust und am Bauch aufgereiht. Die kleinen Spiegel sind mittelst Drahthäkchen in die Haut gesteckt. Auf der Brust und auf dem Rücken sind je zwei Dolche so fest zusammengebunden, daß die geringste ungeschickte Bewegung genügt, damit die Schneide in den Körper dringe. An den Seiten, quer über den Körper, sind ebenfalls zwei Degen befestigt, deren Schneide dem Körper Gefahr droht. An das Ende der Degen werden je nach dem Eifer des betreffenden Selbstquälers Kupferkettchen oder schwere eiserne Ketten angelegt. Außerdem ist der Körper überall mit langen oder kurzen Eisen- oder Holzstäbchen besteckt, welche zur Vermehrung des Schmerzes dienen. Diejenigen, welche vor dem Volke paradiren wollen, ohne sich großen Schaden zuzufügen, stecken diese Gegenstände nur leicht oder gar nicht in die Haut und binden sie so geschickt an, daß sie aus der Ferne in der Haut zu stecken scheinen. Die Selbstquäler der anderen Kategorie sind überhaupt weniger zahlreich als die Ersteren, höchstens fünf bis sechs Personen, und es ist beinahe anzunehmen, daß sie weniger leiden, als diese, von denen viele vor meinen Augen bewußtlos niedersanken oder im Zustand vollständiger Erschöpfung von ihren Verwandten fortgebracht wurden.

Hinter den Selbstquälern geht das Volk, welches sich das bessere

Theil erwählte — bei der allgemeinen Buße ſich mit der Trauer allein loszukaufen. Die ſchwarzen oder violetten Trauer-Kleider ſind auf der Bruſt offen und unter allgemeinem Geſchrei wird an die Bruſt geſchlagen; Einige begnügen ſich dabei nicht, einfach die Hand zu benutzen, ſondern bedienen ſich dazu großer, ſchwerer Ziegelſteine. Die arme Bruſt färbt ſich purpurroth

Ein Fanatiker.

von den Schlägen und das Volk drängt ſich um dieſe Fanatiker mit dem Rufe: „Seht, da ſind ſie, unſere Seligen, die Stützen unſerer Gottesfurcht.“ Ein Derwiſch mit ſpitzem Hütchen, das mit heiligen Inſchriften bedeckt iſt, hatte um den Hals Ketten und einen Strick mit einem großen Steine, wodurch ſein Rücken ganz zuſammengebogen wurde. Frauen, welche der

Prozession folgen, drängen sich abwechselnd an ihn heran, um wenigstens einen Blick auf den Gerechten zu werfen. Uebrigens erwählen sich die Derwische in diesen Tagen meistens eine friedlichere Beschäftigung: sie breiten kleine Teppiche auf dem Wege aus, legen darauf Kränze, Steinchen und andere Kleinigkeiten aus Kerbelai und verschiedenen anderen heiligen Orten, setzen sich selbst daneben und bitten mit ausgestreckten Händen die Vorübergehenden um Almosen für die Leute Gottes.

Ferner wird in der Prozession ein viereckiges spitz zulaufendes Schränkchen getragen, welches mit Shawls und Spiegeln behängt ist. Quer über der Bahre liegt ein Mensch in reicher Kleidung — der getödtete junge Imam. Viel Volk drängt sich an die Bahre, denn Jeder hält es für ein Glück, sie auch nur berühren zu können. Der junge Imam, der Neffe Hussein's, hatte seinen Onkel nur mit Mühe bewogen, ihn in die Schlacht ziehen zu lassen und dieser, ehe er ihn dem gewissen Tode zusandte, seinen langgehegten Wunsch, ihn mit seiner Tochter zu verloben, verwirklicht; daher trägt auch ein hinter der Bahre folgender Tatar auf seinem rasirten Kopfe eine bemalte Schüssel mit den Attributen der Hochzeitsceremonien. Weiter folgt ein Krieger mit Helm und Panzer; über letzteren sind Shawls gebunden. Er trägt in der rechten Hand ein hübsches, kleines Beil und stellt den Heerführer des Khalifen dar, welcher den Imam ermordete. Hinter ihm wird das Pferd Hussein's, kostbar gezäumt und mit reich verziertem Sattel, geführt. Der Sattel ist mit Pfeilen besteckt, gleichwie das ganze Pferd, doch sind auf diesem die Pfeile durch zusammengerollte Papierstückchen ersetzt, welche, um Blutflecken darzustellen, mit rothem Wachs befestigt sind.

Nun wird mit großen Ehren der Imam selbst getragen: eine reichgeschmückte Puppe ohne Kopf; an der Stelle des Halses sind in die Kleidung einige Wirbel einer Kuh mit blutigen Fleischstücken gesteckt. Die Brust des Todten, an welche zwei lebende Tauben, seine Unschuld anzudeuten, befestigt sind, bedecken Pfeile. Auf derselben Bahre kniet ein Knabe, durch ein weißes, blutbeflecktes Todtenhemd ganz verhüllt; für die Augen sind Löcher in das Gewand geschnitten und entsprechend der Stelle des Mundes hängt eine lange, angenähte rothe Zunge, den Durst andeutend, von dem der Imam und seine Familie gequält wurden; der Knabe hat seinen Kopf mit den Händen gefaßt und fällt jeden Augenblick zu Füßen

des getödteten Huſſein nieder. Neue Volkshaufen folgen mit Wehklagen der heiligen Bürde. Den Beſchluß machen Mullahs und die Schauſpieler, letztere vollſtändig koſtümirt und bewaffnet. Das Volk, Männer und Weiber zu Pferde und zu Fuß, wälzt ſich in dichten Haufen hinter der

Der todte Imam.

Prozeſſion her. Thüren, Fenſter und Balkons der benachbarten Häuſer, wie auch die Stadtmauer ſind mit Volk beſetzt.

Endlich langt die Prozeſſion vor der Stadt an, wo auf einer Wieſe die Vorſtellung vor ſich geht. Die Selbſtquäler ſetzen ſich vorne im Kreiſe, dann kommt das übrige Volk, ganz hinten die Reiter. Die Vorſtellung nimmt ihren Anfang und Jammer und Wehklagen der Zuſchauer erfüllt die Lüfte. Um die Vorſtellung feierlicher zu machen, wird an dieſem Tage ruſſiſche Militärmuſik

engagirt, die mit dem ganzen Charakter der Aufführung gar wenig harmonirt. Eine noch weniger effectvolle Rolle spielen donische Kosaken, welche wegen der beschränkten Zahl der Schauspieler als Mörder des Imams fungiren. Gewöhnlich beenden die Kosaken die Vorstellung mit einer Attake, doch während meiner Anwesenheit ereignete sich ein gar komischer Zufall. Der junge Imam, welcher gegen seine Feinde auszieht, schlägt sie alle in die Flucht. Die Kosaken, welche die Krieger des Khalifen darstellten, hätten demnach vor dem vierzehnjährigen Knaben zurückweichen müssen, doch schien ihnen das wenig zu behagen, denn anstatt sich zurückzuziehen, trieben sie den Jüngling so in die Enge, daß er davonlief. Der Gang der Handlung war unterbrochen, das Volk äußerte laut seine Unzufriedenheit und schrie den Kosaken zu, sie müßten zurückweichen, die Flucht ergreifen. Doch diese dachten nicht daran; warm geworden, steckten sie ihre Säbel nicht früher in die Scheide, als bis man ihren Pferden in die Zügel fiel und sie aus dem Kreis führte.

Mit dieser Vorstellung enden alle Ceremonien dieser Feste. Es wird erzählt, das Volk habe es in früheren Zeiten für seine Pflicht gehalten, beim Schluß des Festes alle Darsteller der Mörder des Imams durchzupeitschen, daher sich auch wenig Liebhaber für diese Rolle fanden. Gegenwärtig ist dieser Gebrauch abgeschafft.

2.

Die Duchoborzen.

Von einem hohen Bergrücken aus blickten wir in ein Thal, in welchem das Duchoborzendorf Slawjanka liegt. Etwas weiter hinter den Bergen sollen noch einige Dörfer dieser Sektirer liegen, doch bekam ich sie nicht zu Gesicht. Bald begegneten uns auch die Duchoborzen selbst; in großen Haufen kehrten sie mit Sensen und Harken von den Heuschlägen nach Hause zurück. Sie tragen weiße Hemden, nach Soldatenart in die breiten Beinkleider gesteckt, und Mützen mit großen Schirmen. Die Menge schaute

heiter aus; sie unterhielten sich und lachten. Als sie meiner ansichtig wurden, zogen sie höflich die Mützen.

Das Dorf liegt in einem Hohlweg, an einem reißenden Bergflüßchen, das in die Kura fällt; von hier bis Jelisawetpol dürften etwa 60 Werst

Duchoborze.

oder etwas drüber sein. Ringsum liegen Berge, fast ganz ohne Vegetation, doch in der Ortschaft selbst, die 205 Häuser und etwa 600 Bewohner männlichen Geschlechts hat, giebt es viel Grün und Bäume. Die Duchoborzen kamen oder, richtiger, wurden hierher aus dem Taurischen Gouvernement ausgesiedelt, in welches wiederum sie in den zwanziger Jahren aus den

inneren Gouvernements übergesiedelt waren. Viele Greise erinnern sich sehr wohl ihrer Heimath im alten Rußland, im Tambow'schen, Ssaratow'schen und anderen Gouvernements. Die erste Partie kam hierher im Jahre 1840, andere folgten später. Sie hatten es Anfangs ziemlich schwer, da sie in der ersten Zeit gezwungen waren, sich bei den benachbarten Armeniern und Tataren niederzulassen, die mit ihnen sehr unbarmherzig umgingen, sie beraubten und selbst umbrachten. In der Nähe giebt es keinen Wald und die Holzanfuhr auf den Bergpfaden ist überaus schwierig, daher sie auch nicht daran denken konnten, sich anzubauen; viele kehrten in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurück und zogen wieder nach Rußland. Die Lage der Zurückbleibenden verbesserte sich nach und nach, und heute nach fünfundzwanzig Jahren sind die Ansiedlungen der Duchoborzen, wenn ich nicht irre vier Dörfer, so vorzüglich gebaut und eingerichtet, daß die benachbarten Eingeborenen sie darum beneiden.

In früheren Zeiten wurden ihre Lehren streng verfolgt und man war bemüht, ihre Verbreitung zu verhindern; das war auch der Grund, weshalb die Duchoborzen nach Taurien und darauf in eine noch einsamere Gegend, in die Berge Transkaukasiens, ausgesiedelt wurden. Kaiser Alexander der Erste besuchte sie noch im Gouvernement Taurien, wohnte ihrer Betstunde bei und hinterließ durch sein gnädiges Verhalten nicht nur ein gutes Andenken bei den Sektirern, sondern verbesserte auch ihre damals durchaus nicht beneidenswerthe bürgerliche Stellung. „Erst seit seinem Besuch", sagen die Duchoborzen, „betrachtet man uns als Menschen und wir konnten Vieh in die Stadt treiben und verkauften oder kauften Etwas. In früheren Zeiten aber hörten wir bei solchen Gelegenheiten nur Schimpfreden, wie z. B. Ihr seid keine Christen, seid Menschen, die sich eigentlich verbergen sollten." Man bemerkt leicht, daß die früheren Verfolgungen und Beleidigungen ihnen wohl erinnerlich sind und, obgleich bessere Zeiten anbrachen, nur wenige Duchoborzen geneigt wären, in das Innere Rußlands überzusiedeln. Der Grundgedanke der Religion der Duchoborzen läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken. Der einige Gott in drei Personen: Gott Vater — das Gedächtniß, Gott Sohn — der Verstand, Gott heiliger Geist — der Wille, Gott — die Dreieinigkeit. Schriften besitzen sie nicht und erkennen weder das Evangelium, noch die Bibel, noch die Bücher der

heiligen Väter der rechtgläubigen Kirche an. „Diese Schriften", sagen sie, „sind von Menschenhand geschrieben und unvollkommen ist, was Menschenhand schuf." Ihre Begriffe über Christus sind sehr unklar; neben der unklaren Auffassung, daß er der Gott-Mensch ist, haben sie nicht den geringsten Begriff, wie er lebte und wofür er litt. Die Quelle ihrer Kenntnisse über Christus sind ihre sogenannten Psalmen Davids. Diese Psalmen sind die einzig gebräuchlichen Gebete der Duchoborzen; wie wenig sie jedoch dem Propheten David zugeschrieben werden können, welcher von ihnen hoch verehrt wird, beweisen die Muster, welche ich gesammelt habe. Mag sein, daß ihre Gebete zur Zeit der Entstehung der Sekte mehr Sinn hatten, doch da sie sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzten und auch heute noch nur mündlich überliefert werden, so ist es, zumal diese Leute weder lesen noch schreiben können, nicht verwunderlich, daß viele Worte und Phrasen entstellt und in lächerlichster Weise ihres Sinnes beraubt sind. Die Duchoborzen sind aber überzeugt, daß jedes Wort dieser Psalmen aus dem Munde des Psalmisten selbst ihnen überliefert sei.

Das Mißtrauen oder, richtiger, die Abneigung gegen alles Geschriebene führt sie zuweilen zu Absurditäten. Neben dem Propheten David z. B. ehren sie besonders drei Persönlichkeiten des Alten Testaments; diese sind: Ananjas, Asarjas und Misael, und zwar deshalb, weil sie bis zum letzten Moment am Kreuze Christi standen. „Der Apostel Petrus", sagen die Duchoborzen, „stand Christus sehr nahe und doch verleugnete er ihn, diese aber blieben bei ihm." Als ich darauf bemerkte, daß diese drei Männer viel früher als Christus lebten und seiner Kreuzigung daher nicht beiwohnen konnten, antworteten die Duchoborzen, nicht ihre Sache sei es zu kritisiren, es genüge zu glauben, was von den Vätern überliefert wurde.

„Ist Euch nicht bekannt," sprach ich zu einigen Greisen, die sich mit mir unterhielten, „daß außer David auch andere Propheten des Alten Testamentes Vieles über Christus prophezeiten, so z. B. Jesaias?"

„Was für ein Jesaias, Väterchen?" unterbrachen sie mich. „Etwa Abraham, Isaak, Jakob? Wer kann sie alle kennen, viel sind ihrer und lange her ist es, als sie lebten!"

Was die Heiligen der griechischen Kirche betrifft, so lassen sie die Möglichkeit zu, daß sie sehr gute Menschen gewesen, aber auch nichts mehr.

Das Dogma vom Gehorsam gegen die Obrigkeit beginnt infolge der praktischen Nothwendigkeit bei ihnen in Kraft zu treten und andererseits beginnt das geliebte Dogma der Duchoborzen: „Fürchte nichts und vertraue auf Gott" an Bedeutung zu verlieren. Mir fällt dabei ein komischer Vorfall ein. An einem Sonntag, den die Duchoborzen mit Branntwein und Müßiggang begehen, fluchte ein verabschiedeter Soldat (solcher giebt es viele unter den Sektirern) unter meinem Fenster, ich schickte meinen Führer, einen Kosaken, hinunter und ließ ihm sagen, daß er seine Schimpfreden an irgend einem andern Ort führen solle. Vom Fenster aus sah ich, wie mein Kosak ihn zurechtwies: „Wie kamst Du darauf, hier Schimpfreden zu führen, siehst Du nicht, daß ein fremder Beamter hier logirt, das ist schlecht." —

Der Trunkenbold blickte meinen Gesandten verächtlich an, stemmte die Hände in die Seiten und ertheilte ihm singend die Antwort: „Ich fürchte Dich nicht, vertraue aber auf Gott!"

Der Kosak machte eine Handbewegung und kehrte ärgerlich zu mir zurück. „Mit dem ist nicht zu reden, Euer Wohlgeboren, ein Grobian, wie Trunkenbolde sind . . ."

Wir ehren den Zaren, versichern die Duchoborzen, und es ist Verleumdung, wenn das Gegentheil behauptet wird; es ist unmöglich, den Zar nicht zu ehren, nur nennen wir ihn nicht unsern Vater, wie die Rechtgläubigen.

Der Gottesdienst der Duchoborzen ist im höchsten Grade einfach. An einem Sonntag führte man mich in ein Bauernhaus, das für den Gottesdienst bestimmt war. Es war eine sehr reine gewöhnliche Bauernstube, geräumig, aber niedrig, mit einem großen russischen Ofen und mit hübschen Handtüchern decorirt. Die Stube war mit Menschen dicht gefüllt. Die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern; die älteren Leute sitzen auf Bänken, die Uebrigen stehen. Abwechselnd sagen sie Gebete her; sobald sich Einer versieht, corrigiren ihn die Anderen: „Das ist nicht richtig!" „Wie denn anders?" „So muß es heißen", und nun versieht sich der Corrigirende selbst und wird von allen Seiten corrigirt. Ich machte die Bemerkung, daß sich vorzugsweise die Männer versehen, die Frauen kennen die Gebete besser und die Correcturen kommen meistentheils von ihrer

Seite. Das Herſagen der Gebete dauert ziemlich lange, bis der ganze Vorrath erſchöpft iſt oder, was während der ſchweren Arbeitszeit vorzukommen pflegt, die Anweſenden Erſchöpfung zeigen, und aus den Winkeln und von den bequemen Plätzen her Schnarchen ertönt. Dann richtet irgend Jemand an die Verſammlung die Aufforderung, zum Geſang überzugehen: „Was meint Ihr, hier iſt es ſchwül, gehen wir nicht auf den Hof ſingen?"

Alle begeben ſich auf den Hof und wieder nehmen die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite Aufſtellung. Dieſer Gebrauch wird ſtreng beobachtet, denn er gilt als die Befolgung des Gebots: während des Gebets habe das Abbild Gottes vor dir. Auch geſungen wird lange, immer dieſelbe traurige und ſchwermüthige Weiſe, daß man ordentlich melancholiſch wird; man gedenkt der Heimath in der Ferne, der Wolga und der Burlaken mit ihren Liedern. — Vor der Reihe der Männer ſteht ein Vorſänger, der jeden Pſalm beginnt. Im Dorfe Slawjanka verſah dieſes Ehrenamt ein Greis, der häufig mit mir plaudern kam und nie mit leeren Händen; bald brachte er eine Honigſcheibe, bald friſche Gurken, und ich meinerſeits unterließ es nie, ihm eine Handvoll Cigaretten zuzuſtecken, mit denen er, wie mir erzählt wurde, vor den Nachbarn wichtig that: „Das Alles ſteckt mir der Beamte zu — aus Achtung." Mehrmals ſpielte er leiſe auf die Wichtigkeit ſeines Amtes an: „Nimm, wen Du willſt, er kann es nicht, man muß dazu berufen ſein" . . . Nur der Vorſänger und vielleicht noch einige Wenige folgen beim Geſange den Worten, die übrigen aber heulen blos mit.

Vor dem Schluß des Gottesdienſtes bilden die Andächtigen einen Halbkreis, verbeugen ſich und küſſen einander; die Männer ſchreiten die Reihe der Männer, die Frauen die der Frauen entlang. Sie reichen ſich die rechte Hand, verbeugen ſich zweimal gegen einander, küſſen ſich und dann folgen wieder zwei Verbeugungen. Die letzte, beſonders tiefe Verbeugung machen die Männer zur Seite der Frauen hin und dieſe zur Seite der Männer. Die Verbeugungen nehmen ſich ſehr plump aus und werden ein wenig ſeitwärts gemacht. Jeder der Andächtigen macht dieſe Ceremonie unbedingt mit Allen, ohne Ausnahme der heranwachſenden Jugend, durch. Sehr kleine Kinder ſah ich bei dieſen Gebetübungen nicht.

Während der Verbeugungsceremonie dauert der Gesang fort; ist sie zu Ende, dann werden die Mützen aufgesetzt und Alles geht nach Hause.

Ihre Psalmen schrieb ich nach dem Diktat alter und junger Duchoborzen wörtlich nieder; die Einen wie die Anderen, insbesondere die Greise, begreifen, was sie sprechen, sehr schlecht, plappern die Worte auswendig her, ohne den Sinn zu begreifen. Ersuchte ich sie um Erklärung einiger Stellen, so antworteten mir die Greise: „Wer kann sie wissen, die Weisheit Gottes ist schwer zu erfassen", oder: „Gott mag sie wissen, ich weiß sie nicht; so beteten unsere Eltern, so beten auch wir, lehren unsere Kleinen und Gott mag wissen, was es bedeutet." Ich erhielt auch Erklärungen, doch waren sie meist dunkel, und es war nicht zu verkennen, daß ähnlich lautende Worte und Phrasen für Identität des Gedankens gehalten werden. Sobald Einem beim Hersagen von Psalmen ein Wort fehlt, geräth er sofort in Verwirrung und fängt von vorne an. Es kommt auch vor, daß ein braver Duchoborze einen großen Theil aus der Mitte des Gebetes ausläßt und erst, wenn er geendet, darauf aufmerksam wird. Nach einigem Nachdenken meint er: „Ich scheine etwas ausgelassen zu haben, denn gar zu schnell bin ich zu Ende." Zuweilen bemerkt der Hersagende die Lücke zur rechten Zeit. „Nein, das ist nicht so, lest bitte, was Ihr dort aufgeschrieben habt." Ich lese: „Und wir werden theilhaftig des heiligen Abendmahls des göttlichen, des belebenden —". „So, so, jetzt schreibt: Unseres Heilandes" — und dann beginnt er den ganzen Vorrath der erlernten Worte vor sich hinzumurmeln: Des göttlichen, des belebenden, des Heilandes . . . Des göttlichen, des belebenden . . . schreibt noch des unsterblichen . . . Wie nun weiter? Daß ich nur nichts vergesse, lest recht nochmals von Anfang . . ."

Bei den gemeinsamen Gebetübungen kommt dergleichen selbstverständlich nicht vor, weil jeder Fehler sofort von den Anwesenden verbessert wird.

Sie beten nicht nur an Sonntagen, sondern auch an Wochentagen spät Abends, nach beendeter Arbeit, besonders am Sonnabend.

Es ist seltsam, daß die Duchoborzen mit ihrem gesunden Menschenverstand ihre Psalmen dem Propheten David zuschreiben, während der Inhalt des größten Theils derselben klar auf die Zeit und die Umstände hinweist, welche die Bildung nnd Entwickelung ihrer Sekte begleiteten. Als Beispiel lasse ich ein Gebet oder einen Psalm folgen, gewissermaßen den

Katechismus der Glaubenslehre der Duchoborzen. Ich wiederhole, daß ich das Gebet wörtlich niederschrieb:

„Dem Gott, welchem wir im Geiste dienen, preisen wir in Jesu Christo! Den Geist empfingen wir, vom Geiste nehmen wir und sind muthig. Wir glauben an den alleinigen allmächtigen Gott, Schöpfer des Himmels, der Erde und des hellen Lichts. An ihn glauben wir. Wir taufen*) uns im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wir beten zu Gott im Geiste, im wahrhaftigen Geiste und zum wahrhaftigen Gott. Mit meiner Stimme rufe ich Gott an, mit meiner Stimme bete ich zu Gott. Wir beichten dem himmlischen Vater, denn er ist gnädig, seine Güte dauert ewiglich, sintemal uns unsere Sünden erlassen werden, wir empfangen das heilige, göttliche, Angst einflößende, belebende Abendmahl des unsterblichen Jesu zur Vergebung der Sünden. Wir gehen in die Kirche Gottes, in die alleinige heilige apostolische Kathedrale, wo die wahren Christen sich versammeln. Wir haben einen rechten, ehrwürdigen Geistlichen, keinen lügenhaften, noch bösen, welcher von den Sündern abgesondert ist. Die Mutter Gottes nennen und verehren wir, denn sie gebar Jesum Christum zur Vergebung der Sünden Adams. Wir ehren die Heiligen und eifern ihnen nach.**) Wir beten das heilige Gottesbild an, das unschätzbare Gottesbild, das heilige Bild, welches singt und spricht. Wahre Heiligenbilder, unähnlich den beschriebenen Pergamenten***), die der Sohn des Vaters und des heiligen Geistes schafft.

Den Kaiser ehren wir; Gott schütze den Kaiser; erhöre uns! Wir beobachten die Fasten — die Enthaltsamkeit in den Gedanken. Schütze mich vor jeglichem Bösen, vor Murren meiner Lippen, vor Todtschlag, Unenthaltsamkeit. Nimm von mir alles Unwahre! Wir haben die Ehe, eine Einrichtung der ewigen Wohlfahrt, worin wir uns festigen In eine von Menschenhand gebaute Kirche wünschen wir nicht zu gehen. Die ge-

*) Die Duchoborzen haben weder die Taufe, noch die übrigen Sacramente. Ihre Religion kennt überhaupt keine Ceremonien, wodurch sie sich von anderen Sekten unterscheiden.

**) Ich muß hier bemerken, daß Vieles in dem Gebete den Reden der Duchoborzen widerspricht.

***) Wahrscheinlich: „Bildern unähnlich."

malten Heiligenbilder beten wir nicht an, denn wir vermuthen in ihnen keine Heiligkeit und nichts Heilbringendes. Daher legen wir nicht unsere Hände auf uns, sondern nehmen unsere Zuflucht zu dem Wort Gottes, dem belebenden Kreuz. — Unserem Gott gebührt die Ehre!"

Nachdem ich die angeführten Psalmen niedergeschrieben hatte, las ich sie verschiedenen Duchoborzen vor, um mich zu vergewissern, daß sie mir richtig mitgetheilt seien; sie versicherten mir, mit unwesentlichen Ausnahmen stimme das Aufgezeichnete mit der ihnen bekannten Tradition überein.

Dieselben Duchoborzen, welche Gott und ihren Glauben mit alten und gleichzeitig wilden Psalmen preisen, leben rechtlich, verständig und in Wohlhabenheit. Allerdings sind diese Eigenschaften auch anderen vertriebenen und vergessenen religiösen Gemeinschaften eigen, so z. B. den Molokanen, den Subbotniken und Skopzen im transkaukasischen Gebiet. Doch, mit den Molokanen wie mit den Duchoborzen bekannt, stelle ich in sittlicher Beziehung diese hoch über jene. Den Molokanen ist z. B. der Genuß von Wein und Tabak verboten und öffentlich trinken und rauchen sie auch nicht; doch im Geheimen verschmähen sie den verbotenen Genuß nicht. Ganz anders die Duchoborzen; sie trinken und rauchen und cultiviren Tabak. Die Molokanen sind gelegentlich nicht abgeneigt, zu betrügen oder gar zu stehlen, bei den Duchoborzen dagegen kommt Eines wie das Andere so selten vor, daß die einzelnen Fälle aufgezählt werden können. Merkwürdiger Weise halten die Duchoborzen die Molokanen für Abtrünnige ihres Glaubens, während die Molokanen versichern, die Duchoborzen seien von ihnen abgefallen. Das Letztere wird wohl auch das Richtige sein. Beide Sekten hassen einander. „Gottlose, die schlechter als Hunde sind", äußern sich die Molokanen über die Duchoborzen und diese ihrerseits fragen betreffs der Molokanen: „Sind denn das Menschen?"

Was mich und meine Beschäftigung betrifft, so zeigten sich die Duchoborzen bedeutend weniger mißtrauisch als die Molokanen, welche allem Anschein nach bei der Ueberzeugung blieben, daß mein Aufenthalt bei ihnen geheime Nachforschungen zum Zweck habe und die Verschickung an den Amur in Aussicht stelle. Allerdings wurden auch die Duchoborzen nicht ohne Weiteres gesprächig. „Ihr fragt uns über dies und jenes aus", sprach ein greiser Duchoborze zu mir, „doch wir wissen noch nicht, wer Ihr seid."

„Wozu brauchst Du das zu wissen?"

„Damit wir wissen, was man Euch sagen kann, was nicht. Wir wollen wissen, ob Ihr ein Beamter seid oder nicht, Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren und wie Ihr zu nennen seid."

Ich erklärte so gut und so einfach ich konnte, daß ich nichts weiter als ein Reisender sei, der sehen wollte, wie Russen, Tataren und Armenier leben.

„Ihr lebt in den Bergen und selten kommt Jemand zu Euch, auch Ihr selbst verlaßt Eure Dörfer selten. Daher cursiren verschiedene Gerüchte über Euch; ich wollte prüfen, was an ihnen wahr, was unwahr ist." Einige schienen diese Motive zu begreifen und schüttelten beistimmend das Haupt: „So ist es in der That, viel Unsinn wird über uns erzählt."

Es fanden sich sogar einige Politiker, welche mir für die Ehre dankten, welche ich ihnen durch meine Fragen anthue.

Wie schon erwähnt wurde, besitzen die Duchoborzen weder Bücher, noch irgend welche Aufzeichnungen. Die Greise verstehen nicht zu lesen und lassen es auch ihre Kinder nicht lernen, weil sie dergleichen Kenntnisse für einen Bauer überflüssig halten. Eine Ausnahme machen blos die Schreiber bei den Dorfverwaltungen, meistentheils des Lesens kundige, verabschiedete Soldaten. Als ich von dieser, man könnte fast sagen, systematischen Unwissenheit erfuhr, ward mir klar, daß der Greis, welcher mich zu berechnen bat, wie alt er sei, wenn er im Jahre 1822 als 14jähriger Knabe mit seinem Vater aus dem Gouvernement Tambow nach Taurien gezogen sei, nicht scherzte. „Schon lange", sprach er, „suche ich das zu erfahren, doch giebt es Niemand, den man fragen könnte." Als mein greiser Freund erfuhr, daß ich große Reisen gemacht, wollte er wissen, wo die Sonne zur Ruhe gehe. „So giebt es also gar keinen Ort, wo die Sonne ausruht?" fragte er mich dann mehrmals.

Ich wollte gerne wissen, woher die Tracht der Männer stammt. Auf meine Frage antworteten die Duchoborzen, ihr Kostüm sei ein echt russisches; sonst wo in Rußland wird es jedoch nicht angetroffen. Was die breiten, langen Beinkleider betrifft, so könnte es noch seine Richtigkeit haben, doch woher stammt der nach Soldatenart genähte kurze Archaluk mit stehendem Kragen, der nach Kosakenart innen mit Haken befestigt wird? Alle ohne

Ausnahme tragen diesen Archaluk. Die Frauen tragen ein gewöhnliches russisches Kleid, auf dem Kopf aber ein Tuch oder ein Stück Zeug, das, einem Zuckerhut ähnlich, mit nach hinten herabhängenden Enden gebunden wird. Die Häuser der Duchoborzen gleichen den südrussischen Bauerhäusern.

Duchoborzen-Frau.

Von außen sind die Häuser mit Schnitzereien in der Form eines Handtuchs, eines Pferdchens, eines Reiters, eines Hahns u. s. w. geschmückt, innen herrscht außerordentliche Reinlichkeit; die Wände sind sauber geweißt und zuweilen mit Handtüchern, Mustern, Volksbildern und Aehnlichem geschmückt.

Ihre Wagen haben große Aehnlichkeit mit denen, welche ich in Ost-

preußen sah; große Leiterwagen, die von allen Seiten mit nach außen geneigten Geländern umgeben sind. In einer solchen Telega placiren sich zwanzig Personen und auch der Einundzwanzigste findet noch Platz.

Das Dorf besitzt viele Bienenstöcke und ein guter Wirth schlägt bis hundert Rubel jährlich für Honig heraus. Außerdem verkaufen sie Garn und Leinwand und in günstigen Erntejahren besonders Kartoffeln und Getreide.

Der Boden ist zwar ein wenig steinig, aber dessen ungeachtet fruchtbar. Sie säen Roggen und ernten das zehnte, ja das fünfzehnte Korn; Weizen gedeiht schlechter als Roggen, ebenso Gerste; Buchweizen gedeiht gut, Hirse wieder ein wenig schlechter. Sie säen auch Spelz, der auch gut gedeiht. Das aus Hanf gewonnene Oel dient ihnen als Nahrungsmittel, auch bringen sie es auf den Markt. Auf Kartoffel- und Leinsaat können sie nicht besonders stolz sein.

Auf zweihundertundfünf Häuser der Duchoborzen im Dorfe Slawjanka kommen etwa 7000 Stück Vieh. Das große Vieh, eine Kreuzung einheimischer mit Schwarzmeer-Race, sieht prachtvoll aus. Auch die Hammel, welche sie „Schpanki" nennen und die wahrscheinlich auch spanischer oder südfranzösischer Herkunft sind, verdienen Beachtung, ihre Wolle wird mit 8 bis 9 Rubeln für das Pud bezahlt, während die umwohnenden Eingebornen für ihre Schafwolle nur 3, 4 oder 5 Rubel für das Pud erhalten.

Wie ersichtlich, leben die Duchoborzen gut, übel sind nur ihre Nachbarn. Ueber diese, d. h. über Tataren und Armenier, äußern sich die Duchoborzen höchst ungünstig; der Unterschied zwischen beiden besteht blos darin, daß der Tatar sein Augenmerk auf Beraubung und Todtschlag richtet, während der Armenier bei jeder Gelegenheit übervortheilt und betrügt. Der Erzählungen über Räubereien und Todtschläge ist kein Ende.

Erst mit der Ankunft des neuen Kreischefs, erzählen die Duchoborzen, begannen wir ein Leben, wie es sich gehört, bis dahin richteten uns die Tataren zu Grunde. Sie raubten mitten am Tage, sie ergriffen uns, banden uns die Hände auf den Rücken, setzten den Dolch an die Kehle und unterdessen führten die andern das Vieh fort. Von Genugthuung und Rechtsuchen kann keine Rede sein, weil man dann zur Arbeitszeit, gerade wenn der Tag einen Rubel werth ist, vor das Gericht citirt, in die Stadt gefordert wird und blos um zu erfahreu, daß die Diebe nicht entdeckt seien.

Unterschreibe, heißt es dann, Brüderchen, dieses Papier, daß du weiter keine Anforderungen erhebst. Damit hat es sein Bewenden. Unternimmt man eine Fahrt, so wissen die Angehörigen nicht, ob sie einen zurück erwarten sollen oder nicht, und kehrt man, wenn auch aus nächster Nähe, ungefährdet zurück, so sagen sie: Gott sei Dank. Vergeht eine Nacht ruhig, kommt kein Diebstahl vor, so danken alle Gott und denken: „Der folgende Tag geht wohl auch ohne Unheil vorüber."

Transkaukasischer Hammel.

3.

Die Molokanen.

In Transkaukasien leben sehr viele Molokanen; sie führen ein geordnetes Leben, sind wohlhabend, aber unter einander weniger einig, als die Duchoborzen. Streit giebt es da viel; die mit dem Alten aus irgend einem Grunde Unzufriedenen erdenken Neues, trennen sich von den Anderen und bilden Parteien. Die Gesellschaft, welche sich auf solche Weise abscheidet, hält dann ihre Versammlung unter Leitung eines neuen Lehrers

in einem beſonderen Hauſe ab. So wächſt die Uneinigkeit, Anfangs kaum bemerkbar, immer mehr und mehr und artet ſchließlich in offenen Unfrieden aus. So kam es denn auch, daß die Sekte der Geiſter, wie die Molokanen ſich nennen, in mehrere Gemeinſchaften zerfiel. Da ſind zuerſt die reinen Molokanen, die Vernünftigeren, was die Beobachtung ihrer Ge-

Molokane.

bräuche betrifft; ſie erkennen das alte und neue Teſtament an, leſen und ſingen die Pſalmen Davids, welche wie auch der Pſalmiſt ſelbſt bei allen Molokanen in hohem Anſehen ſtehen. Einige der altteſtamentariſchen Feiertage feiern ſie ebenſo wie die Rechtgläubigen. Was die Feier dieſer Feſttage betrifft, ſo ſind die reinen Molokanen darüber verſchiedener Meinung. Einige Gemeinſchaften ſind gleich den Subbotniken geneigt, alle Feſttage

zu feiern, eine andere Partei wieder nimmt eine Mittelstellung zwischen den reinen Molokanen und Subbotniken oder den Juden Nachahmenden ein. Sie sind übrigens wenig zahlreich und von besonderen Ansiedlungen solcher hörte ich nichts.

Auch andere unwesentliche Dinge rufen Differenzen hervor; so nehmen Einige Anstoß an der Sitte des allgemeinen Küssens, das die Molokanen bei allen Gebetübungen beobachten. Das führt zu neuem Streit und zur Abtrennung. Wichtiger ist das Zerwürfniß zwischen den reinen Molokanen und den Springern. Die Letzteren fassen nämlich das Dogma von der Ausgießung des heiligen Geistes der Art auf, daß sie lehren, der heilige Geist äußere sich so sichtbar, daß er die Andächtigen in Entzücken versetzen, d. h. sie einfach zum Rasen bringen und selbst in verschiedenen Sprachen sprechen lassen kann. So erregen denn auch ihre Andachtsübungen, besonders die am Abend oder in der Nacht abgehaltenen — sie dauern weit über Mitternacht hinaus — Anstoß und gleichzeitig das Gelächter der nicht zu den Springern gehörenden Molokanen. „Die Menge begreift es nicht und bringt auch uns mit ihrem Gepolter in Verbindung," sprechen die reinen Molokanen und äußern energisch ihren Unwillen über die Neuerer. Ihr Unwille ist so tief, daß sie für keinen Preis ihren Fuß in die Versammlung der Anderen setzen, aus Furcht, besudelt zu werden. Nicht weniger als das Springen bewirkte die Einführung neuer Lieder, welche von den Propheten und Psalmsängern der Springersekte verfaßt sind, Streit und Hader. Diese Lieder werden nach einer neuen Melodie gesungen, gewöhnlich vor dem Springen, und befördern durch ihre immer heiterer werdende Weise den Ausbruch der Raserei.

Auch die Springer zerfallen in Parteien; die einen, auf das Zeugniß der Schriftsteller des alten Testaments und das Beispiel der alten Patriarchen und Könige gestützt, lassen Vielweiberei zu, doch ist ihre Zahl vorläufig gering und sie betreiben die Propaganda mit Vorsicht. Da diese Leute oder richtiger ihre Spitzführer in mir eine officielle Persönlichkeit vermutheten, so ersuchten sie mich, der Obrigkeit eine von ihnen verfaßte Erklärung der bekannten Lehre der Springer vorzulegen. Selbstverständlich mußte ich das ablehnen, verschaffte mir jedoch eine Copie dieser Erklärung.

Soviel ich sehen konnte, spielen persönliche und private Wünsche der

Lehrer eine Hauptrolle bei diesen Zwistigkeiten. Die verhältnißmäßig gering entwickelte Masse stimmt leicht jeder Neuerung bei, welche dieser oder jener Leidenschaft entgegenkommt. So gehören zu den Springern mehr junge Leute, die gern tanzen und eine heitere Weise singen und auch der Vielweiberei nicht abgeneigt sind.

Es ist zu bemerken, daß diejenigen Molokanen, welche Anhänger der Vielweiberei sind, im Uebrigen in nichts von den Springern abweichen, so daß man die Molokanen im Allgemeinen in zwei große Gruppen theilen kann: in reine (oder allgemeine) oder springende Molokanen.

Wenden wir uns zuerst den reinen Molokanen zu.

Spät Abends, an einem Sonnabend, betrat ich die Stube, wo sie Versammlung abhielten. Eine einfache russische Bauerstube und ganz mit Bänken gefüllt. Die Andächtigen hatten sich noch nicht versammelt, nur wenige Personen waren anwesend; ein dicker, bejahrter Bauer mit einem aufgedunsenen Gesicht (der Presbyter, wie ich später erfuhr) richtete an mich die Worte: „Bitte, Väterchen, setzt Euch näher, laßt uns plaudern." Während ich mit den in der Nähe sitzenden Personen die üblichen Begrüßungsworte austauschte, versammelten sich die Andächtigen, es wurde heiß und schwül.

Der Presbyter (d. h. der Lehrer) sitzt auf dem Ehrenplatz in der vorderen Ecke unter dem Heiligenschrank, der mit einem Vorhang verhüllt ist. Da die Molokanen keine Heiligenbilder haben, werden in dem Heiligenschrank heilige Bücher und andere Sachen, Papier, Tintenfaß, Rechnungen, Leuchter und sonstiges Kanzlei- und Hausgeräth aufbewahrt. Für die Zeit der Andachtsübungen werden die Bücher auf einen kleinen Tisch gelegt, der mit einem reinen weißen Tischtuch bedeckt ist und nach russischem Gebrauch in eben derselben vorderen Ecke steht. Neben dem Presbyter sitzt sein Gehilfe oder auch mehrere. Um den Tisch herum sitzen auf Bänken die angeseheneren Männer, die Jugend weiter nach hinten. Auch die Frauen drängen nicht nach vorne, lassen sich zumeist an der Thür und in den Winkeln nieder.

„Warum sitzen die Frauen bei Euch hinter den Männern?" fragte ich später im Gespräch. „Weil sie an Würde den Männern nachstehen, Väterchen", antworteten mehrere Stimmen, welche auch sofort als Bestätigung dieser Ansicht einige Texte anführten.

Bis zum Beginn des Gebets unterhalten ſich die Verſammelten von dieſem und jenem und trotz der furchtbaren Hitze und Schwüle in der Stube ſitzt der größte Theil in Halbpelzen.

Nun erhebt der Presbyter ſeine Stimme: „Was wollen wir denn

Molokanen-Frau.

nun heute leſen? Auch früher war ich nicht im Leſen erfahren und jetzt ſind noch die Augen ſchwach. Lies Du, Bruder Iwan Wlaſſjitſch."

„Nicht doch, Jakow Nikiforowitſch, wie käme ich Euch gleich, leſt Ihr."

„Es ginge ſchon, doch meine Augen ſind ſchwach."

„Nun ſo ſei es denn, laßt uns aus dem Apoſtel Johannes leſen."

Nach dieser Ziererei, welche wohl durch die Anwesenheit des Fremden veranlaßt war, schob er die Brille auf die Nase und begann eine Epistel des Johannes zu lesen, indem er bei jeder Phrase, um eine Erklärung zu geben, Halt machte. Die Commentare waren oft sehr willkürlich, zuweilen auch albern, doch fehlte es auch nicht an solchen, welche sich durch gesunden praktischen Verstand auszeichneten. So z. B. folgende Erklärung: „Seht, Brüder, der Apostel verbot Zwietracht, bei uns aber geriethen vorgestern die Burschen auf dem Heuschlag in Streit und gingen selbst zum Gerichtsbeisitzer klagen; das befiehlt der Apostel nun schon gar nicht. Kommt es zum Streit, dann wendet Euch an die Alten, sie werden entscheiden, versöhnen, die Streitenden sich küssen lassen und aus ist die Sache. Ihr aber ließt Euch einfallen, den Gerichtsbeisitzer zu beunruhigen, das ist eine Sünde. Nun laßt uns fortfahren" . . . An den Stellen, deren Sinn ihm dem Anschein nach nicht klar war, wußte er die Erklärung etwa mit den Worten zu umgehen: „Auch das befiehlt der Apostel nicht," oder „Man muß dessen eingedenk sein, es nicht vergessen."

Die Worte des Apostels über das zukünftige Reich Gottes interpretirte der Presbyter folgendermaßen: „Wann es kommen wird, weiß Niemand und es kann wohl sein, daß auch unsere Enkel die Wiederkehr Christi nicht erleben."

Nachdem er das Capitel aus dem Apostel beendet, richtete er an die Versammelten die Aufforderung: „Jetzt Kinder, singt Etwas." Nun belebte sich die Versammlung. Einer der Gehilfen des Presbyters schlug den Psalter auf und trug, nachdem er sich mit seinem Nachbar über die Wahl des Psalms geeinigt, den ersten Vers laut vor. Ihm folgten die Anwesenden, welche im Ton unserer Volkslieder, jedoch noch melancholischer, zu singen begannen. So folgte Vers auf Vers; Einer spricht einen Vers vor, die Uebrigen fallen dann ein und dehnen ihn monoton. Die Molokanen singen sehr laut und die Frauen quieken derart, daß der Gesang von einem Ende des Dorfes zum anderen schallt. Am Sonnabend Abend, wenn in mehreren Versammlungen gesungen wurde, war es oft unmöglich, sich zu beschäftigen. Ich schloß Thüren und Fenster, aber vergeblich: das Gewimmer drang zu mir, als wäre es dicht unter dem Fenster. Nach dem Gesang wurde ein kleiner Teppich ausgebreitet, die Leute stellten sich um

ihn herum und sagten, zum Theil stehend, zum Theil das Knie beugend, Gebete her, der Presbyter laut, die Uebrigen flüsternd. Dann nahmen sie ihre Plätze auf den Bänken wieder ein und sangen abermals. Nun folgte die Kußceremonie. Alle hatten sich kreisförmig in der Stube aufgestellt und Jeder, z. B. Iwan oder Peter, schritt die Reihe entlang, verneigte sich vor Jedem tief und küßte ihn zweimal; nur der Presbyter verneigte sich nicht, sondern nahm die Küsse der Anderen entgegen. Bei den Duchoborzen küssen die Männer nur Männer, die Frauen nur Frauen. Anders bei den Molokanen; hier küssen sich Männer und Frauen unter einander, jedoch mit Beobachtung der Vorschrift, daß die Männer, wahrscheinlich weil sie höher geachtet werden, zuerst diese Ceremonie begehen. So lange die Ceremonie währt, dauert der Gesang fort; darauf wieder ein Gebet, dann abermals Gesang und endlich folgt das Schlußgebet. Dann richtet der Presbyter an die Versammlung gewöhnlich die Aufforderung: „Morgen, Brüder, versammelt euch wieder am Nachmittag, damit wir zu Gott dem Herrn beten."

Hier sei einer sehr schönen Sitte erwähnt, von der noch nicht gesprochen wurde. Während des Gottesdienstes treten die zu spät Kommenden nicht einzeln in die Stube, sondern gruppenweise und benutzen zum Eintritt eine Pause zwischen Gesang und Vortrag. An der Thür bleiben sie stehen und flüstern leise Gebete, worauf die Anwesenden, welche sich von ihren Plätzen erheben, mit leisen Gebeten antworten. Nach einer tiefen Verbeugung von beiden Seiten nimmt der Gottesdienst seinen Fortgang.

Während des Vortrags und der Interpretation der heiligen Schrift durch den Presbyter machen seine Gehilfen Zusätze und geben nähere Erklärung, die Zuhörer aber fragen dazwischen, falls ihnen etwas unklar ist.

An einer Stelle, wo die Taufe erwähnt wurde, fragte ich: „Weshalb taufen die Molokanen nicht mit Wasser, obgleich doch Christus an sich selbst ein Beispiel gab und so taufte?"

„Das ist allerdings richtig, doch that er das blos der Ordnung wegen. Doch wie heißt es, Väterchen, in der heiligen Schrift? Johannes der Täufer spricht: Ich taufe euch mit Wasser, aber der nach mir kommt, dessen Schuhriemen zu lösen ich unwerth bin, wird euch mit Wasser und Feuer taufen. Soll man nun die Wassertaufe beginnen, so muß dasselbe

mit der Feuertaufe geſchehen, nun ſagt doch mal ſelbſt, was dabei herauskommt?" Aus den Pſalmentexten, welche die Molokanen zur Belehrung wählen, läßt ſich folgern, daß ſie große Kraft dem chriſtlichen Dogma beimeſſen, welches lehrt, Gottes Gnade ſei grenzenlos und jede Sünde, ſei ſie mit Wort oder That begangen, könne durch Reue wieder gut gemacht werden. Sie gehen ſogar noch weiter und ſagen: „Wenn Du nicht ſündigſt, wirſt Du auch nicht bereuen, bereueſt Du nicht, ſo bleibt Dir der heilige Geiſt fern und Du wirſt nicht gerettet. Der erſehnte heilige Geiſt überkommt den Menſchen erſt im Moment der Reue." Bei den reinen Molokanen iſt dieſer Vorgang äußerlich nicht ſichtbar, der Glückliche ſtößt nur einen Seufzer aus und beginnt zu weinen, ſobald er durch Gebet in ſeinem Kummer Erleichterung fühlt. Nicht ſo bei den Springern; hier hält es der Bereuende, wenn er den heiligen Geiſt über ſich kommen fühlt, für ſeine Pflicht, ſeine Begeiſterung auch zum Ausdruck zu bringen. Es beginnt ihn zuerſt zu zupfen und zu ſchütteln, als wäre er betrunken; dann trampeln, hüpfen, drehen ſich Alle, ſpringen auf die Bänke, ſelbſt auf den Tiſch; Einige greifen nach dem Tiſch, legen ſich auf ihn und ziehen ihn durch die Stube; Männer und Frauen durcheinander; letztere raſen noch weit mehr als jene. Dieſer Eifer wird gewiſſermaßen verſtändlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Springer meiſtentheils junges Volk ſind, dem die puritaniſchen Vorſchriften der Sekten, die jede Andeutung über weltlichen Frohſinn, wie Geſang und Tanz, verbieten, wenig Behagen einflößen. Wie dem auch ſein mag, jedenfalls entſchädigen ſie ſich für die Entbehrung reichlich. Dazu dauern die Andachtsübungen der Molokanen ſehr lange, ihre Abendgebete füllen vier, fünf und mehr Stunden nacheinander und das in einer heißen, ſchwülen Atmoſphäre, in tiefer Nacht und nach der ſchweren Arbeit des Tages. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht ſchwer, ſich zeitweilig zu vergeſſen, ſondern auch vollſtändig den Verſtand zu verlieren.

Es war ſchon nach Mitternacht, als ich in die Verſammlung der Springer trat. Die Atmoſphäre in der faſt dunkeln Stube erinnerte an eine Badeſtube; die ganze Beleuchtung beſtand in einem triefenden Licht. Die Verſammelten liegen eng aneinander gedrückt, mit nach unten gekehrtem Geſicht, auf der Diele, nur der Presbyter ſteht mit gefalteten

Händen und auf die Bruſt geneigtem Kopf und betet leiſe. Feierlich und deutlich erſchallen ſeine Worte: „Herr, ſei gnädig, Herr, ſei gnädig, Ehre ſei Vater, Sohn und heiligem Geiſt.“ Des beſchränkten Raumes wegen ſtehen einige der Beter auf den Bänken, ſtemmen ſich erſchöpft an die Wand, breiten die Arme aus und richten den Kopf in die Höhe. Einer, welcher auf einer Bank ſteht, hat das Geſicht in die Ecke gedrückt und weint leiſe, aber bitterlich. Von Zeit zu Zeit vernimmt man aus der Mitte der Beter tiefe Seufzer und die lauten Worte: „Warum ſtrafſt Du mich, o Herr, warum ſchlagen ſie mich, wiſſen ſie doch ſelbſt nicht, warum.“ An einer anderen Stelle weint Einer laut und ſchluchzt dann lange. Plötzlich ſchnellt Einer vom Boden in die Höhe, erhebt Hände und Kopf und bleibt wie bezaubert ſtehen: er befindet ſich im Zuſtande der Reue und erklärt ſeine Bereitſchaft, nach Zion zu fliegen; nur fehlen ihm noch die Flügel. Ueber eine Stunde dauerte dieſe Andachtübung in meiner Gegenwart fort, dann erhoben ſich alle faſt gleichzeitig und ſangen neue Lieder, anfangs ziemlich ruhig, dann aber mit immer größerer Beſchleunigung des Tempos und mit ſehr lebhaften Körperbewegungen . . . Ein junger Burſche, der bis dahin ruhig ſtand, ſtampfte plötzlich raſend mit den Füßen, ſchüttelte den Kopf und wankte von einer Seite auf die andere. Ich glaubte, er würde fallen, doch mein Burſche fiel nicht nur nicht, ſondern führte mit den Füßen und dem ganzen Körper verſchiedene Kunſtſtücke aus. Bald gerieth die ganze Verſammlung in Ekſtaſe. Lautes Stöhnen erſcholl, man ſprang, trampelte, die Weiber winſelten, alle machten Handbewegungen, die Geſichter nahmen einen ſehr wilden Ausdruck an. Ich drückte mich in einen Winkel, faſt wurde mir bange, jeder Moment ließ irgend welche Verletzungen befürchten. Endlich ſtieß Einer mit der Fauſt das Licht vom Tiſch und in der Stube herrſchte Dunkelheit; übrigens wurde das Licht ſofort wieder angezündet.

Als beſonders kräftiges Argument für die Berechtigung der Ekſtaſe beim Gebet führen die Molokanen das Beiſpiel Davids an, der vor der Bundeslade ſang, tanzte und die Harfe ſpielte. Im Dorfe Neu-Saratow, wo ich ebenfalls einen Beſuch abſtattete, führte der Wunſch, dem geliebten Propheten noch genauer nachzuahmen, die Springer auf den Gedanken, ſich eine Harfe zu verſchaffen; da ihnen dieſes nicht gelang, erſetzten ſie die

Harfe durch eine Trommel und prieſen nun Gott mit Geſängen und Pauken. Das letzte Wort ſoll ihrer Anſicht nach auch auf die Trommel Bezug haben. Zur Zeit meines Beſuches exiſtirte dieſe Trommel nicht mehr; ſie hatte dermaßen Anſtoß erregt, daß ſelbſt die Anhänger dieſer Neuerung, um Zwietracht und Spaltung zu vermeiden, ſie wieder beſeitigten.

Es wurde ſchon erwähnt, daß unter den Springern Auserwählte ſind, die, vom Geiſte beſeelt, in verſchiedenen Sprachen reden ſollen. Ich bekam ſolche Reden nicht zu hören, doch erzählten Andere, welche ſie gehört, daß in ſolchen Fällen ein furchtbarer Blödſinn gemurmelt wird, wie es unter kaum des Leſens kundigen Leuten auch nicht anders möglich iſt.

„Wie könnt Ihr ſie controliren", fragte ich, „da Niemand von Euch eine andere Sprache, es ſei denn tatariſch oder armeniſch, ſpricht; ſie ſprechen Euch möglicher Weiſe irgend einen Unſinn vor?"

„Ganz richtig, doch wenn der Geiſt Jemand beſeelt, ſo kann dieſer jede Sprache ſprechen, weil die Fähigkeit dazu ihm von Gott verliehen wird." Bemerkenswerth iſt die Erklärung, daß dieſe Sprachkundigen nöthig ſein werden, ſobald das Reich Zion von verſchiedenen Völkern gegründet wird, wo die Molokanen die erſte Stelle einnehmen werden. Welcher Art dieſes Reich ſein wird, wiſſen ſie noch nicht und erklären es ſich auch nicht, doch ſitzt dieſe Idee tief in ihren Anſchauungen. Ein Prophet oder Führer der Springer (ein ſehr ſchlauer Bauer, der alle Hauptſtellen des alten und neuen Teſtaments auswendig weiß) gab mir über das Reich Zion folgende Erklärung:

„Der Berg Zion (Apokalypſe, Capitel 21) iſt das ewige Zion, doch kommt noch ein ſichtbares Zion (Apokalypſe, Capitel 20), ein Reich des Volkes Gottes, wo Chriſtus ſelbſt herrſchen wird. Wo dieſes Reich errichtet wird, iſt noch unbekannt, doch daß es erſteht, iſt unzweifelhaft; richtig auch iſt es, daß nur Auserwählte dahin kommen. Um dieſes Zion wird Neu-Jeruſalem liegen, voll allerlei Volk verſchiedener Abſtammung und Sprache."

Darauf bezüglich erzählte mir Jemand: Als ich Abends, während des Gottesdienſtes, in die Stube der Springer trete, bemerke ich, wie ſich auf dem Ofen im Dunkeln Etwas hin- und herdreht. Ich blicke näher hin und gewahre, daß es ein alter ſehr dicker Bauer iſt, der ganz nackt

sich von einer Seite auf die andere wendet. Ich glaubte, es sei irgend ein Verrückter, doch man bedeutete mir, er bekomme Federn.

„Wie ist das zu verstehen?"

„D. h. er ist von seinen Sünden befreit worden und bittet nun Gott um Flügel, um nach Zion fliegen zu können."

Ich theilte diese Erzählung einigen Lehrern der Springer mit, doch sie lachten und wiederholten die gewöhnliche Phrase, das sei aus Mißgunst gegen sie erfunden. „Allerdings kommt es vor", fügten sie hinzu, „daß Einer, der den Geist in sich fühlt, die Hände erhebt, als bereite er sich vor, aus dieser Welt der Sünde, wohin der Herr befiehlt, überzusiedeln, doch daß man sich dabei der Kleidung entledigt, ist nicht wahr."

Das Erheben der Hände habe ich selbst oft gesehen und mich erstaunt fragen müssen, wie sie nicht müde wurden, beinahe eine Stunde in dieser Stellung zu verharren.

Die Molokanen behaupten, die Sünden eines Mitbruders, der nicht Reue thut, werden vom heiligen Geist unbedingt einem der Anwesenden, während des Gebetes, offenbart; dieser theilt es dem Presbyter mit und der Schuldige wird dann von der Gesellschaft vermahnt; solcher Fälle, erzählten sie, giebt es bei uns viele. Kommen Vergehen vor, so wird der Schuldige, je nach der Schuld, nicht zu der Kußceremonie oder überhaupt nicht in die Versammlung gelassen.

Wer sich der Gemeinschaft der Springer anschließt, muß vor allem vor dem Presbyter Reue thun und versprechen, daß er in Zukunft sich jeder Sünde nach Möglichkeit enthalten wolle. In der folgenden Sitzung erklärt dann der Presbyter: „Der und der, Brüder, that Reue und fleht zu Gott um den heiligen Geist." Um dem neuen Mitglied diese Wohlthat zuzuwenden, legt der heilige Chor, d. h. alle, welche schon früher Reue thaten und des heiligen Geistes theilhaftig wurden, nach dem Beispiel der Apostel die Hände auf ihn und beschenkt ihn mit einem sichtbaren Zeichen, z. B. mit einem Gurt, den dieser auch beständig trägt. Die Gebräuche der Molokanen sind sehr einfach. Bei Kindstaufen versammeln sie sich, lesen und sprechen die Gebete, singen und geben dem Neugeborenen einen Namen, gewöhnlich des Heiligen, an dessen Festtage das Kind geboren wurde. Die Hochzeitsceremonien bestehen im Ablesen von Gebeten, im Absingen von

Psalmen und in dem Segen der Eltern; hierauf wird die Braut dem Bräutigam übergeben und damit ist die Sache beendet. Nach der Hochzeit folgt, russischer Sitte gemäß, eine Bewirthung, die je nach den Verhältnissen der Neuvermählten mehr oder weniger reich ausfällt.

Ihre Todten sargen die Molokanen selbst ein und beerdigen sie auch selbst.

Die Molokanen trinken keinen Wein und rauchen keinen Tabak, den sie den Weihrauch des Teufels nennen. Im Geheimen genießen sie übrigens beides, namentlich Branntwein.

Man sagt den Molokanen nach, sie seien verschlagen und dazu Intriganten. Eine flüchtige Bekanntschaft mit ihnen genügt allerdings, um zu erkennen, daß sie lange nicht so bieder, wie ihre Nachbarn, die Duchoborzen, sind. Häufig bekam ich ihre Klagen über Mangel an Land und andere Unbequemlichkeiten zu hören, obgleich sie in einer gewissen Wohlhabenheit leben und zur Unzufriedenheit keinen Grund zu haben scheinen.

Viele Molokanen handeln mit verschiedenen Rohproducten, nicht wenige beschäftigen sich mit dem Fuhrmannsgewerbe und vermitteln den Waarenverkehr zwischen Tiflis und verschiedenen Städten Transkaukasiens.

Es ist zu bemerken, daß nur wenige unter den Molokanen des Lesens unkundig sind.

Nach Transkaukasien wurden die Molokanen vor 25 oder 30 Jahren auf administrativem Wege ausgesiedelt. Gegenwärtig ist ihnen gestattet, in ihre Heimath zurückzukehren; doch die Bedingungen, unter welchen diese Uebersiedelung stattfinden kann, sind noch nicht festgesetzt und sie wissen noch nicht, wieviel an Land und Appertinentien ihnen zugewiesen werden wird, daher verhalten sie sich vorläufig sehr vorsichtig und beeilen sich nicht. Doch ist anzunehmen, daß viele, wenn ihnen genügend Land zugetheilt wird, Transkaukasien, mit dem sie sich nicht versöhnen können, verlassen werden. Die Berge lieben sie offenbar nicht besonders.

„Wie sind in dieser Beziehung überhaupt Vergleiche möglich!“ hört man sie ausrufen. „Dort überall Ebene, hier aber nur diese Bergriesen!“

III.

Aus einer Reise durch Central-Asien.

1.

Zuerst einige Worte über die Sklaven-Karawanseraien und den Sklavenhandel. Allerdings existirt in Taschkent gegenwärtig weder das Eine, noch das Andere; doch werden einige Mittheilungen darüber, wie ich glaube, weder überflüssig, noch uninteressant sein. Das für diesen Handel bestimmte Gebäude in den Städten Central-Asiens gleicht den gewöhnlichen Karawanseraien, nur ist es in viele kleine Käfige getheilt, jeder mit einer besonderen Thür. Ist der Hof groß, so ist in der Mitte ein Schutzdach für das Lastvieh errichtet und dort sind auch größtentheils die zum Verkauf bestimmten Leute untergebracht, von welchen die weniger Zuverlässigen an die Holzsäulen des Schutzdaches gebunden werden. Gewöhnlich treibt sich auf diesen Höfen allerlei Volk in Menge umher; der Eine kauft, der Andere sieht sich's blos an.

Der Käufer informirt sich über die Waare: was sie machen kann, welches Handwerk sie versteht u. s. w. Dann wird er in den Käfig geführt und besieht dort in Gegenwart des Besitzers den Sklaven, ob er nicht irgend einen physischen Fehler hat oder krank ist. Die jungen Frauen werden meistentheils nicht auf dem Hofe ausgestellt, sondern in den Käfigen und zwar nicht vom Käufer, sondern von erfahrenen alten Frauen untersucht.

Der Preis für Sklaven ist je nach der Zeit und dem größeren oder geringeren Angebot verschieden. Zum Herbst geht der Handel gewöhnlich flott; in der Stadt Buchara z. B. sollen dann in jeder der dort existirenden Sklaven-Karawanseraien hundert bis hundertfünfzig Menschen zum Ver-

kauf ausgestellt werden. Da das größte Contingent an Sklaven die den Turkmenen-Stämmen benachbarten unglücklichen Grenzen Persiens stellen, so bestimmt der Erfolg oder Mißerfolg der Jagden der Turkmenen an diesen Orten hauptsächlich den Preis für Sklaven in Chiwa, Buchara und Khokand; doch häufig verändern Kriege und die damit verbundene Entführung

Sklavenhändler.

aller Gefangenen in die Sklaverei — es sei denn, daß sie nicht Sunniten sind — auf diesen Märkten mit einem Schlage die Preise. Dann kauft man den Menschen für einen sehr geringen Preis, für zwanzig, für dreißig Rubel, zuweilen sogar für zehn. Das Angebot an Männern ist im Allgemeinen größer, als das an Frauen; theilweise wohl, weil die Turkmenen,

welche die Männer gerne verkaufen, die Frauen meistens für sich behalten. Ein junges, schönes Weib kostet sehr theuer, gegen tausend Rubel und mehr. —

Gute Preise werden auch für Knaben gezahlt, nach welchen in ganz Central-Asien große Nachfrage ist. Ich hörte gelegentlich Erzählungen ehemaliger Sklaven persischer Herkunft, wie sie als Kinder von den Turkmenen geraubt waren, die Einen auf dem Felde während der Arbeit zusammen mit Vater und Brüdern, Andere mitten im Dorf am hellen Tage, unter dem hilflosen Geheul und Geschrei der feigen Bevölkerung. Die Geschichte ihrer dann folgenden Wanderungen, des Ueberganges dieser Unglücklichen aus den Händen des turkmenischen Räubers in die Hände des Sklavenhändlers und dann in das Haus des Käufers ist äußerst traurig, und jedenfalls ist es erfreulich, daß diese schmutzige Kloake Dank der russischen Einmischung sauberer zu werden begann. Der günstige russische Einfluß, in Betreff des Sklavenhandels spricht sich in folgenden drei auffallenden, mehr hervortretenden Thatsachen aus: Erstens nahm die Zahl der Sklaven überhaupt ab, da sie auf dem mit Rußland vereinigten Territorium ihre Freiheit erhielten; zweitens nahm die Nachfrage nach neuen Sklaven ab, weil sie in den neu erworbenen Ländern nicht mehr abgesetzt werden können, und in Städten wie Taschkent, Chodshent und anderen war die Nachfrage nicht gering; drittens sank der Sklavenhandel auch in allen benachbarten uncivilisirten Ländern Central-Asiens bedeutend, weil die Asiaten nicht ohne Begründung voraussetzten, die Russen könnten, wenn nicht heute so doch morgen, bei ihnen einkehren und, wie sie es überall zu thun pflegen, die Sklaven unbarmherzig befreien. Alle Käufe und Abmachungen dieser Art gewinnen unter dieser Voraussetzung einen unzuverlässigen ungünstigen Charakter.

Doch nicht nur die sogenannten officiellen Sklaven athmen nun freier auf, auch jede Art von Armuth und Bedrängniß beginnt dem Capital, der Vornehmheit, den Mächtigen, die dadurch nicht wenig verwirrt sind, kühn ins Auge zu schauen.

Aber eine andere Gattung Sklaven, die in keinem Lehrbuch so genannt wird, ist dessen ungeachtet die furchtbarste Art der Sklaverei; — Mütter, Frauen und Töchter der mittelasiatischen Wilden, spüren sie nicht jetzt den

langsamen aber unvermeidlichen Einfluß der Gesetze und Ordnung der Kjafir (Ungläubigen) auch auf ihre Lage und ihr Schicksal? Ohne Zweifel ist es so; nach Belegen braucht man nicht weit zu suchen. Es genügt, die vorsichtigen aber bitteren Klagen zu wiederholen, in welchen sich der Wirth meines Hauses, ein Greis, im Gespräch mit mir erging. „Der letzte Tag bricht an!" rief er mit einer verzweifelten Handbewegung — „Wie denn das?" — „Wie denn nicht, was bleibt noch zu erwarten übrig, wenn der Mann nicht mehr seine Frau belehren darf: schlägst du sie, so droht sie zu den Russen zu gehen." In der That, wie soll der Asiate nicht in Verwirrung gerathen, wenn sein Eigenthum, seine gesetzmäßig erworbene, ihm zu eigen gewordene Sache von ihren Rechten zu sprechen anfängt und besonders von dem Recht, nicht willkürlich geschlagen zu werden; wie soll der Asiate über diese Abtrünnigkeit nicht erbittert sein und den Urheber dieser Spaltung nicht errathen?

Von der unverdient erniedrigenden Lage der Frau im Orient haben viele Reisende genug erzählt und ich werde Gemeinplätze nicht wiederholen. Ich will nur sagen, daß das Schicksal der Frau in Central-Asien im Allgemeinen noch trauriger ist, als das Schicksal ihrer Schwester in mehr westlichen Ländern, wie Persien, Türkei u. a. Ihre bürgerliche Stellung ist noch gedrückter, als in jenen Ländern, ihre Abgeschlossenheit und die Kluft zwischen ihr und ihrem Manne noch größer, und die Beschränkung ihrer Thätigkeit auf das rein Physische, wenn man sich so ausdrücken kann, auf das Thierische, tritt da noch schärfer hervor. — Von der Wiege an dem Manne verkauft, als unentwickeltes, unverständiges Kind aus dem Elternhause genommen, lebt die Frau selbst in geschlechtlicher Hinsicht nicht ein volles Leben, denn kaum zum Bewußtsein und zur Reife gelangt, beginnt sie zu altern, in sittlicher Hinsicht durch die ihr zugewiesene Rolle, und in physischer Hinsicht durch die Arbeit eines Lastviehes geknickt. Geistige Bewegung und Entwickelung kann daher nur in den niedrigsten Erscheinungen des menschlichen Verstandes zum Ausdruck kommen, in Intriguen, Klatschereien u. s. w., und so ist es denn kein Wunder, daß sie intriguiren und klatschen.

Diese äußerst erniedrigende Lage der Frauen ist unter Anderem der Hauptgrund der so anormalen Erscheinung der Batschas. Buchstäblich übersetzt bedeutet „Batscha" Knabe; doch da diese Knaben noch eine be-

sondere und, wie ich schon sagte, nicht normale Aufgabe haben, so hat das Wort „Batscha" auch noch einen anderen Sinn, dessen Erklärung ich unterlasse.

Als Batscha-Tänzer werden gewöhnlich hübsche Knaben von acht und mehr Jahren gewählt. Von den Eltern, welche betreffs der Mittel, Geld zu erlangen, nicht wählerisch sind, kommt das Kind in die Hände eines, zweier, oft auch mehrerer Verehrer der Schönheit, zuweilen auch in die Hände von Abenteurern, die dann mit Hilfe der Tänzer und Sänger, die ihre Carrière schon beendet haben, dem Knaben diese Künste beibringen, ihn hätscheln, wie eine Puppe ausputzen und dann Abends für öffentliche Vorstellungen vermiethen.

Solchen öffentlichen Vorstellungen, man nennt sie Tamascha, hatte ich mehrmals Gelegenheit beizuwohnen. Besonders blieb mir die erste derartige Vorstellung bei einem reichen Kaufmann S. A. im Gedächtniß.

Tamascha werden fast jeden Tag in diesem oder jenem Hause der Stadt gegeben, zuweilen auch in mehreren zu gleicher Zeit, besonders vor den Fasten des Hauptfestes Beiram, wenn die meisten Hochzeiten stattfinden. Dann hört man von allen Enden der Stadt Schellen- und Trommel-Klang, laute Rufe und Händeklatschen nach dem Takt des Gesanges und des Tanzes der Batschi. Da ich in der Stadt nur wenig Leute kannte, bat ich S. A., eine Tamascha zu arrangiren, und eines Abends spät begab ich mich in Gesellschaft einiger anderer Personen nach vorhergegangener Benachrichtigung, daß die Vorstellung bald beginnen werde, in sein Haus.

Im Thorweg und vor demselben fanden wir viel Volk, der Hof war dicht gefüllt, nur in der Mitte blieb ein großer Kreis frei, den auf der Erde sitzende Zuschauer einschlossen. Der übrige Theil des Hofes stellte eine dichte Masse von Köpfen dar; auf allen Thüren, Galerien und Dächern (auf letzteren meistens Frauen) saßen Menschen. Auf der einen Seite des Kreises standen auf einer Erhöhung die Musikanten mit einigen großen Schellen-Trommeln und kleinen Trommeln. In ihrer Nähe erhielten wir, zum Nachtheil für unsere Ohren, einen Ehrenplatz angewiesen. Große Naphta-Fackeln, deren rothe Flamme stark leuchtete, erhellten den Hof und das zusammen mit dem hellblauen gestirnten Himmel verlieh der Scene einen außerordentlichen Effect.

„Kommen Sie hierher!" flüsterte mir ein Sarte zu, indem er mit dem Auge zwinkerte, wie man zu thun pflegt, wenn man etwas Verbotenes anbietet. „Wozu das?" fragte ich. „Schauen wir zu, wie man den Batscha ankleidet." In einem Zimmer, dessen Thür auf den Hof führte und geschlossen war, umstanden einige einheimische Honoratioren respectvoll den Batscha, einen sehr hübschen Knaben, der für die Vorstellung als Mädchen verkleidet wurde. Man band ihm lange Haare in mehreren fein geflochtenen Zöpfen an den Kopf, bedeckte diesen mit einem großen hellen Seidentuche und band oberhalb der Stirn noch ein schmal zusammengelegtes hellrothes Tuch. Dem Batscha wurde ein Spiegel vorgehalten, in welchen er die ganze Zeit über kokett blickte. Ein dicker, fetter Sarte hielt das Licht, die Andern blickten kaum athmend (ich übertreibe nicht) und andächtig auf die Operation und hielten es für eine Ehre, dabei helfen oder irgend etwas verbessern zu können. Zum Schluß wurden die Augenbrauen und Augenwimpern des Knaben schwarz gefärbt, ihm einige Schönheitsflecken angeklebt und dann trat er als Mädchen vor die Zuschauer, welche ihn mit lauten freudigen Rufen begrüßten.

Der Batscha geht leicht den Kreis entlang, nach dem Takt der leise geschlagenen Trommeln tritt er graziös und geschmeidig mit sprechenden Hand- und Kopfbewegungen hervor. Seine großen, schönen, schwarzen Augen und sein kleiner Mund nahmen einen herausfordernden, zuweilen unsittsamen Ausdruck an. Die Glücklichen unter den Zuschauern, an welche der Batscha sich mit den so bedeutungsvollen Blicken wandte, schmolzen vor Vergnügen und nahmen, um die schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu erwidern, ein möglichst demüthiges Aussehen an, indem sie ihrem Gesicht einen kriechenden, rührenden Ausdruck gaben. Meine Freude! mein Herzchen! ertönte es von allen Seiten. Fordere mein Leben! riefen sie ihm zu, es ist Nichts im Vergleich mit Deinem Lächeln u. s. w. Die Musik wurde lauter und lauter und, ihr folgend, der Tänzer lebhafter. Seine Füße — der Batscha tanzte barfuß — machten lebhafte, schnelle Bewegungen, seine Hände wandten sich wie Schlangen um den Körper; lauter und lauter tönten die Schellen-Trommeln, immer schneller drehte sich der Batscha, daß die Hunderte von Augen kaum seinen Bewegungen zu folgen vermochten und endlich erfolgte unter furchtbarem Lärm der Musik und dem wüsten Ruf der Zuschauer die

letzte Tanzfigur, worauf dem Tänzer oder der Tänzerin, wie man den Batscha eben nennen will, Thee zur Erfrischung gereicht wurde. Sodann schritt er wieder still über die Scene, machte leichte Handbewegungen, beglückte diesen oder jenen mit einem Lächeln und warf seine zärtlichen, schmachtenden, verschlagenen Blicke nach links und rechts.

Außerordentlich interessant sind die Musikanten. Mit der zunehmenden Schnelligkeit des Taktes des Tanzes gerathen sie noch mehr als die Zuschauer in Begeisterung, ja an besonders lauten Stellen springen sie sogar mit gebeugten Knieen wie zum Tanz empor und bearbeiten ihre ohnehin schon lauten Instrumente mit unbeschreiblichem Eifer. Nun erschien ein nicht verkleideter Batscha, dessen Tänze sich wenig von denen seines als Mädchen verkleideten Vorgängers unterschieden. Der Tanz wechselt mit einem originellen, aber auch monotonen, meist traurigen Gesange ab; Trauer und Kummer um den Geliebten, unbefriedigte, unterdrückte, aber begeisterte Liebe und sehr selten glückliche Liebe sind die gewöhnlichen Themen der Gesänge, bei welchen die Einheimischen gedankenvoll dasitzen und bisweilen auch in Thränen ausbrechen.

Der interessanteste, wenngleich nicht officielle und nicht für Alle bestimmte Theil der Vorstellung beginnt, sobald der officielle, d. h. Tanz und Gesang, sein Ende erreicht. Dann beginnt die Bewirthung des Batscha, die ziemlich lange dauert und Jedem, der mit den Sitten und Gebräuchen der Einheimischen wenig vertraut ist, sehr seltsam erscheint. Beim Eintritt in ein Zimmer, wo eine derartige Scene vor sich ging, erblickte ich folgendes Bild: Der kleine Batscha thront wichtig und ernst an der Wand; sein Näschen rümpfend und mit den Augen blinzelnd, blickt er hochmüthig im Bewußtsein seiner Würde im Kreise umher, und längs den Wänden des Zimmers sitzen mit untergeschlagenen Füßen Sarten jeden Aussehens und Alters, junge und alte, kleine und große, magere und dicke, einer neben dem andern. Alle haben die Ellbogen aufgestützt und blicken möglichst gekrümmt, gerührt auf den Batscha; sie folgen jeder seiner Bewegungen, suchen seine Blicke zu erhaschen und horchen auf jedes seiner Worte. Glücklich, wen der Bursche eines Blickes würdigt oder gar eines Wortes. Der Glückliche antwortet in ehrfurchtsvollster, knechtischster Weise, indem er seinem Gesicht und seiner Gestalt den Ausdruck vollständiger Nichtigkeit verleiht und

den „Batu" macht (eine Art Begrüßung, bei der man sich am Bart zupft) und dabei fortwährend als Ausdruck größerer Achtung das Wort Taksir (Herr) wiederholt. Wem die Ehre zufällt, dem Batscha etwas reichen zu dürfen, sei es eine Tasse Thee oder etwas Anderes, der macht es nicht anders, als auf den Knieen rutschend und mit dem obligaten Batu. Der Knabe nimmt Alles als schuldigen Tribut entgegen und hält sich zu keinerlei Dankbezeugung verpflichtet.

Ich sagte schon, daß ein Batscha häufig von mehreren Personen, zehn, fünfzehn oder zwanzig unterhalten wird, die, mit einander wetteifernd, den Knaben bewirthen, den letzten Kopeken zu Geschenken für ihn verwenden und häufig ihre Familie, ihre Frauen und Kinder vergessen, welche am Nothwendigsten Mangel leiden und hungern....

* * *

Kalendarchan sind die Asyle für Arme. Die Plätze, wo sie erbaut sind, haben immer viel Schatten und gehören zu den besten Punkten der Stadt.

In der Mitte des Hofes erhebt sich eine Estrade für Gebetübungen, eine Einrichtung, die an keinem öffentlichen Orte fehlt; weiter ist eine andere geräumigere Estrade, in deren Mitte eine Art von Pavillon steht, der niedrig, ärmlich, schmutzig und baufällig ist; dort sitzen die Armen gewöhnlich an den Wänden oder auch außerhalb auf der Estrade. Die Einen unterhalten sich, die Andern rauchen, trinken Thee oder schlafen, durch Kuknar trunken, der Länge nach ausgestreckt.

Die Armuth ist hier stark entwickelt und gut organisirt. Die Compagnie der Armen bildet eine Art von Brüderschaft mit einem Oberhaupt, welches von dem Heiligen abstammt, der den Armen eine Organisation gab und ihnen das von der Gemeinde erhaltene Land sicherte; jedem einzeln steht es frei, sich da niederzulassen, und Divana zu werden. Das Haus dieses Oberhauptes, welches durchaus nicht dem schmutzigen Häuschen seiner Untergebenen gleicht, liegt am Wege, wo die städtische Straße zum Platze des Kalendarchans sich senkt. Mehrmals versuchte ich den Tjura (Herr) der Armen zu sprechen, um ihn über die Geschichte und die Zeit der Gründung seines Bettlerordens auszufragen, doch fand ich ihn nie zu Hause; bald hieß es, der Tjura sei in

Tschemkent, bald in Chodshent oder in irgend einer anderen Stadt. Als Haupt der Bettlerbrüderschaft verbringt er mehrere Monate des Jahres in dieser oder jener Stadt, sammelt von seinen Untergebenen die Abgaben ein und richtet und schlichtet, wo es nöthig ist. Seine Einnahmen sind, wie man annehmen muß, nicht gering, da jeder Divana (Bettler) verpflichtet ist, die ihm zugegangenen Gaben täglich dem Tjura abzuliefern, und nur das zurückbehalten darf, was er zu seinem Unterhalt braucht.

Ein officieller Bettler, Divana, kann Jeder werden, der das Umherstrolchen der Arbeit vorzieht. Die Unverheiratheten leben größtentheils zusammen in den Kalendarchans, die Verheiratheten in besonderen Häusern. Man zeigte mir eine Familie, in der der Großvater, der Vater und der Enkel Divanas sind.

Beim Eintritt in die Brüderschaft erhält Jeder eine besondere Uniform: eine rothe Mütze von besonderer Form mit Wolle ausgenäht und unten mit Hammelfell besetzt, einen breiten Gürtel, eine Schale, aus einem Kürbis geschnitten, in welcher Fleischstücke und fetter Reis gesammelt werden, in die man aber auch ohne Ceremonie kupferne Tschecha (Tschecha gleich $^1/_3$ Kop.) wirft. Die sonstige Kleidung des Divanas gehört ihm zwar selbst, wird aber nach einem bestimmten Schnitt angefertigt. Der Chalat muß durchaus mit Flicken besetzt sein, und es giebt Leute, welche diese bunte, grelle Lumpenkleidung mit besonderer Meisterschaft anzufertigen verstehen.

Jeder Divana hat außer seinem alten Kleide, das er täglich trägt — eine Masse von Lumpen, an denen keine heile Stelle ist — noch ein Festtagskleid, das aus verschiedenartigen bunten, auf dem Bazar erbettelten neuen Lappen, in malerischer Unordnung an einander gereiht, zusammengestellt ist; zuweilen sieht man auch ein Stückchen Seidenstoff oder Tuch, meistens aber Zitzlappen russischer und einheimischer Fabrikation, die, was Dauerhaftigkeit und Farbe betrifft, am Körper des Divanas mit einander concurriren.

„Wozu brauchst Du dieses Stöckchen?" fragte ich einen Bettler, der eine dünne grüne Ruthe in der Hand hielt, in deren Rinde ein Muster eingeschnitten war.

„Beim Betteln", antwortete er. „Wenn Jemand mich nicht hört, so berühre ich ihn leise mit dem Stöckchen."

Chor der Divanas.

Jeden Morgen geht die Bettlercompagnie auf Erwerb aus und Abends sammelt sie sich wieder, macht ihre Rechnung, erzählt sich, was sie gehört und gesehen, Stadtneuigkeiten und Klatschereien. Auf allen Straßen und Bazars sieht man Divanas, bald einzeln, bald in Gruppen; die Ersteren betteln als Solisten, die Anderen brüllen im Chor. Etwa zehn, fünfzehn, zuweilen auch mehr, alle mit hohen Pelzmützen und gelben aufgedunsenen Physiognomien; apathisch plappern sie die bekannten Worte, welche der vorn stehende Vorsänger, der gewandte Führer der ganzen Gesellschaft, vorsingt und er macht es derart und in so lächerlicher Weise, daß der Fremde sich des Lachens nicht enthalten kann. Die Ohren verstopft er mit seinen Fingern, beugt den Körper vor und bläht sich auf, als wollte er platzen, wenn man ihm kein Almosen giebt.

Abends kehrt der Divana in seine schmutzige Hütte zurück, die Bettleruniform wird ausgezogen, die Schale ihres Inhalts entleert, in den Winkel gestellt oder an den Nagel gehängt und der heilige Mann setzt sich an das Feuer, erzählt, klatscht, hört den Erzählungen der Anderen zu, raucht starken Nascha, trinkt Thee oder auch Kuknar; durch letzteren stark berauscht, schläft er fest, bis ihn der Morgen zu neuen Thaten weckt.

Fast alle Divanas sind professionirte Trunkenbolde, fast alle Opiumesser. Sie nehmen Kuknar und Opium drei- oder viermal täglich zu sich, ersteres in großen Tassen, das andere in Stücken; übrigens sind viele bereit, eins wie das andere und von jedem Quantum in jedem Augenblick zu verschlucken.

Ich fütterte einmal einen Divana mit einer ganzen Stange Opium, die ich auf dem Bazar kaufte, und vergesse eben so wenig die Gier, mit der er es verschlang, wie die ganze Gestalt und das Aussehen des Opiumessers. Hoch von Wuchs, entsetzlich bleich und gelb, glich er eher einem Skelett, als einem lebenden Menschen. Er hörte kaum, was um ihn her vorging und sprach und träumte Tag und Nacht nur von Opium.

Anfangs wandte er mir keine Aufmerksamkeit zu, antwortete nicht und hörte wahrscheinlich auch wohl nicht, was ich sprach. Doch da erblickte er in meinen Händen Opium — sein Gesicht hellte sich auf, verlor den bisher gedankenlosen Ausdruck, mit weit geöffneten Augen, aufgeblähten Nasenflügeln streckte er die Hand aus und murmelte: „Gieb, gieb . . ."

Ich gab ihm nicht sofort und verbarg das Opium. Das Skelett gerieth in Aufregung, begann sich wie ein Kind zu geberden und flehte: „Gieb mir Beng, gieb mir Beng!" (Beng heißt Opium.) Als ich ihm endlich ein Stück gab, faßte er es mit beiden Händen und begann es, an der Wand hockend, mit zugedrückten Augen langsam zu benagen, wie ein Hund einen schmackhaften Knochen. Bald fing er seltsam zu lächeln an und murmelte unzusammenhängende Worte; von Zeit zu Zeit zuckte es in seinem Gesicht, das entsetzlich entstellt war. Schon hatte er die Hälfte abgenagt, als ein neben ihm sitzender Opiumesser, der mit Neid auf seinen begünstigten Collegen blickte, ihm den Rest entriß und geschwind in seinen Mund steckte. Da hätte man das arme Skelett sehen sollen! Er warf sich auf den Kameraden, warf ihn zu Boden, zauste ihn auf alle nur mögliche Weise und rief wüthend: „Her damit, her damit, sage ich!" Ich glaubte, er würde ihm das Backenbein ausdrehen. —

* * *

Die Kalendarchans sind nicht nur Bettlerasyle, sondern auch ein Mittelding zwischen Café-Restaurant und Club. — Wer Nascha zu rauchen oder gar das verbotene Opium genießen will, sich dessen schämt oder diese Dinge zu Hause nicht haben kann, geht in den Kalendarchan. Der Trunkenbold stärkt sich mit Kuknar ebenfalls im Kalendarchan. An Neuigkeiten fehlt es unter diesen umherstrolchenden Divanas natürlich nicht und daher ist dort beständig viel schwatzendes, rauchendes, trinkendes und schlafendes Volk beisammen. Mir begegneten dort ziemlich geachtete Personen, die übrigens sich zu schämen schienen, daß ich, der russische Tjura, sie in der Gesellschaft von Opiumessern und Kuknartschi sah. Unter den Opiumessern giebt es frappirende Persönlichkeiten; die Physiognomie jedes Einzelnen sagt schon direct: Ich bin ein Opiumesser. Diejenigen, welche viel und seit langer Zeit Opium essen, zeichnen sich besonders durch Welkheit, Unbeweglichkeit, durch eine gewisse Scheuheit in den Bewegungen, durch einen trüben apathischen Blick, gelbe Gesichtsfarbe und durch ein unglaublich aufgedunsenes Gesicht aus. Man sagte mir, und ich konnte mich später selbst davon überzeugen, daß der Opiumesser unbedingt ein Feigling sei.

Im Sommer ist das Leben dieser Leute durchaus nicht schwer: wie

Opiumeſſer.

die Vögel Gottes säen und ernten sie nicht und heimsen nicht ein; übrigens wäre es richtiger zu sagen, daß sie nicht säen und nicht einheimsen, wohl aber ernten und das ganz gehörig. Von den Resultaten seiner Ernte nährt sich der brave Divana vortrefflich, betrinkt sich und wälzt sich in seinen Mußestunden nach Wohlgefallen im Schatten der Bäume.

Im Winter haben es die Bettler weniger gut, denn wie sie sich auch in ihre durchlöcherten Chalats wickeln, frieren und erstarren sie doch, da der Winter hier im Vergleich mit der Hitze des Sommers ziemlich kalt zu sein pflegt.

Als ich an einem ziemlich kalten Tage in den Kalendarchan kam, bot sich mir ein Bild dar, welches sich tief in mein Gedächtniß einprägte. Eine ganze Gesellschaft Bettler saß eng aneinander gedrückt längs der Wand. Wahrscheinlich hatten sie kurz vorher eine Dosis Opium zu sich genommen, denn aus ihren Gesichtern sprach Stumpfheit; einige hatten den Mund geöffnet, bewegten lautlos die Lippen; viele athmeten, den Kopf auf die Kniee gesenkt, mit Mühe, ab und zu durchfuhr sie ein Schauder

In der Nähe des Bazars giebt es eine Menge löcherartige Behausungen, wo die Opium essenden Divanas leben; das sind kleine, dunkele, schmutzige Löcher voll Schutt und Ungeziefer. In einigen wird Kuknar zubereitet und in dem Falle bekommt die Kammer das Aussehen einer Trinkbude, die beständig Besucher hat. Die Einen gehen mit einem kleinen Rausch befriedigt von dannen, Andere, weniger mäßig, fallen zu Boden und schlafen den Rausch in den dunkelen Ecken aus.

Kuknar ist ein betäubendes Getränk, das aus der Schale des gewöhnlichen Mohns bereitet wird. In kleine Stücke geschnitten, wird sie in erwärmtes Wasser gelegt; sobald sie durchweicht ist, wird sie mit den Händen ausgedrückt und macht das Wasser röthlich trüb und bitter. Die Bitterkeit des Kuknar ist so unangenehm, daß ich es niemals herunterbringen konnte, obgleich die zuvorkommenden Divanas mich mehr als einmal damit bewirtheten.

In eben solchen Löchern sind die Buden zum Opiumrauchen eingerichtet; die Diele, die Wände und die Lage sind mit Matten ausgeschlagen. Der Raucher legt sich nieder und zieht aus dem Kaljan den Rauch eines

brennenden Opiumkügelchens ein, das ein Anderer an der Oeffnung des Kaljans mit einer kleinen Zange hält. Die Betäubung durch Opiumrauchen ist beinahe noch stärker als durch den innerlichen Gebrauch; seine Wirkung kann man mit der des Tabaks vergleichen, nur wirkt es weit stärker. Wie der Tabak vertreibt es den natürlichen, kräftigenden Schlaf, an dessen Stelle, wie behauptet wird, Träume im wachenden Zustande, unruhige, rasch wechselnde Träume und Hallucinationen treten, welche mit Schwäche und Abspannung, aber angenehmer Art, abwechseln.

Man kann kaum bezweifeln, daß in längerer oder kürzerer Zeit auch in Europa das Opium in Gebrauch kommt; nach dem Tabak und den narkotischen Dosen, die in ihm genossen werden, kommt das Opium natürlich und unvermeidlich an die Reihe.

2.

Tschinas ist eine kleine Ortschaft, die aus einem unbekannten Grunde eine Stadt heißt. Sie liegt auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Laufs des Tschirtschik, der jetzt fast ganz ausgetrocknet und sumpfig, stellenweise mit Rohr bedeckt ist. Wir verließen die Festung auf der linken Seite und erreichten, nachdem wir einen kleinen, stillen und wenig belebten Bazar passirt hatten, die uns genannte, wie es scheint, auch einzig vorhandene Herberge eines gewissen Mullah-Fasil, eines dortigen Händlers.

In früheren Zeiten war Tschinas belebter, gegenwärtig lebt ein großer Theil der Einwohner, namentlich der handeltreibenden Classe, im neuen Tschinas, das die Russen bei der Vereinigung des Tschirtschik mit dem Syr-Darja gründeten und mit einer neuen Festung versahen. Die jetzt verlassene alte Festung wurde seiner Zeit von den Russen ohne Kampf genommen, weil die Garnison sich rechtzeitig zu entfernen vorgezogen hatte. Wie mir schien, könnte sie in anderen Händen noch gute Dienste leisten; die Mauern waren noch ziemlich fest und stehen auf einem hohen Wall, den ein tiefer Graben umgiebt; der Rand der Mauern ist, wie gewöhnlich,

gezackt und mit Schießscharten versehen. Innen war nur ein Trümmerhaufen; dort strich eine ganze Schaar Knaben, irgend etwas suchend, umher und stob bei unserem Herannahen nach allen Seiten auseinander. Ziegelsteine, wie überhaupt das brauchbare Baumaterial wurden ausgebrochen und zum Bau der Festung und der Häuser des neuen Tschinas verwandt.

Ein heftiger Orkan, der an diesem Tage herrschte — wir schrieben den 26. März — zwang uns, bis zum folgenden Morgen in diesem wenig interessanten Flecken zu bleiben. Gegen 3 Uhr Nachmittags erhob sich ein so heftiger Wirbelwind, daß furchtbare Staubmassen auch die nur wenige Schritt entfernten Gegenstände geraume Zeit dem Auge verhüllten; sodann begann ein sehr starker Regen, der die ganze Nacht über währte.

Ich lernte hier die Bereitung von Oel aus Baumwollsamen kennen; an diesem Oel scheint Tschinas Ueberfluß zu haben. Der Apparat zur Bereitung des Oels ist von höchst primitiver Einrichtung.

Am folgenden Tage erwies sich der Weg dermaßen aufgeweicht, daß die Pferde nur mit Mühe fortkamen, und wo man durch Schilf ging, war es sumpfig und nicht ungefährlich. Das auf dem Wege angesammelte Wasser floß in starken Strömen dem Tschirtschik zu.

Die Felder am Wege, welche der Regen erquickt hatte, schmückte saftiges Gras. Die Kirgisen pflügten und eggten; sie pflügen noch immer mit primitiven Pflügen und zerstoßen vor dem Eggen die großen Erdklumpen mit dem Spaten. Die Egge besteht aus einem zwei Arschin langen und anderthalb Arschin breiten Brett mit eisernen Pflöcken und ist mit einer Kette an das Holz befestigt, welches zum Stierjoch geht; auf dem Brett steht der Treiber, um es zu beschweren.

Das neue Tschinas schaut ziemlich traurig aus: eine kleine Festung, kleine ärmliche Gebäude und fast gar keine Bäume, was besonders in der Nähe zweier Flüsse auffällt. Allerdings wäre, da der Boden einigermaßen über dem Flußniveau liegt, die Anlegung von Canälen und damit auch die Einrichtung von Gärten einigermaßen schwierig, doch könnten Weidengattungen leicht und schnell angepflanzt werden. Die hiesige Weide faßt an jedem Wasser noch schneller Wurzel, als die unsrige und wird daher „die Gewissenlose" genannt; doch bei einem Klima wie das hiesige braucht man selbst einen gewissenlosen Baum nicht zu verachten.

Die Ansiedelung Tschinas liegt am Ufer des Syr-Darja und besitzt einen ziemlich großen Bazar, dessen Händler, vorzugsweise Eingeborene, auch auf den kleinsten Vortheil überaus gierig sind und daher immer in großer Menge an dem von Russen bewohnten Punkte sich versammeln.

Der Syr-Darja hat Störe, Welse und andere Fische, doch fehlt es an Fischern.

In Tschinas fand ich einen Bekannten aus Taschkent, der hier zur Schlichtung einer sehr verworrenen Sache lebte. Ich hörte ihn über die Schwierigkeit, etwas zu erfahren und die Dinge klar zu stellen, Klage führen.

Ich führe einen ebenfalls darauf bezüglichen Fall an, den mir der hiesige Commandant G. erzählte. Die Sache ist unwesentlich, aber charakteristisch. Zu ihm kam ein Kirgise mit der Klage, daß Jemand ihn in die Hand gebissen habe; der Beklagte, darüber befragt, erklärte mit Bestimmtheit, das sei nicht wahr. Was nun machen? „Zeig' mal die Wunde." Die Wunde ist länglich, wie von einem Messerschnitt, und der hinzugezogene Arzt bestätigte, daß sie nicht von einem Biß, sondern von einem Messerschnitt herrühre. Die Sache klärte sich folgendermaßen auf: Der Kläger, der ein Dienstkamerad des angeblichen Beleidigers ist, war von diesem eines Diebstahls überführt, dieserhalb bestraft worden und nährte seitdem gegen ihn einen derartigen Haß, daß, wie der Beklagte sagte, er nicht nur im Stande war, sich den Finger zu verwunden, sondern auch einen, zwei, drei oder mehr Finger abzuschneiden, um seinen Gegner verleumden und an ihm Rache nehmen zu können.

Früh Morgens fuhren wir in einer kleinen eisernen Barkasse über den nicht breiten Tschirtschik. In dem steilen Ufer bemerkte ich Oeffnungen, welche, wie mir einer der mich begleitenden Kosaken sagte, ihre Winterwohnungen bildeten. „Ihr habt es in diesen Löchern wohl schlecht?" fragte ich hin. „Sehr schlecht." „Und wo wohnt Ihr im Sommer, wohl in Zelten?" „Nein, unter freiem Himmel." „Wie ist das möglich, da der Regen näßt?" „Der Regen näßt, doch die Sonne trocknet wieder aus," lautete die Antwort.

Wir passirten eine ziemlich niedere Stelle, hier und dort sah man Aecker, Gras war kaum vorhanden, dagegen aber viel Rohr, von dem man nur das den Schilf gewöhnlich umgebende Gras sah, von dem Rohr selbst

ragten nur die verkohlten Ueberreste der Stengel hervor. Das Rohr wird nämlich alljährlich abgeschnitten und im Hause verwandt oder zum Verkauf gebracht, die Ueberreste, damit sie besser wachsen, aber abgebrannt.

Der Klee gedeiht hier vorzüglich und wird bis fünfmal jährlich geerntet; dreimal erntet sogar der Faule.

Wir sahen einige aufflatternde Wachteln und B. erzählte mir, daß sie in großer Menge vorhanden sind und die Sarten und Kirgisen sie fangen und zu Kämpfen auffüttern, bei denen es natürlich nicht ohne Wetten abgeht. Ein Wachtelbesitzer ist nicht wenig stolz, wenn er sagen kann, daß sein Pflegling so und so viele Gegner besiegt hat. Die Eingeborenen lieben dieses Vergnügen leidenschaftlich und verbringen ganze Tage damit. Ein gut dressirter Vogel kostet sehr theuer. B. kannte einige Besitzer von Wachteln, die nicht unter 50 Tilla (eine Tilla gleich 4 Rubel) für das Stück nahmen.

Das Gebirgs-Rebhuhn wird zu gleichem Zweck gefangen und abgerichtet.

Man säet hier Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen und Flachs. Aus dem Flachssamen bereiten sie Oel und die Faser benutzen die Barbaren als Kleinholz. Es giebt hier auch Reis, aber wenig, weil er häufige und starke Besprengung verlangt; dagegen findet man ihn in großer Menge im Angrenathal und weiter nach Tjan und Chodshent hin. Der Mohn wird zur Nahrung benutzt und daraus eine Art Suppe bereitet, die Schale aber, wie schon erwähnt wurde, zur Herstellung des Kuknar benutzt, das allerdings stark berauschend und daher ein dem Gott der Muselmänner ekles Getränk ist, vom Koran aber nicht verboten, das Herz der Gläubigen ergötzt, ohne ihr Gewissen zu beschweren. Uebrigens verachten die Bewohner auch nicht Traubenwein, wenn sie ihn erlangen können, und nur die Gewissenhafteren beschwichtigen ihr Gewissen damit, daß sie den Wein mit ihrer Busa verdünnen oder richtiger, zum Traubenwein Busa hinzufügen; so haben es die Menschen angenehm und die Vorschriften des Koran bleiben unverletzt. Einer der mich begleitenden Kosaken, welcher an der Einnahme der Festung Tshusak Theil nahm, erzählte mir, daß sie dort viel Wein und Branntwein fanden.

In einem großen Dorfe Namens Chodshagent machten wir Halt. Die Männer waren größtentheils auf der Arbeit, die Weiber aber kamen

in Schaaren gelaufen, um die Urrus zu sehen. Einige blickten ängstlich aus irgend einem Versteck hervor, andere zeigten sich in Abwesenheit ihrer Männer kühner, lächelten, neigten den Kopf und riefen sogar: „Aman!" d. h. sei gegrüßt.

Sobald wir uns in dem uns angewiesenen Häuschen niedergelassen hatten, erschien eine Menge Volks bei uns, Alte und Junge, die wissen wollten, wer ich sei, wohin und zu welchem Zweck ich reise.

Den Einheimischen klar machen wollen, daß man nicht einen praktischen, sondern wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck verfolgt, ist verlorene Mühe, sie begreifen es nicht. Wie sehr ich mich auch bemühte, ihnen klar zu machen, ich reiste blos, um das uns Russen noch wenig bekannte Gebiet, die Bewohner und ihre Lebensweise kennen zu lernen und dann meinerseits andere Leute, die fern leben, damit bekannt zu machen — es leuchtete ihnen nicht ein und sie schienen bei der Ueberzeugung zu bleiben, die Sache sei nicht ganz richtig und meine Reise habe irgend welche Nachforschungen zum Zweck.

Ich fragte nach der Umgegend und den Wegen nach Chodshent und Tshusak. Dabei zog ich eine Karte hervor, um die mir genannten Dörfer aufzusuchen. Das weckte ihre Neugier und, als ich nun gar die umliegenden Ortschaften mit Namen nannte und versicherte, daß ich alle Dörfer, Städte, Flüsse, Berge und Steppen nicht nur Turkestans sondern auch Khokands und Bucharas nennen könne, hatte die Verwunderung keine Grenze.

In einem Gespräch über verschiedene Dinge erfuhr ich, daß das Volk am meisten durch Nervenfieber und kaltes Fieber leide; letztere treten besonders zur Zeit der Reife der Früchte auf. Die Eingeborenen kennen kein Mittel dagegen, werden nur selten vollständig geheilt und nach 2 oder 3 Jahren, wenn nicht gar früher, wiederum von der Krankheit befallen, welche sich allerdings nicht in früherer Stärke und ohne Paroxismen, jedoch in starker Erschöpfung und lang andauernder Schwäche äußert.

„Hier ist noch ein Kranker," sprach der Wirth des Hauses; „wir wissen nicht, wie er zu heilen ist."

„Welcher denn?"

„Dieser da, mein Sohn." Er wies auf einen fünfzehnjährigen, dem Aussehen nach gesunden rothbackigen Burschen.

Durch Hin- und Herfragen wurde mir klar, daß es eine häufig vorkommende Krankheit ist, gegen die ich zufällig in meiner Reiseapotheke ein vorzügliches Mittel hatte. „Gut," sagte ich, „Du sollst ein Mittel haben, nach zwei oder drei Tagen wirst Du gesund sein." Man dankte mir für das Versprechen, schien jedoch mißtrauisch zu sein, weil die Krankheit recht hartnäckig schon den vierten Monat andauerte und den einheimischen Medicamenten nicht wich. Am zweiten Tage fühlte sich mein Patient, dem ich alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln und auch Diät anempfahl, besser; am darauf folgenden Tage war die Krankheit ganz geschwunden. Sofort durchflog das Gerücht von der Kur das ganze Dorf und ging sodann auch in die benachbarten Dörfer über; von allen Enden kamen sie mich um Rath und Hilfe bitten. Zu meinem Unglück fühlte auch mein zweiter Patient, wenn er auch nicht ganz genas, so doch einige Erleichterung. Es war das ein Knabe aus demselben Dorfe, auf den man nicht ohne Bedauern sehen konnte, ein achtzehnjähriger sehr netter Bursche, der seit drei Jahren nicht wuchs, am ganzen Körper schief und krumm wurde und dabei an Beengung der Brust und einem heftigen periodischen Magenleiden litt, das häufig wiederkehrte.

Ich war weit entfernt, die Krankheit zu erkennen und mit meinen Kenntnissen helfen zu können und sagte es auch dem Vater des Knaben ganz offen, indem ich ihm gegen das Magenleiden ganz unschädliche Tropfen empfahl. Wie groß aber war meine Verwunderung, als der Bursche nach einigen Tagen erklärte, daß sein Magen in Ordnung und die Brustbeschwerden geschwunden seien! Natürlich spielte da die Einbildung des Patienten mit, da ich in keiner Weise an seiner Wiedergenesung Antheil hatte; dessen ungeachtet festigte sich meine Reputation als Heilkünstler und eine Menge Kranker strömte täglich zu meinem nicht geringen Aerger zu mir. Ich sage, zu meinem nicht geringen Aerger, weil meine Lage in der That unangenehm war, denn Rath versagen war unmöglich, weil die Leute zum russischen Arzt theils aus Mangel an Vertrauen, hauptsächlich aber weil er nicht zur Hand und die Kur mit Ausgaben verbunden war, nicht gehen. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß der Eingeborene die Wissenschaft in der Person ihres Vertreters in der nächsten russischen Ortschaft aus irgend welchem Grunde umgeht und sich daher nothgedrungen

an einen Charlatan wenden muß, der selten gewissenhaft, meist nur das Geld und die Geschenke nimmt, leider aber keinen Nutzen bringt. Wenn ich einem Kranken zum Arzt in Tschinas zu gehen empfahl, weil ich ihm nicht helfen könne, ging er mit der Ansicht fort, die Krankheit werde auch so vergehen. Am traurigsten war, daß sie meiner Versicherung, ich kenne die Krankheit nicht, ich habe keine Mittel dagegen, ich kann nicht helfen, nicht Glauben schenkten. „Wir hörten," sagten sie, „daß Deine Medicin Vielen geholfen hat."

So oder anders, es blieb mir nichts übrig, als Rathschläge zu geben, die vorzugsweise auf den Gebrauch von Wasser, Abreibungen und Einhüllung in nasse Laken u. s. w. Bezug hatten und für rheumatische Krankheiten, von denen ein großer Theil meiner Patienten heimgesucht war, durchaus nicht nutzlos erschienen.

Jeden Tag früh Morgens rief mir A. M. zu: „Kommen Sie gefälligst heraus. Schrecklich viele Patienten kommen, um den Usta (Doctor, Meister) zu sehen!" Die Einen wurden auf Bahren herangetragen, Andere kamen mich zu Kranken rufen, die sich nicht bewegen konnten. Es gab auch Solche, welche mich durch eine dritte Person um Medicin baten, was meistentheils Frauen thaten; sie ließen mir erklären, daß sie da und da Schmerzen haben, und verlangten irgend ein Mittel, das sie sofort gesund macht.

In einem benachbarten Dorfe wurde mir ein zwölf- oder dreizehnjähriger Knabe gezeigt, den ich nie vergessen werde. In Watte gehüllt und in eine Menge Lumpen gewickelt, wurde er auf Händen zu mir getragen; sein Gesicht, entsetzlich angeschwollen und entstellt, war weiß wie Wachs, statt der Augen sah man kleine eiternde Wunden, die Nase war eingefallen, der Mund glich einer sich nicht mehr schließenden Oeffnung, durch welche die weichen kleinen Zähne hervorblickten. Der am ganzen Körper an einer furchtbaren faulenden Krankheit leidende Knabe konnte natürlich nicht gehen, aß beinahe nichts und konnte kaum sprechen. „Viele Aerzte haben ihn schon kurirt, konnten ihm aber nicht helfen." „Womit kurirten sie ihn?" „Meistens mit Queckfilber." „Gaben sie ihm viel davon?" „Wer kann es wissen! Wir wissen es nicht, es schien kop zu sein" (kop heißt viel). „Warum erlaubt ihr dummen Leute mit euren Kindern

so zu verfahren?" sagte ich zum Vater des Kindes, welcher antwortete: „Wir sind unwissende Leute, was uns gerathen wird, thun wir Wohl wissen wir, daß man uns betrügt, nur um ein Seljan (Geschenk) auszupressen. Doch was machen? Das Kind thut einem leid und daher befolgt man, was die Andern sagen." — Der arme Knabe starb nach einigen Tagen.

Sehr viele der Einwohner, fast die Hälfte, sind von Blattern entstellt; auf dem Gesichte und am Kopfe Vieler sieht man Spuren von Flechten und anderen Hautkrankheiten. Damit die Flechten sich nicht verbreiten, schmieren sie die kranke Stelle mit Ruß ein und es nimmt sich komisch aus, Kinder zu sehen, deren Gesicht zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz ist.

Ein spaßhaftes, altes Weib aus einem benachbarten Aul erschien einst bei mir, um mir mit heiserer Stimme zu erzählen, daß Würmer ihr kleines Züngchen gefressen und nun schon die Leber angegriffen haben; das habe ihr wenigstens der Usta erklärt; sie könne nicht schreien und laut sprechen und fühle einen Druck in der Brust und Schmerz in der Kehle. Ich wollte dieses kleine Züngchen sehen, doch sie bat flehentlich: „Nicht anrühren, um Gottes willen, nicht anrühren." „Weshalb nicht, ich will nur nachsehen, was Du dort hast?" „Nein, nein, warte, bis ich meinen Sohn herführe, dann kannst Du's thun; wenn ich dann sterbe, wird er dabei sein, wird wissen, was mit mir zu machen."

* * *

Das Dorf Chodshagent liegt in der Nähe des Syr-Darja, etwa hundert Schritte von ihm. Das Haus, in welchem ich wohnte, liegt an einem breiten Aryk mit hohen Ufern, der das Wasser von den Feldern zu den Mühlen und dann zum Syr-Darja leitet. Das Ufer des Aryk, hier und dort mit Bäumen bepflanzt, ist die beste Straße der Ortschaft; hier ist eine der vorhandenen zwei Buden und hier versammelt sich Abends nach der Arbeit das Volk; der Eine sitzt in Gesellschaft still, der Andere plaudert, der Dritte forscht nach Neuigkeiten, welche unbedingt an diesen Ort dringen; Andere wieder spielen ein Spiel, welches unserem Schachspiele ähnlich ist. Mit einer Ruthe werden Figuren auf den Boden gezeichnet, auf welchen rothe und graue Steinchen hin- und hergeschoben werden. Zuweilen nahm

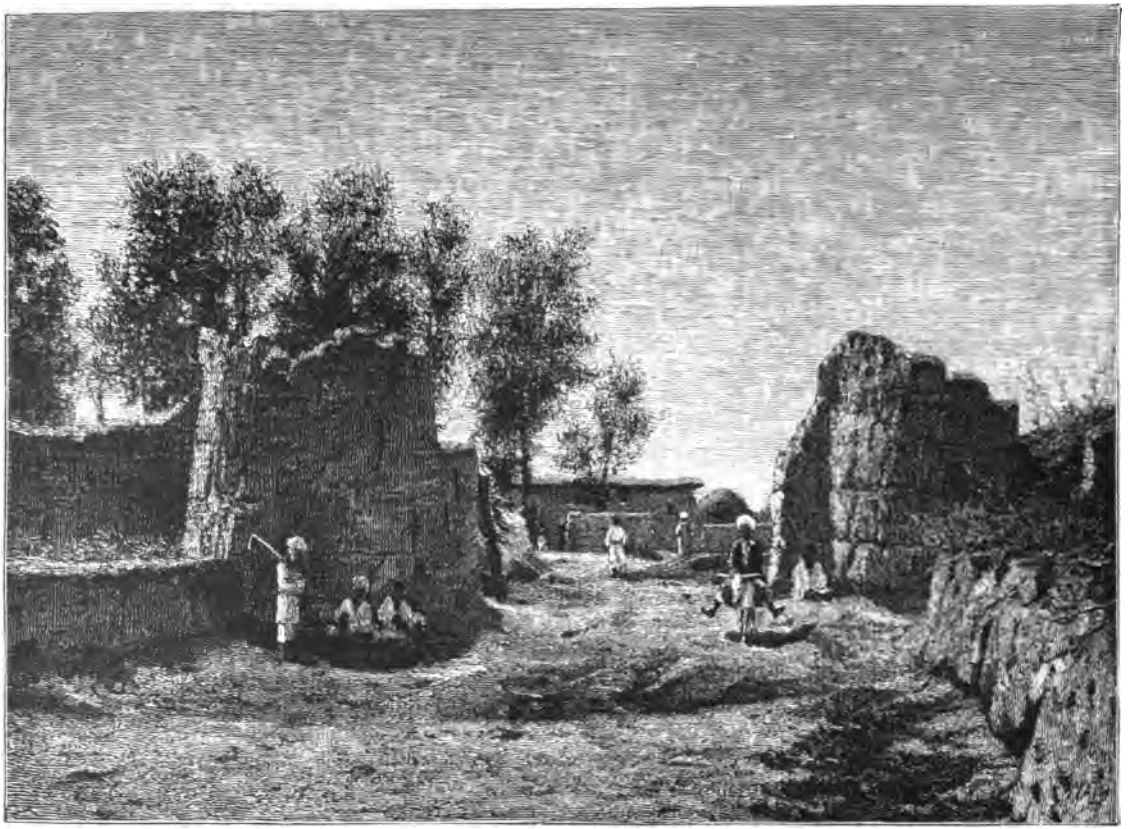
ich an dem Spiel Theil und verlor natürlich jedesmal zur großen Genugthuung des schadenfrohen Publikums.

An Tagen, wenn in Tschinas der Bazar abgehalten wird, pflegt die Versammlung bei der Bude zahlreicher und belebter zu sein. Die auf den Bazar kommenden Händler bringen Neuigkeiten und Klatschereien mit und, da diese auf jedem Bazar in größerer Menge vorhanden sind, als Waaren, so litten die bei der Bude versammelten Chodshagenter keinen Mangel an Gesprächsstoff der verschiedensten Art, von einem bedeutenden politischen Ereignisse bis auf unbedeutende Tagesereignisse herab. Ein Aksakal, d. h. Aeltester (buchstäblich bedeutet Ak weiß und Sakal Bart), erzählte mir mit großem Ernst, auf dem Bazar sei ein fuchsrothes Füllen verkauft worden, jedoch nicht auf einfache Weise, sondern unter Trommelwirbel. Da auf dem Bazar wahrscheinlich nicht wenig Volk anwesend war, so sprach man ohne Zweifel weit und breit von dem Verkauf eines fuchsrothen Füllens unter Trommelwirbel, von dem Preise, dem Alter, den Fehlern und den Vorzügen des Thieres u. s. w.

Nicht allein in Städten, sondern auch in großen Dörfern giebt es Bazars, die an einem bestimmten Tage abgehalten werden; am Montag z. B. findet der Bazar in einem Dorfe, am Dienstag in einem anderen, am Mittwoch in einem dritten statt u. s. w., so daß der Bauer an jedem Tage das Nöthige kaufen und klatschen kann, so viel ihm beliebt, ohne in die weit entfernte Stadt zu fahren. In Chodshagent giebt es keine Bazars, weil Tschinas ganz in der Nähe liegt.

Gärten giebt es hier wenig. Die Straßen, mit Ausnahme der schon erwähnten Hauptstraße, sind schmutzig, eng und während der Regenzeit einfach unpassirbar; die Häuser, einige wenige ausgenommen, haben ein elendes Aussehen; alle sind aus Erdklumpen und Schmutz gebaut. In der Nähe meines Hauses lag die Moschee, ein kleines, außen und innen einfaches Gebäude, welches Morgens und Abends sich mit Bauern füllte. Uebrigens machte ich die Bemerkung, daß nicht alle Einwohner die Moschee besuchten, vorzugsweise nur die bejahrten Leute, die Greise.

Die Dorfverwaltung liegt in den Händen des Aeltesten und des Kasi (geistliche Person, eine Art Richter). Diese Amtspersonen werden nicht gewählt, sondern ernannt und ihre Befugnisse gehen in den meisten Fällen



Das Dorf Chodshagent.

vom Vater auf den Sohn über. So erbte mein Freund Tasch, der Aksakal von Chodshagent, sein Amt von seinem Vater, wie dieser von seinem Vater u. s. w. Unter solchen Umständen ist die Verwaltung selbstverständlich eine rein patriarchalische in der weitesten Bedeutung des Wortes. Der Aksakal und der Kasi plündern das Volk, indem sie sich in den Raub theilen und, so viel ich wahrnehmen konnte, giebt es ehrliche Leute in unserem Sinne, die ohne Bestechung und Geldspenden richten und verwalten, unter ihnen nicht. Die von den Russen geschaffene Neuordnung, welche fast alle Aemter zu Wahlposten macht, wird den Dorfaristokraten nicht nach dem Sinne sein, dafür aber athmen die Baiguschi (Armen) freier auf.

Der Bauer verrichtet hier seine Arbeit in antidiluvianischer Weise und mit antidiluvianischen Geräthschaften. So steht z. B. unweit meiner Wohnung auf dem Aryk eine kleine Mühle zum Reisreinigen; sie besteht aus zwei mit Eisen verbundenen und mit Schneiden versehenen dicken Holzstücken, die, sich hebend und senkend, den Reis schlagen, der in einer Vertiefung des Bodens liegt. Die Holzstücke werden durch irgend Etwas in der Art eines Rades in Bewegung gesetzt, das mit Lärm und Knarren sich schnell dreht.

Der Reis wird dreimal gereinigt und gesiebt und infolge dieser Reinigungsart geben vier Batman (24 Pud) ungereinigter Reis blos die Hälfte gereinigten. Uebrigens hängt es auch von der verhältnißmäßig geringen Berieselung der Reisfelder ab. An Stellen, wo die Berieselung stärker ist, sind auch die Körner größer und ergeben bei der Reinigung ein größeres Quantum. Um etwa zwei Batman ganz zu reinigen, braucht man einen ganzen Arbeitstag; Mühlen giebt es aber nur wenige in der Umgebung, daher der Mühle in Chodshagent aus ziemlicher Entfernung Reis zugeführt wird; für das Reinigen wird ein Sechszehntel vom Reisquantum abgegeben.

Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie ein Radreif gebogen wurde. Die hiesigen Arba haben zwar große Räder und die hölzernen Reifen sind daher auch ziemlich stark, dennoch macht es einen seltsamen Eindruck, ein Dutzend Menschen den ganzen Tag über im Schweiße ihres Angesichtes mit einem Reif beschäftigt zu sehen.

* * *

vom Vater auf den Sohn über. So erbte mein Freund Taſch, der Akſakal von Chodſhagent, ſein Amt von ſeinem Vater, wie dieſer von ſeinem Vater u. ſ. w. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Verwaltung ſelbſtverſtändlich eine rein patriarchaliſche in der weiteſten Bedeutung des Wortes. Der Akſakal und der Kaſi plündern das Volk, indem ſie ſich in den Raub theilen und, ſo viel ich wahrnehmen konnte, giebt es ehrliche Leute in unſerem Sinne, die ohne Beſtechung und Geldſpenden richten und verwalten, unter ihnen nicht. Die von den Ruſſen geſchaffene Neuordnung, welche faſt alle Aemter zu Wahlpoſten macht, wird den Dorfariſtokraten nicht nach dem Sinne ſein, dafür aber athmen die Baiguſchi (Armen) freier auf.

Der Bauer verrichtet hier ſeine Arbeit in antidiluvianiſcher Weiſe und mit antidiluvianiſchen Geräthſchaften. So ſteht z. B. unweit meiner Wohnung auf dem Aryk eine kleine Mühle zum Reisreinigen; ſie beſteht aus zwei mit Eiſen verbundenen und mit Schneiden verſehenen dicken Holzſtücken, die, ſich hebend und ſenkend, den Reis ſchlagen, der in einer Vertiefung des Bodens liegt. Die Holzſtücke werden durch irgend Etwas in der Art eines Rades in Bewegung geſetzt, das mit Lärm und Knarren ſich ſchnell dreht.

Der Reis wird dreimal gereinigt und geſiebt und infolge dieſer Reinigungsart geben vier Batman (24 Pud) ungereinigter Reis blos die Hälfte gereinigten. Uebrigens hängt es auch von der verhältnißmäßig geringen Berieſelung der Reisfelder ab. An Stellen, wo die Berieſelung ſtärker iſt, ſind auch die Körner größer und ergeben bei der Reinigung ein größeres Quantum. Um etwa zwei Batman ganz zu reinigen, braucht man einen ganzen Arbeitstag; Mühlen giebt es aber nur wenige in der Umgebung, daher der Mühle in Chodſhagent aus ziemlicher Entfernung Reis zugeführt wird; für das Reinigen wird ein Sechszehntel vom Reisquantum abgegeben.

Ich hatte Gelegenheit zu ſehen, wie ein Radreif gebogen wurde. Die hieſigen Arba haben zwar große Räder und die hölzernen Reifen ſind daher auch ziemlich ſtark, dennoch macht es einen ſeltſamen Eindruck, ein Dutzend Menſchen den ganzen Tag über im Schweiße ihres Angeſichtes mit einem Reif beſchäftigt zu ſehen.

* * *

Ich reiste weiter und kam zu den Ortschaften der Kirgisen vom Tamin-Stamm. Ihre Vorfahren sollen in alten Zeiten während eines Krieges vom Westen hergekommen sein; ein Theil kehrte dann später wieder zurück, der andere blieb aus Mangel an Mitteln hier. Jetzt leben die Tamin-Kirgisen zwischen Taschkent, Tschinas und Chodshent, beschäftigen sich mit Ackerbau und leben meistentheils das runde Jahr an ein und derselben Stelle. Ihre Gesichtszüge tragen nicht den kirgisischen Typus, und wenn die hier gewöhnlich an festen Wohnsitzen lebenden Tamin-Kirgisen unrichtiger Weise Sarten genannt werden, so kann man sie auch andererseits nicht für Vollblut-Kirgisen halten.

Dem Gebrauch gemäß erschien sofort nach unserer Ankunft eine Menge Volk bei uns, um uns zu beglückwünschen. Bei dem Auspacken meiner Sachen und als ich mein Reisekostüm auszog, stieg die Neugier meiner Gäste. Da hieß es, ihnen Alles zeigen und erzählen, was ich ihnen auch nicht abschlug, dann erfolgten Zeichen der Verwunderung verschiedenster Art; der Eine schnalzt mit der Zunge und zwar sehr lange, erst schnell, dann langsamer und langsamer, bis es kaum hörbar war; ein Anderer macht große Augen und ruft gedehnt: Pa! pa! pa! pa! pa!; ein Dritter wiegt den ganzen Körper hin und her; ein Vierter endlich ist vor Verwunderung stumm und schüttelt sich nur zuweilen, wie vor einer Teufelei.

Wie sollten sie sich auch in der That nicht wundern!

Ein zusammenlegbares Messer mit mehreren Klingen, ein zusammenlegbarer Regenschirm oder ein Klappstuhl sind allerdings noch nicht wunderbare Dinge, dagegen aber erscheint ein zusammenlegbarer Taschenrevolver, Kitschkine-Miltyk, d. h. eine kleine Flinte, höchst wunderbar und giebt dem Eingeborenen für viele Stunden Stoff zu allerlei Gesprächen.

* * *

Der Angren fließt dicht am Dorf und am folgenden Morgen wollte man uns auf einem Sal, einem Floß aus Schilfrohr, übersetzen.

Der Angren, ein kleines Flüßchen, fällt in den Syr-Darja. Diese Bergflüßchen sind in der trockenen Zeit so wasserleer, daß, wie man sich ausdrückt, ein Huhn die Furt passiren kann; im Herbst aber durch den Regen und namentlich im Frühjahr, durch das Schmelzen des Schnees,

schwellen sie dermaßen an, daß der Uebergang, wenn nicht überhaupt unmöglich, so jedenfalls sehr gefährlich wird.

„Unser Sal ist gut, wir setzen rasch über," sagten die Leute. Doch als ich am folgenden Morgen den gerühmten Sal besehen ging, ergab sich, daß er ein ganz morsches Ding war; mehrere schlecht zusammengebundene Schilfbündel, die alle zusammen nicht mehr als zwei Quadratarschin maßen. Ich gab den Leuten Geld, um Schilf zu kaufen, alle Stricke von meiner Bagage und befahl ihnen, irgend etwas Sicheres herzustellen.

Nach einer Stunde war das Fahrzeug fertig und hatte an Raum und Dicke zugenommen.

Das Wasser floß mit außerordentlicher Schnelligkeit; die Ueberfahrt war nicht ganz ohne Gefahr und das ganze Dorf versammelte sich, sie mit anzusehen. Zuerst wurden zwei Pferde versuchsweise ins Wasser gelassen; zwei Kirgisen, nur mit kurzen Höschen bekleidet, saßen auf ihnen. Der Strom riß die Pferde heftig mit, doch da sprangen die Kirgisen herab, hielten mit der einen Hand die Mähne des Pferdes, mit der anderen die Zügel fest und leiteten die Thiere durchs Wasser. Etwa dreißig Faden unterhalb gelangten sie ans Ufer, dann setzten sie sich wieder auf die Pferde und kehrten zurück. Die armen Pferde zitterten am ganzen Körper, wieherten und blickten ängstlich auf das Wasser, doch man ließ ihnen keine Zeit, band das beladene Floß an die Schweife und trieb sie wieder ins Wasser. Zwei Menschen schwammen mit den Pferden, fünf oder sechs um das Floß herum. Ringsum herrschte Stille. Alle folgten mit gespannten Blicken dem Floß; nur das Keuchen und Wiehern der über alle Maßen angestrengten Pferde war hörbar.

Meine armen Koffer! dachte ich, indem ich dem Sal, der wie ein Span davongetragen wurde, nachblickte; viel fehlte nicht und er wäre an der einzigen abschüssigen Uferstelle, wo man anlegen konnte, vorübergetragen worden und dann wäre es auch ohne Zweifel um meine Sachen und die Pferde geschehen gewesen. Doch die Leute erreichten das Ufer, zogen das Floß mehr oberhalb hin und kehrten dann zu uns zurück, um uns und unsere übrigen Sachen mit frischen Pferden hinüberzuziehen.

Die armen Kirgisen zitterten furchtbar und baten um Arak (Branntwein), doch da dieser nicht vorhanden war, gaben wir ihnen Thee und

zogen dann weiter zum Dorf Buka, das zwei Tasch (etwa sechszehn Werst) weiter liegt.

Es sei bemerkt, daß der Gebrauch des Tasch als Längenmaß hier seit der letzten Eroberung Khokands durch Buchara in Gebrauch kam. Vorher wurden die Wege nach Tagen und Stunden, welche die Reise erfordert, bestimmt; gegenwärtig beginnt die russische Werst, die dort Tschachrym heißt, in Gebrauch zu kommen.

Unser Weg ging über Felder und Wiesen; es gab weder Straße noch Pfad. Am Horizont wurden viel Kurgane sichtbar, welche mir B. mit Namen nannte. Das hier ist Ak-Tube (Ak heißt weiß, Tube Berg oder Hügel), das da Kok-Tube (Kok bedeutet blau oder grün); und der da, der höchste, heißt Chanka.

Chanka, von dem ich schon früher hörte, nahm sich aus der Ferne wie eine ungeheuere Silhouette aus. Ohne mich lange zu besinnen, wandte ich mich ihm zu.

Wir kamen zu einem Kirgisen-Lager, ruhten da ein wenig aus und stärkten uns mit Gatych (saure Milch). Das Lager, welches den Tamin-Kirgisen gehörte, sah sehr ärmlich aus.

Ich schweifte durch die Zelte und war in einigen so unbescheiden, alle Säckchen, Bündelchen und Läppchen, die in den Ecken lagen und an den Wänden der Kibitke hingen, zu öffnen und sie auseinander zu wickeln. Hier war Hirse, ein wenig Reis oder Hanf, dort Wolle, Flieder und vieles Andere, was der nicht verwöhnte Kirgise braucht. Dort stand noch ein Rocken zum Spinnen von Baumwolle, die zu diesem Zwecke zusammen gerollt war. Ich that so, als ob mir dieser Apparat ganz unbekannt sei. Die Wirthin, eine bejahrte Kirgisin, setzte sich liebenswürdig an den Rocken und spann die begonnene Winde zu Ende. Ich drückte lächelnd meine Verwunderung aus, die Kirgisen lächelten ebenfalls, wahrscheinlich über meine Einfalt.

Beim Abschied schenkte ich dem Weibe für ihren schmackhaften Gatych ein grellrothes Tuch, das vielleicht schon lange das Ideal ihrer Tochter war, welche, beiläufig bemerkt, während meines Aufenthaltes in der Jurte sich unter einer Decke und verschiedenem Pelzwerke hielt und nur durch ihr scheues, ungleiches Athmen ihre Anwesenheit verrieth.

Uebrigens nahm die Mutter das Aussehen einer Henne an, welche ihr Küchelchen vertheidigt; sobald ich mich der Stelle näherte, wo die Tochter versteckt lag, gab mir die Alte zu verstehen, dort liege eine Sache, welche sie nicht so leicht wie die Säckchen mit Hirse und Hanf betrachten lassen werde.

Um den hohen Kurgan Chanka, den wir aus der Ferne sahen, sind eine Menge kleiner, mit Gras bewachsener Hügel, aber ohne Spuren irgend welcher Bauten, nur auf einem liegt ein Grab irgend eines Aulie (Heiligen) mit einer kleinen Umzäunung aus jüngster Zeit und darüber erhebt sich eine Stange mit einem Zeugfetzen.

Man kann wohl annehmen, daß in früheren Zeiten dort eine Stadt lag und zwar eine große Stadt. Der hohe Kurgan bildet den nordöstlichen Winkel des Hügels, wo einst wahrscheinlich die Festung lag; die vollständig gleichmäßigen steil und tief abfallenden Ränder des fast quadratförmigen Hügels dienten, wie man annehmen muß, als Wall, worauf die Mauern standen. An einer andern Stelle schien es mir möglich, die Spuren eines tiefen Teiches zu erkennen. Auf den Kurganen lagen viele Scherben von großen und kleinen Thongefäßen umher, welche wohl theilweise von den Kirgisen stammten, die hier unlängst überwinterten. Auch kleine Knochenstücke konnte man hier sehen, aber nicht die geringste Spur alter Bauten.

* * *

Das Dorf Buka ist von Reisfeldern umgeben, die damals unter Wasser standen. Hier und dort streifte das Volk, fast bis zum Gürtel im Wasser stehend, umher und zerbröckelte mit der Schaufel große Erdklumpen. Damit das Wasser auf dem abschüssigen und unebenen Terrain jedes Winkelchen gleichmäßig befeuchten kann, ist die ganze mit Reis bebaute Strecke in kleine Quadrate von fünf oder mehr Faden getheilt und jedes Quadrat mit einem schmalen Wall umgeben, in dessen einem Winkel eine so kleine Oeffnung sich befindet, daß sie mit einem Erdklumpen geschlossen werden kann, um das eingelassene Wasser dort aufzuhalten. Das Wasser wird aus den vom Angren geführten großen Aryks genommen, die nicht wenig Fische, z. B. recht große Barsche, Rothaugen und andere enthalten.

Einst rief man mich, dem Fischfange zuzuschauen. Außer einigen erwachsenen Bauern wirkte eine große Menge Kinder als Volontäre mit. Zum Fange wurde ein einfaches Netz an einem Stock benutzt. Die älteren Fischer, nur mit ganz kurzen Hosen bekleidet, stiegen an verschiedenen Stellen in den Aryk, einer hielt das Netz, die anderen, die mehr oberhalb standen, trieben ihnen die Fische zu. Es war etwas in der Art des Fischfanges mit der Reuse, nur mit dem Unterschied, daß die Operation hier schlauer ausgeführt wird, indem man die Fische nur dann in das Netz jagt, sobald man sie sieht. „He! hierher, hierher!" schreien sie beim Erblicken eines unglücklichen Barsches. „Da, da liegt er auf dem Grase; nun ist er schon wieder fort!" Nun wirft sich die ganze Schaar dem entschlüpfenden Fische nach zum Netz hin und durchsucht mit Händen und Füßen alle Vertiefungen und Löcher. Anderswo wäre ein dem Lärm und Geschrei entgangener Fisch durch den breiten Zwischenraum zwischen Netz und Ufer ganz ruhig entkommen, doch der hiesige Fisch ist entweder sehr dumm oder übermäßig gutmüthig und geräth daher häufig in das ausgestellte Netz.

Indem wir uns längs dem Aryk bewegten, stießen wir auf einen Damm, der das Wasser auf die höheren Stellen drängte, von wo es in die tiefer liegenden des Dorfes hinabfloß. Die Besitzer der angrenzenden Reisfelder hatten den Damm in dem unschuldigen Wunsche, ihre Felder besser zu bewässern, aber zum Nachtheil der benachbarten Bewohner von Buka, angelegt. „Daher haben wir so wenig Wasser, werft den Damm auseinander!" Groß und Klein ging mit Hurrah daran, die Stangen herauszuziehen, die zwischen ihnen befestigten Lehmklumpen und Rasen herauszuwerfen, und das hochstehende Wasser stürzte mit Geräusch hinab.

An einem schönen hellen Tage wurde in Buka ein Bazar abgehalten, wohin alle meine Hausgenossen sich schon am Morgen begaben. Ich ging allein, nicht um Etwas zu kaufen, sondern umherzuschweifen und zu sehen.

Ich erwähnte schon, daß an jedem Tage der Woche in einem der benachbarten Dörfer ein Bazar abgehalten wurde. In Buka fand er am Montag statt, in Ak-Kurgan am Freitag, in Pechent am Mittwoch u. s. w.

Auf dem Bazar-Platz drängte sich um die Buden, wo sonst gewöhnlich keine Menschenseele zu sehen war, eine Menge Volk zu Pferde und zu Fuß, das aus der ganzen Umgegend zusammengeströmt war, weniger um

Einkäufe zu machen, als Verwandte und Bekannte zu ſehen und Neuigkeiten zu hören. So Mancher kommt zwanzig Werſt weit daher, ſputet ſich aus Furcht, ſich zu verſpäten, und weshalb? Um ſich die Menge anzuſehen, den ganzen Tag über unter dem Scherz treibenden Volke zu ſchwatzen,

Jude aus Buka.

ſeine Naſe in alle Geſchäfte zu ſtecken, ſich um Streitigkeiten zu kümmern, wenn ſolche vorkommen, ſich bewirthen zu laſſen und, mit Neuigkeiten geſpickt, in größter Gemüthsruhe wieder nach Hauſe zurückzukehren.

Hier ſitzen in mehreren Reihen die Verfertiger von Spindeln, der eine unter einem Mattendach, der andere der Sonne ausgeſetzt. Unabläſſig

arbeiten sie auf ihren einfachen Gestellen und können kaum der Nachfrage der einheimischen Damen, welche sich herandrängen, genügen.

Die Juden handeln ein wenig mit Thee, überhaupt aber mit Allem, was vorkommt, besonders mit Rohseide. Doch bekommt man bei ihnen auch Putzwaaren; sie nehmen den besten Theil des Bazars ein, wo zu beiden Seiten der Budenlinie ihre grellen Schätze ausgehängt sind.

Auf dem Boden sind dort Bjasi (Baumwollenstoff), verschieden gefärbte Gewebe, Chalate, und was sonst zur Kleidung gehört, ausgelegt. Da findet man auch Buden mit Spiegeln, Messern, Feuerstahl, Lederbeuteln und vielen anderen Kleinigkeiten. Nicht weit davon stehen kleine Buden, wo sehr schmackhafte Kuchen, Samusa, bereitet und mit gehacktem Fleisch gefüllte Mehlklöße gesotten werden.

Fleischer, Händler mit Leinöl und anderen weniger delicaten Sachen halten sich mehr an den Ecken des Bazars auf, wo auch Pferde, Hammel, Kühe, Kameele u. s. w. verkauft werden. Hier sind fast alle, Käufer wie Verkäufer, Männer wie Weiber zu Pferde.

Ich strich umher und kaufte einige Kleinigkeiten, erkundigte mich aber mehr nach dem Preise und besah die Waaren und die Physiognomien der Verkäufer. Andererseits wurde auch ich in meinem europäischen Paletot mit nicht geringer Aufmerksamkeit und Verwunderung betrachtet. Man legte mir die Fragen vor: „Wer bist Du? Ein Nogai (Tatar)? Woher kommst Du? Bist Du ein Kaufmann?" Ich bejahte es. „Womit handelst Du?" „Mit Allerlei." „Also mit verschiedenen Waaren?" „So ist es." „Wo hast Du Deine Bude? Hast Du eine in Taschkent?" „Ja." „Und in Tschinas auch?" „Nein, in Tschinas nicht." „Wozu kaufte st Du den Turban? Wozu brauchst Du diese Spindeln?"

Vom Bazar ging ich in den Kalendarchan, ein kleines schmutziges Gebäude, das an einem anmuthigen Ort, in einem kleinen Hain am Ufer eines breiten Aryk lag. Dort fand ich nur wenig Leute, die nicht zu den beständigen Bewohnern gehörten, sondern zufällig anwesende Bonvivants waren. Die Einen rauchten kräftigen Nascha, Andere schliefen ausgestreckt, wahrscheinlich nach übermäßigem Genuß von Kuknar. Die beständigen Bewohner des Kalendarchans, die Divanas, waren nicht anwesend, sondern auf dem Bazar, wo ihre spitzen Hüte und ausgewählten Lumpen überall aus der Menge hervorblickten.

An Strickchen schleppte einer ein einem alten Helm gleichendes Gefäß, worin irgend ein glimmendes wohlriechendes Kraut war; ernst und emsig, als verrichte er eine wichtige Sache, ging er zu Allen der Reihe nach heran und stellte vor Jeden sein Rauchgefäß hin. Sei es, daß das Gras gut roch oder einer heiligen Stelle entstammte — Niemand weigerte sich seine Hände in den Rauch zu stecken und ihn zum Gesicht und Bart zu leiten; doch nicht Alle verabreichten die übliche Tschecha (kleinstes Kupferstück).

Mein Divana blieb vor einem corpulenten Manne stehen, der ihn nicht beachtete und Kleingeld zählte, und beräucherte ihn in Erwartung eines Almosens unbarmherzig. Ich wollte sehen, wer von ihnen der Standhaftere sei, verlor aber schließlich die Geduld, da etwa zehn Minuten später der Eine sich noch immer mit seinem Gelde zu schaffen machte und that, als ob er den Bettler nicht sähe, der Andere ihn fortgesetzt in Erwartung einer Tschecha beräucherte.

Unter den Neuigkeiten, die auf dem Bazar colportirt wurden, war eine wichtige. Man erzählte nämlich, der Emir von Buchara sei in Samarkand und rüste sich zu einem Kriege mit Rußland. Ich lachte damals über die Meldung, weil sie mir ein Unsinn schien, doch bald stellte sich heraus, daß sie zwar nicht ganz richtig war, aber der Wahrheit nahe kam.

3.

Wenn ich fragte, wo man am schnellsten Häuser baut, so würde mir sogleich geantwortet: „In Paris", doch das wäre unrichtig. Es ist unstreitig, daß in Central-Asien am schnellsten gebaut wird. Alle Städte Central-Asiens, Taschkent und alle die anderen, sind aus lehmartiger Erde aufgeführt und diese Erdmasse erhärtet sich so gut, daß die Häuser in diesem trockenen Klima sich sehr lange erhalten. Es ist wohl wahr, daß nach langem anhaltenden Regen alle Behausungen zusammenzustürzen drohen: das eine Haus verliert das Dach, das andere geht

ganz aus den Fugen, und in den niedrig gelegenen Räumen zeigt sich Wasser; doch so wie der Regen aufhört, wird Alles in ein paar Stunden wieder hergestellt. Die Erderschütterungen, die in diesen Gegenden sehr häufig sind, richten viel größere Verheerungen an; es kommt vor, daß ganze Straßen bis auf den Grund zerstört werden.

Das Holz ist hier so theuer, daß die Eingeborenen, selbst die reichsten unter ihnen, sich ruiniren würden, wenn sie gebrannte Ziegeln zu ihren Bauten verwenden wollten. Man hat hier wohl auch Steinkohlengruben entdeckt, aber diese Steinkohlen sind nichts weniger als billig. Die Ziegelsteine an der Sonne zu trocknen, ist der Mühe nicht werth, da die Thonerdbauten fast eben so dauerhaft sind. Dies ist auch der Grund, daß trotz des Beispiels der Russen, die sich vorzugsweise der Ziegelsteine bedienen, die Eingeborenen noch immer so bauen, wie ihre Väter bauten. Die öffentlichen Gebäude, die Moscheen, Bazars, Serails dagegen sind aus gebranntem Ziegelstein.

Die Häuser der Sarten werden, wie ich schon sagte, mit einer wunderbaren Geschwindigkeit gebaut. Man bereitet einen weichen Brei aus Erde und gehacktem Stroh und setzt die Erdklumpen der Sonne aus. So lange diese trocknen, wird das Holzgerippe in die Erde geschlagen, dann das Gerüst mit den getrockneten Erdquadern angefüllt, worauf die einzelnen Quadern mit strohuntermischtem Brei aneinander gekittet werden. Das Dach endlich besteht aus einer, von einer Holzlage getragenen Erdschicht. Die Häuser der Reichen haben größtentheils zwei Stockwerke, wodurch sie sich äußerlich von den Häusern der Armen unterscheiden. Diese sind wahre Hundeställe, finster und äußerst schmutzig, mit Nischen in den Wänden; den Boden deckt eine Filz- oder Strohmatte, ein Lehmheerd steht in einer Ecke oder mitten im Zimmer. Man erblickt weder Tisch noch Bett. Im Sommer kann man noch in diesen Schmutzwinkeln leben, im Winter jedoch haben die Bewohner harte Prüfungen zu bestehen: der Regen dringt durch das Dach, der Wind bläst durch die morschen Bretter, die Kälte bricht von allen Seiten herein, während das Heizmaterial in Central-Asien sehr theuer ist.

Bei wohlhabenden Leuten sind die Wohnungen viel comfortabler. Außerhalb des Hauses auf dem Hofe führt ein breiter auf zierlichen Holz-

säulen ruhender Gang. Auf dieser Galerie wird dreiviertel des Jahres hindurch gegessen, gearbeitet, geplaudert und geraucht. Von der Galerie führen mehrere Thüren in reine, oft künstlerisch, jedenfalls sehr originell geordnete Zimmer, doch wenn die reizenden, Wände und Loge zierenden Muster nicht immer des Geschmacks ermangeln, so sind die Farben immer schreiend grell. Sie stellen meistens in arabischem Stil ausgeführte Blätterzweige und Blumenbouquets dar. Längst den Wänden sind Nischen, welche zuweilen kleine Gemächer von eleganter Form bilden. Der Boden ist mit Filzdecken oder Teppichen bedeckt, in einigen Gegenden läßt er sich öffnen und man gelangt dann in tiefer gelegene Räume, die zu wirthschaftlichen Verrichtungen gebraucht werden. Eine andere größere, viereckige Oeffnung wird in der kalten Jahreszeit von einer Kohlenpfanne eingenommen. Im Winter bringt man über dieser Glühpfanne eine tischartige Platte an, die man mit bis auf den Boden herabfallenden Vorhängen umgiebt; auf solche Art kommen die Kohlen weniger in Berührung mit der Luft und brennen langsamer, man spart Brennmaterial, das in Taschkent sehr hoch im Preise steht. Wenn es draußen kalt ist, versammelt man sich um diesen Tisch: warm in einen Schlafrock eingehüllt, der nach der in Turkestan herrschenden Sitte aus Watte ist, steckt dann jeder seine Hand unter den Vorhang über die Kohlenpfanne.

Seit Rußland im Besitz von Taschkent ist, haben sich einige reiche Hausbesitzer entschlossen, das mit öldurchtränktem Papier versehene Gitterwerk, das ihnen als Fenster dient, mit Glasscheiben zu versehen.

Diese Fenster — ist's wohl nöthig hinzuzufügen? — führen auf den Hof, und es werden wahrscheinlich mehrere Jahre vergehen, ehe die Eingeborenen es wagen werden, die Fenster auf die Straße hinaus anzulegen.

Ich will mich nicht lange bei der Beschreibung der Moscheen Taschkents aufhalten; sie sind aus Ziegelstein gebaut mit Ausnahme einiger, die aus Lehm sind. Es giebt keine einzige aus Stein oder ausschließlich aus Holz. Gewöhnlich bestehen die Moscheen aus einem großen Saal, der von drei Seiten von einer breiten, offenen Galerie umgeben ist, deren Dach von geschnitzten hölzernen oder mit Marmor geschmückten Säulen getragen wird. Die Wände und die Decke der Galerie sind meistentheils bunt bemalt oder mit Schnitzwerk verziert. Es sei hier erwähnt, daß

die Gläubigen ihre Fußbekleidung in dieser Galerie zurücklassen, bevor sie das Betzimmer betreten. Die wahren Gläubigen wenden während des ganzen Gebets ihr Gesicht einer durch einen Spitzbogen abgeschlossenen Nische zu, welche in einer Wand angebracht ist.

Nur allein die Hauptmoscheen besitzen Kanzeln zum Predigen, zu welchen man mittelst einer kleinen Treppe gelangt. Obgleich die Wände sorgfältig mit weißem Kalk belegt sind, stehen die Fenster doch so weit von einander und sind so klein, daß es in den mohamedanischen Kirchen Taschkents eigentlich immer dunkel ist. Matten, Fußteppiche von weißem Baumwoll-Zeug sind über den Boden ausgebreitet.

Neben dem Bazar erblickt man eine große Moschee mit zwei Minarets, die von einem der letzten Gouverneure Taschkents erbaut ist, einem Manne, der das Volk sehr bedrängte; nichtsdestoweniger hat er ein gutes Andenken an sich hinterlassen, Dank den Schulen und Moscheen, die er errichten ließ.

So komme ich auf die Schulen zu sprechen. In Taschkent, wie auch in den anderen Städten Central-Asiens sind die Elementarschulen neben kleinen Moscheen errichtet, die Schulen höheren Ranges aber neben großen Moscheen; zuweilen nehmen sie für sich allein ein besonderes Gebäude ein. Diese letzteren sind sehr geräumig; die großen Schulgebäude sind in kleine Zellen für die Schüler eingetheilt, diese Zellen bilden die Grenzwände eines Hofes. Wenn ich nicht irre, so besitzt Taschkent sieben Hochschulen und jede dieser Schulen oder Medresse wird von einer gewissen Anzahl Mullahs d. h. Lehrer geleitet. Was diesen Lehranstalten am meisten mangelt, sind Schüler: ich begegnete selten mehr als zwölf jungen Leuten auf einmal in denselben, sah aber viele Zellen dieser Jünger der Wissenschaft verschlossen.

Die Kenntnisse der Mullahs, sogar der gelehrtesten, sind sehr gering; ihre ganze Wissenschaft beruht auf Ueberlieferung. Ihr Unterricht besteht im Lesen und Erklären des Korans und der Commentare, welche die große Anzahl muselmännischer Heiligen zu diesem heiligen Buch gegeben. Je besser man den Koran auswendig kennt, je mehr man von diesen Commentaren gelesen und behalten hat, ein desto größerer Gelehrter ist man. Das ist nur Geduld- und Gedächtnißsache, eine Wissenschaft, die sich bei steter Wiederholung vom Vater auf den Sohn vererbt.

Medreſſe (Schule) in Taſchkent.

Wenn ein Commentar dem Gedächtniß eingeprägt ist, nimmt man einen anderen vor, und so immer weiter. Was die wirkliche Bildung betrifft, ich meine die geringste Elementarbildung, so ist sie bei den Gelehrten ebenso unbedeutend, wie bei den Schülern, was aber nicht hindert, daß die Mullahs sich große Herren dünken und als solche angesehen werden.

Ich erinnere mich eines kleinen Mannes, dessen Bekanntschaft ich in der Hauptmoschee machte. Das war ein Mullah von mehr als gereiften Jahren.

„Das ist", sagte man mir, „die Leuchte der Gelehrsamkeit unserer Stadt, er war es, der allen Mullahs von Taschkent die Gelehrsamkeit übermittelt hat."

„Das ist schön, doch von wem hat er seine Gelehrsamkeit?"

„Von seinem Vater, der in Buchara studirte."

Bei diesen Worten machte mein Gefährte eine feierliche Bewegung nach Südwesten, als wenn er sagen wollte: „Dort, an dem lichtstrahlenden Heerde der Gelehrsamkeit und Civilisation." Darauf konnte ich nur schweigen. In Buchara studirt haben, heißt in Central-Asien ebensoviel, als die Wissenschaft an der Quelle geschöpft, diese und jene Welt von Grund aus kennen gelernt haben.

Einmal fragte ich einen Gelehrten Taschkents, was er lehre.

„Alles!"

„Das ist viel. Aber welches Fach ist Ihre Specialität?"

Kaum hatte ich diese Frage gewagt, als ich sie schon lebhaft bedauerte. Die Finger zu Hilfe nehmend, begann er eine endlose Aufzählung seiner Kenntnisse. Er wußte in der That Alles, konnte Alles lehren.

Die Schulen untergeordneten Ranges bestehen aus einem großen Zimmer, das mit Schuljungen überfüllt ist. Man erkennt diese Schulen am Lärm, bevor man sie gewahrt. Zusammengekauert am Boden hockend oder sich auf den Knieen lärmend hin und her wiegend, wiederholen sie einer nach dem anderen die Phrase, die sie aufzusagen haben. Der Schulmeister, mit einer langen biegsamen Ruthe bewaffnet, hält die Ungezogenen zur Ordnung, die Trägen zum Fleiß an. Er hat einen sicheren Blick, eine feste Hand, sein langer Ruthenstock vertheilt die Schläge mit ebenso großer Billigkeit als Freigebigkeit und Geschwindigkeit.

Ich habe selten eine so gemischte Bevölkerung gesehen, wie die von

Turkeſtan und der anderen neuerdings von den Ruſſen eroberten Städte. Man findet in Turkeſtan Sarten, Tadſchiken, Usbeken, Kirgiſen, Kuramaſen, Turkmenen, Nogaier, Kaſchgaren, Afghanen, Perſer, Araber, Juden, Inder, Zigeuner, endlich Ruſſen. Ich werde jeden dieſer Stämme erwähnen, ob man ihnen nun in Taſchkent ſelbſt oder in den unter der Herrſchaft dieſer Stadt ſtehenden Steppen begegnet.

Die Sarten, welche den größten Theil der ſeßhaften Bevölkerung Taſchkents bilden, ſind kein für ſich beſtehendes Volk; ſie ſcheinen mir aus einer Miſchung der Tadſchiken und Usbeken hervorgegangen zu ſein. Das ergiebt ſich daraus, daß man bei ihnen entweder lange gebogene, immer edel geformte Naſen findet, wie bei den Tadſchiken oder Perſern, zuweilen aber auch ſtumpfe und platte, wie bei den Usbeken. Im Allgemeinen hat der Sarte ſchöne Augen, ſein Bart iſt weniger dicht als derjenige der Perſer, doch auch lange nicht ſo dünn, wie die dünnen Büſchel, die das Kinn des Usbeken bedecken.

Usbeke.

Ich will es nicht verbergen, daß ich immer eine große Aehnlichkeit zwiſchen Sarten und Juden gefunden. Derſelbe Geſichtstypus, dieſelben Inſtinkte, derſelbe Charakter. Wie der Sarte, ſo hat auch der Jude dieſelbe Gier nach Gewinn; wie dieſer liebt er auch die kleinliche Speculation, den Handel mit alten Sachen; wie dieſer iſt er wenig ſkrupulös, wie dieſer endlich iſt er feige.

Das Wort „Sarte" bedeutet Kleinhändler, Wiederverkäufer, und dieſer Benennung entſprechend haben die Sarten ſich des ganzen Handels bemächtigt, ſowohl in der Stadt, wie bei den Nomaden. In der Stadt und im ganzen Lande ſind ſie es, die den Ton angeben. Unter dem Vorwande, das Geſetz des Propheten zu verbreiten, laſſen ſie ſich von den naiven Kindern der Wüſte für die Gegenſtände, die ſie ihnen verkaufen, vierfache Preiſe zahlen. Die einzige lichte Seite in der rohen und nur auf eigenen Vortheil bedachten Natur des Sarten iſt ſeine Liebe zur Bildung, ohne von

einer gewissen Neigung für fortschrittliche Verbesserungen zu sprechen. Doch wollen wir nicht übertreiben. Wenn der Sarte dem Fortschritt zugänglich ist, so ist er es nur im Vergleich mit den anderen Mohamedanern Central-Asiens.

Afghane.

Die Tadschiken haben schöne Gesichtszüge, was sie ihrem Ursprung, ihren Ahnen zu verdanken haben, welche aus Persien eingewandert sind. Sie sprechen einen persischen Dialekt. Sie bilden die Geistes-Aristokratie Turkestans, und jeder Bewohner Central-Asiens, der auf feines Betragen Anspruch erhebt, sucht ihnen nachzuahmen in Sprache, Gewohnheit und Ton.

Die Usbeken, die wahrscheinlich in sehr entfernter Zeit durch eine Mischung der Racen entstanden sind, bilden jetzt eine sehr dichte Bevölkerung. Sie haben hervorstehende Backenknochen, besitzen große physische

Kraft, doch ist ihre Bildungsfähigkeit eine mittelmäßige. Ungeachtet dessen sind sie die Herren des Landes, sie repräsentiren den Adel desselben, alle Emirs, Khans Central-Asiens sind Usbeken. Sie haben das Nomadenleben noch nicht völlig aufgegeben. Viele unter ihnen haben sich noch nie in einer Stadt festgesetzt; es giebt sogar einige Stadtbewohner, welche fast das runde Jahr in Zelten leben, die in der Nähe ihrer Häuser aufgeschlagen werden. Sie haben nicht ganz Unrecht darin: man braucht kein Usbeke zu sein, um bei der unerträglichen Hitze eines turkestanischen Sommers ein Zelt einem Hause vorzuziehen.

Die Kirgisen erkennt man beim ersten Blick an ihrem charakteristischen Typus: untersetzte Gestalt, breiter und ein wenig gehobener Schädel, sehr stark hervorstehende Backenknochen, schmale Augen, hervortretender Mund, kurze, platte Nase, kleiner, schmutziger Bart, in allen Schattirungen gebräunte Haut, angefangen von dem Braun des Südeuropäers bis zum tiefsten Schwarz.

Sie nomadisiren mit ihren Jurten (Zelten) auf einem ungeheuer großen Territorium, in sibirischen Steppen, im russischen Turkestan und in der Gegend von Chiwa und Buchara. Ihre Zahl beläuft sich vielleicht im Ganzen auf drei Millionen Seelen. Ihr eigentlicher Name ist nicht Kirgisen, und wenn man sie so nennt, so antworten sie: „Wir sind keine Kirgisen, wir sind Kosaken." Das ist auch in der That ihr eigentlicher Name, da sie sich aber Kirgisen von den Russen nennen hören, fangen sie allmälig an, sich an diesen Namen zu gewöhnen, welcher auch wahrscheinlich von einem ihrer Nebenstämme, den Kyrgz, herkommen mag. Es wäre interessant, zu wissen, wie ein unbedeutender Nebenstamm, welcher zwischen den gigantischen Bergen Thian-Schans eingezwängt war, seinen Namen einer großen Vereinigung verschiedener Völker geben konnte, die von der sibirischen Ebene bis zum Amu-Darja und vom Ural bis zum Himmelsgebirge (Thian-Schan) sich erstrecken.

Man wird wissen, daß die Kirgisen sich in drei Horden theilen: die große Horde im Osten, die sich bis zur chinesischen Grenze Sibiriens ausdehnt, die kleine Horde (in Wirklichkeit die größte) vom Ural bis zum Aral-See, und die mittlere Horde, zwischen den beiden ebengenannten. Bei dieser Theilung der kirgisischen Völker müßte man noch die innere Horde er-

wähnen, die sich 1812 in den damals unbewohnten Steppen des Gouvernements Astrachan bildete.

Die Kirgisen sind Mohamedaner, doch befolgen sie die Glaubenssätze des Propheten nur so weit diese mit ihrer wilden Freiheitsliebe und ihrer Leidenschaft für das Herumwandern übereinstimmen. Im Grunde ist die Räuberei ihr heiligster Wahlspruch. Ihre ewigen Räubereien, die Unbeständigkeit des Wohnorts lassen nicht den geringsten Luxus oder nur eine gewisse Wohlhabenheit bei ihnen aufkommen. Das Zelt des Kirgisen ist so anspruchslos, wie man es sich kaum denken kann; man kann dasselbe auch von seiner Kleidung sagen, auch die Nahrung ist jämmerlich.

Turkmenen findet man in Taschkent höchst selten, man kennt sie nur von Hörensagen. Diejenigen, denen ich begegnete, schienen mir so wenig typisch zu sein, ich fand in ihnen Repräsentanten einer so unglücklichen Mischung, daß ich es nicht wagte, sie in mein Album aufzunehmen, trotz der Absicht, alle Völkerstämme Central-Asiens in meinem Album zu sammeln.

Nogaier sieht man oft in allen turkestanischen Städten, in Taschkent eben so wie in anderen Städten. Dieses Volk gehört zur tatarischen Race. Sie sind allmälig aus dem Süd-Osten Rußlands oder Sibiriens eingewandert, der Eine, um der Gefangenschaft zu entgehen, ein Anderer, um sich vom Militärdienst zu befreien, der dem Muselmann sehr verhaßt ist, oder aus verschiedenen anderen Gründen. Von Natur intelligent, außerdem ein wenig zugestutzt durch die Beziehungen, die sie nothgedrungen mit den Europäern in Rußland haben mußten, verstehen die Nogaier sehr gut sich aufzuhelfen, besonders wenn sie auf den guten Gedanken kommen, sich für Glaubens-Märtyrer auszugeben, die von den Ungläubigen aus ihrem Vaterland verjagt sind. Diejenigen, welche in Kasan oder in irgend einer anderen Stadt eine russische Schule besucht haben, wo der Unterricht jedenfalls höher steht als in den Mittelschulen Turkestans, gelangen leicht zur Würde eines Mudaris (Professors) mit dem Ruf eines Gelehrten.

Da die meisten Nogaier in Rußland gelebt, dienen viele von ihnen als Vermittler zwischen den Siegern, deren Sprache sie sprechen, und den Eingeborenen, deren Glaubensbrüder sie sind. Man thut gut, ein wachsames Auge auf sie zu haben, da sie sehr wenig skrupulös sind. Vielen gelingt, es sich sehr gute Stellungen zu verschaffen. So ist Charofey-Bey

einer der vornehmsten Capitalisten Taschkents geworden, und mein ausgezeichneter Freund Hadschi Yunussow, ein früherer Schüler des Kasanschen Gymnasiums, ist jetzt Mullah und nimmt einen Ehrenplatz in der höheren Gesellschaft der Stadt ein.

Die zahlreichen Kaschgaren, welchen man in Taschkent begegnet, kommen aus der kleinen Bucharei und hauptsächlich aus Kaschgar, der wichtigsten Stadt dieser Gegend, welche auch zuweilen Kaschgarei, Altyschar (Altyschar = sechs Städte, von Alty = sechs und Schar = Stadt), auch das

Araber.

Jude.

Hohe Turkestan oder das Oestliche Turkestan genannt wird. Zu allen diesen Namen wurde noch Chinesisches Turkestan beigefügt, als dieser Landstrich unter der Botmäßigkeit Chinas stand. — Die Kaschgaren Taschkents sind die Nachkommen von Emigranten, welche die Kleine Bucharei im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich in den letzten Jahren desselben, verließen, infolge der beständigen Kriege, die zu Ende geführt wurden, um immer von Neuem zu entbrennen. In dem Kaschgarenviertel war es, wo ich meine Wohnung aufschlug. Mein Wirth war ein schöner Typus eines Usbeken, doch mehrere meiner Nachbarn hatten ausgesprochen chinesische Gesichter.

Die Afghanen, die sehr minderzählig sind, leben fast alle in einer Karawanserai, die ausschließlich von ihnen eingenommen ist. Sie sind meistentheils Kaufleute oder vielmehr Schmuggler, welche sehr geschickt den grünen Thee, der in Central-Asien sehr verbreitet ist, aus China durch Indien über die Grenze zu schaffen wissen. Ungeachtet des großen Umwegs gelingt es ihnen, den Thee billiger zu liefern, als der direct über Kjachta kommende Thee verkauft wird.

Die Perser zeichnen sich durch ihren Verstand aus. In den noch unabhängigen Khanaten sind sie es, denen die höchsten und delicatesten Functionen zufallen. Einst Sklaven, sind sie jetzt freie Bürger im russischen

Jüdin.

Jüdischer Knabe.

Turkestan, da Rußland natürlich allen seinen Unterthanen die Freiheit sichert. In Taschkent bilden sie einen wichtigen Theil der Bevölkerung; sie sind zahlreich vertreten und nehmen in ihrer neuen Heimath im Ganzen die Art der Sarten an. Sie gehören zu den Schiiten und sind insofern im Grunde Feinde der Muselmänner Central-Asiens, welche meist Sunniten sind.

Das hindert sie aber nicht, die sunnitischen Moscheen zu besuchen. Meinen sie es aufrichtig oder nicht? Die Folge wird es lehren. Die Sarten haben nur schwaches Vertrauen zu diesen Söhnen der geschworenen Feinde des sunnitischen Glaubens. Ich erinnere mich bei dieser Gelegen-

heit, wie ein Bürger von Taschkent mir einst lächelnd sagte: „Dieser Hund geht in unsere Moscheen, doch nur um uns Sand in die Augen zu streuen. Wenn er wieder zu Hause ist, spricht er ein anderes Gebet."

Die Araber sind wenig zahlreich in Taschkent, man trifft sie jedoch in den anderen Städten Central-Asiens, und in den Umgegenden von Samarkand bilden sie kleine Colonien. So weit ich urtheilen kann, zeichnen sie sich hier wie überall durch ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihre lebhaften Augen, ihre buschigen Augenbrauen und ihren schönen Bart aus.

Die Juden, deren es viele in Taschkent giebt, leben in einem besonderen Viertel, welches täglich an Einwohnerzahl zunimmt; die Israeliten, welche in Buchara und den anderen unabhängigen Staaten bedrückt werden, suchen sich ein bequemeres Unterkommen im russischen Turkestan, wobei sie ihren Kopf aufs Spiel setzen, wenn sie auf der Flucht ertappt werden. Die Zahl der heimlich aus Buchara geflohenen Juden ist so groß, daß der Emir, wie man mir erzählte, außer sich vor Zorn war; er ließ den Aksakal der Israeliten in eine Grube werfen und hätte ihn wahrscheinlich ermorden lassen, wenn dieser Sohn Jacobs sein Leben nicht mit einigen Tausend Rubeln erkauft hätte.

Die Juden von Taschkent und von Russisch-Turkestan können nicht anders als sich zufrieden fühlen, wenn sie ihre Lage mit derjenigen ihrer Brüder, die in den von den Russen noch nicht unterworfenen Landstrichen Central-Asiens leben, vergleichen. Dort ist ihre Kleidung und ihr öffentliches Leben den örtlichen Sitten und strengen Gesetzen unterworfen. In einigen Städten dürfen sie nicht anders als auf einem Esel reitend hereinkommen, andere dürfen sie nur zu Fuß betreten. Es ist ihnen verboten, seidene Stoffe zu tragen und im Allgemeinen reiche Gewänder; sie müssen sich mit dem allerbescheidensten Tuch und mit den allerdunkelsten Farben begnügen. Man gestattet ihnen auch keinen anderen Gurt als einen Strick, auch ist ihnen jede Verzierung am Kleide untersagt, bis auf einen kleinen seidenen Kragen, welcher den Halsausschnitt ihres Chalats umrandet. Die einzige Kopfbekleidung, die sie zu tragen berechtigt sind, ist eine kleine runde Mütze, welche Toppé genannt wird und über welche sie im Nothfall eine Fellmütze setzen dürfen. Sich einen Turban aufzusetzen oder sich nur den Kopf mit einem Stück Zeug zu umwickeln (eine nöthige Vorsicht während

der großen Hitze), würde einem Juden nie einfallen, oder er müßte entweder seinen Verstand verloren haben oder sein Leben nicht mehr werth halten. Das ist der Grund, weswegen sie in Taschkent den Kopf hoch tragen: sie fahren mit feurigen Rappen, tragen buntfarbige Chalats und wenn sie einem „Tjra" (d. h. einem Russen) begegnen, so versuchen sie, denselben militärisch zu grüßen.

Vor dem Erscheinen der Russen waren die Indier in Taschkent in einer fast ebenso erniedrigenden Stellung, wie die Juden. Es giebt ihrer nicht viele in dieser Stadt, sie ersetzen ihre Quantität durch ihre stete Geschäftigkeit. Das sind die entsetzlichsten Wucherer der Welt. Zwei- bis dreihundert Procent sind für sie ein mäßiger Preis. Obgleich sie meistens sehr reich sind, leben sie sehr einfach, ohne Frauen, in Karawanserais, jeder in einer besonderen dunklen, aber reinlichen Zelle. Sie sind äußerst mäßig: sie essen kein Fleisch, trinken nichts außer Wasser, bereiten ihre Speisen immer selbst.

Ihr Typus ist schön. Ich spreche aus Erfahrung, da ich mehr als ein Mal bei ihren Waschungen zugegen war: ihr Körperbau ist vorzüglich, ihre Haut ist bronzefarben, die Formen sind edel.

Was außer ihrer Neigung zum Wucher am meisten in die Augen fällt, ist ihr religiöser Fanatismus. Wenn ihre Narghilehs, ihre Vasen oder sonst irgend welche Gegenstände ihres Hausgeräths von Personen berührt worden sind, die einem anderen Glaubensbekenntniß angehören, so werfen sie die Sachen fort oder brechen sie in Stücke. Sie tragen alle auf der Stirn verschiedene Zeichen, Abbildungen der Sonne oder des Feuers.

Wenn ich die charakteristischen Züge der Indier von Taschkent zu bezeichnen hätte, so würde ich sie in ihrem Wetteifer, sich auf jede mögliche Art Geld zusammenzuschlagen, mit den Juden vergleichen. Im Augenblick der Gefahr vergräbt der Jude sein Geld, seine Schätze und flieht ohne sich umzusehen; der Indier setzt sich gemächlich auf seinen Kasten und erwartet den Tod.

Die Zigeuner — wo begegnet man ihnen nicht? — streifen in nur geringer Anzahl im russischen Turkestan umher. Wer die Zigeuner Europas gesehen, wird auch diejenigen Central-Asiens kennen, die ebenso wie die unsrigen durch Vagabundisiren und Betteln ihr Leben fristen, und

wie die unſrigen jedem Vorübergehenden wahrſagen. Gegen die allgemeine Sitte der mohamedaniſchen Länder gehen ihre Frauen mit unverhülltem Geſicht.

Ich will dieſe Ueberſicht der verſchiedenen Elemente der Bevölkerung Central-Aſiens nicht ſchließen, ohne der letzten Ankömmlinge zu erwähnen: ich meine die Ruſſen. Ich habe nur wenige Worte über ſie zu ſagen. Bis jetzt ſind die Ruſſen nur in geringer Anzahl in Taſchkent; ihr Uebergewicht, das thatſächlich iſt, beſteht in der Furcht, welche die Eingeborenen vor ihren

Indier.

Indiſcher Mohamedaner.

immer ſiegreichen Waffen haben und dem großen Vorzug der europäiſchen Bildung vor der halbbarbariſchen der central-aſiatiſchen Völker. Faſt alle gehören zum Militär-, Beamten- oder Kaufmannsſtande. Coloniſten ſind in dieſem Lande der Sarten, Usbeken und Kirgiſen noch nicht erſchienen; aber ſie nähern ſich ſchon in der Richtung des Syr-Darja wohl langſam aber ſicher, und der Augenblick kommt immer näher, wo die Landleute des ſüdweſtlichen Sibiriens an die Pforte der neuen ruſſiſchen Provinz klopfen werden. Ohne Zweifel bietet die Coloniſation Central-Aſiens durch das ruſſiſche Element ſehr ernſte Schwierigkeiten; man muß vor allem ſich Land verſchaffen, es den Eingeborenen abnehmen und den Ruſſen an-

weisen, was übrigens nicht so leicht ist. Dessenungeachtet muß diese Frage jedenfalls den Anforderungen der Gerechtigkeit entsprechend gelöst werden, und das in möglichst kurzer Frist. Es gilt die Zukunft russischer Herrschaft in Asien, es gilt das Glück der uns ergebenen Völkerschaften, denen im Grunde unsere definitive Herrschaft über Central-Asien von größerem Vortheil ist, als die Rückkehr unter das Joch ihrer Tyrannen. Der Tag, an welchem die russische Herrschaft vernichtet würde, wäre der Anfang von Bürgerkriegen, Räubereien mit bewaffneter Hand, immerwährenden Ver-

Indischer Fakir.

Zigeuner.

stößen gegen die Gerechtigkeit, worin bis jetzt die Geschichte Mittel-Asiens bestand, unter allen Dynastien, in allen Khanaten, sowohl am Oxus, als am Jaxartes.

So lange man die Colonisation des Landes nicht rationell und auf fester Grundlage ernst ins Auge faßt, wird, davon bin ich überzeugt, das russische Turkestan nur dem Namen nach russisch sein. Wenn die Regierung sich nicht genügend Land verschafft, um eine zahlreiche christliche civilisirte Bevölkerung neben der muselmännischen und uncivilisirten ansiedeln zu können, wird der Syr-Darja uns eben so gehören, wie Indien den Engländern, d. h. wir müssen darauf gefaßt sein, über kurz oder lang

durch irgend einen Aufstand der Eingeborenen von dort verjagt zu werden. Unsere Lage in Turkestan ist eben so wie die der Franzosen in Algier: wir müssen das Land colonisiren, um uns vor immerwährenden Aufständen zu sichern.

4.

Nach einer langen und ermüdenden Fahrt durch Sibirien erreichte ich Sergiopol, das erste Städtchen des Gebiets Semiretschensk. Dieser überaus elende Ort ist nur dem Namen nach eine Stadt und besitzt einige Dutzend niedriger Lehmhütten und eine kleine Kirche.

Ich fand den Kreischef nicht zu Hause; er war nach Urdshar an der chinesischen Grenze gereist, nach dem Orte, der auch mein Ziel war, und ohne zu zögern reiste ich daher weiter.

* * *

Den Fluß Ajagus, an dessen Ufer das Städtchen liegt, welches früher den gleichen Namen trug, passirten wir durch eine Furt. Der Weg ist öde; rechts und links sieht man kleine Hügel, hinter welchen sich das Tarbagatai-Gebirge mit Schneegipfeln hinzieht. Einige berittene Kirgisen kamen uns entgegen. Im Herbst siedeln die Kirgisen nach Beendigung der Feldarbeiten in den Thälern in diese Gegend über und dann ziehen sich längs des Weges ihre Kibitken hin. „Unnützes Volk diese Kirgisen," sagte auf der Station eine alte Kosakenfrau, „wo die sind, muß man sich in Acht nehmen, daß kein Unglück geschieht." Und die Alte klagte über ihre Lage, über die Ungastlichkeit der Station, die unvortheilhaft ist und Nichts einbringt. Und in der That, außer einem Stück altbackenen Brodes war da Nichts zu bekommen, so daß ich zum ersten Mal auf dieser Reise gezwungen war, zum Fleischsaft Liebigs meine Zuflucht zu nehmen.

Auf dem dritten Piquet traf ich den Kreischef Major R., der eben aus Tschugutschak zurückkehrte, wo er die Kirgisen des Baidshigiten-

Stammes, welche aus Urumza auf unser Gebiet übergegangen oder richtiger übergelaufen waren, in den russischen Unterthanenverband aufgenommen hatte. Diese Kirgisen waren schon früher russische Unterthanen. Als in China ein Aufstand der Muselmänner ausbrach, zogen sie in Massen dahin, mordeten und plünderten zusammen mit den Dunghanen die Chinesen und die Kalmücken. Doch die Eintracht zwischen Kirgisen und Dunghanen dauerte nicht lange. Als die Chinesen zu Grunde gerichtet und ausgeplündert waren, machten die unruhigen Dunghanen von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch und bedrängten die mit ihnen verbündeten Kirgisen derart, daß diesen Nichts übrig blieb, als auf russisches Gebiet zurückzukehren.

* * *

R. erzählte mir viel von den chinesischen Emigranten, welche während des Blutbades auf russisches Territorium geflüchtet waren. Etwa fünf- oder sechstausend Köpfe stark, waren sie mit dem Wenigen, was sie aus den Händen der Räuber retten konnten, zur Grenze entkommen und nomadisirten nun in der Nähe der Staniza Urdshar, wohin auch mein Weg ging. R. fuhr in seine unansehnliche Residenz zurück und ich stieg vom Piquet aus den Paß hinan, auf dessen Höhe mich die ungewöhnliche Schönheit des Thales in Erstaunen setzte; ringsum, so weit das Auge reichte, überall Rosen, die ihren Duft weithin verbreiteten.

* * *

Die Entfernungen werden hier schlecht gemessen, wahrscheinlich nach Augenmaß, daher ich statt der hundertfünfzig oder hundertsiebzig Werst, welche zwischen Sergiopol und Urdshar, der letzten Kosaken-Ansiedlung an der Grenze, liegen sollen, zweihundert, wenn nicht gar zweihundertfünfzig Werst zurückzulegen hatte. Die Staniza schaut sehr ärmlich aus. Um sie herum sieht man in großer Ausdehnung große Thüren in dem Erdboden, welche die Stätten bezeichnen, wo die unglücklichen Emigranten den Winter über lebten. In der Mitte der Staniza liegt ein Platz mit einer wunderlichen kleinen Holzkirche und mit Steinhaufen für die projectirte neue Kirche. Die

Hütten sind durchweg baufällig, die Zäune verfault und schadhaft. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß die hier angesiedelten Kosaken die wenigen Bäume in den benachbarten Bergen gefällt haben, so daß jetzt viele Werst weit keine Ruthe zu finden ist.

Zum Glück für die Kosaken geriethen die chinesischen Emigranten, welche um den geringsten Lohn, nur um das tägliche Brod, arbeiteten, hierher, und diesen fleißigen Ameisen verdanken es die Kosaken, daß um ihre Häuser Lehmzäune entstanden und neue Hütten aus Ziegeln erbaut wurden. Die Chinesen arbeiten sehr gut, mit Ausdauer und fleißig und dazu erstaunlich billig. So hatten sie dem Kalmücken, bei dem ich wohnte, eine Scheune errichtet und zwei Zimmer angebaut, dazu die Ziegel selbst angefertigt und das Alles für 3 Rubel.

* * *

Gleich nach meiner Ankunft machte ich die Bekanntschaft unseres ehemaligen Consuls in Tschugutschak, der gleich zu Beginn des Dunghanen-Aufstandes nach Urdshar übergesiedelt war. Die Insurgenten fügten ihm keinerlei Schaden bei, sondern waren ihm gegenüber im Gegentheil liebenswürdig und zuvorkommend, baten ihn, sich durch ihr blutiges Gericht über die Chinesen nicht stören zu lassen, doch zog er es selbstverständlich vor, fortzureisen, weil die Autoritäten, bei welchen er accreditirt war, nicht mehr existirten. Der Consul Wardugin, welcher in dem Aufstande eine Einigung des uns feindlichen muselmännischen Elements zum Nachtheil des nicht fanatischen friedlichen und gehorsamen buddhistischen Elements sah, erzählte mir viel von dem Aufstande, was er mit eigenen Augen gesehen und von Andern aus erster Hand gehört, bevor noch alberne Legenden entstanden, die nach einem so wichtigen Ereigniß, wie die Ermordung einiger Millionen Chinesen und Kalmücken an unserer Grenze es ist, unvermeidlich waren. Wir gingen zusammen, uns die Häuslichkeit der Chinesen anzusehen. Hinter der Staniza dehnte sich ein ungeheuerer Tabor aus; bläuliche Rauchsäulen stiegen perpendiculär auf und ließen die einzelnen Wohnstätten in der großen Masse erkennen. Zuerst stießen wir auf eine Speiseanstalt, mehrere zerlumpte Zelte, zwischen welchen in Gruben Fleisch gekocht wurde. Nebenan

hingen zum Verkauf ausgestelltes Fleisch, Zwiebeln und irgend ein Kraut. Eine alte Kalmückin feilschte lange um ein Stück Fleisch, fragte bald nach dem Preise dieses, bald nach dem eines anderen Stückes, endlich wählte sie ein Stück für 2 Kopeken und setzte sich mit ihrem Enkel nieder, um zu essen. Mit den kleinen Knochenstäben zerlegte sie schnell das Fleisch und führte die kleinen Stücke geschickt zum Munde und nicht weniger geschickt schlürften die Lippen die Brühe ein. Nicht wenig Volk, dem es an Geld fehlte und das sich daher mit dem Speisegeruch begnügte und zum Zeitvertreib mit einander zankte, trieb sich dort umher.

Die Zelte, welche den chinesischen Häusern gleichen, waren zur Schattenseite hin geöffnet; Männer waren entweder nicht zu sehen, oder sie lagen und schliefen, Frauen, alte und junge, beschäftigten sich mit Waschen. Unter den jungen Weibern gab es recht hübsche; alle waren ordentlich gekämmt. Einige beschäftigten sich mit ihrer Toilette, kämmten ihre dichten pechschwarzen Haare, flochten sie, steckten eine hohe Frisur auf und befestigten sie mit Haarnadeln, Kämmen und Metallreifen.

Herr Wardugin kühlte meine Begeisterung über die reichen Coiffüren durch die Versicherung ab, daß Dreiviertel der Haare falsch sei und der Glanz von einer großen Menge Schweinefett herrühre, womit das Haar eingeschmiert sei. Doch gleichviel, einige der dunklen Köpfe mit der koketten blumengeschmückten Frisur boten einen gar nicht üblen Anblick. Mich frappirte der Ausdruck der weiblichen Gesichter, der die Mitte zwischen Kummer und Melancholie hält, namentlich bei den jungen Frauen; möglicherweise trägt dazu der Tabak und das Opium bei, die in großer Menge genossen werden. Opium ist des hohen Preises wegen nicht Allen zugänglich, doch Tabak raucht Alles, Groß und Klein, Männer und Frauen; mit der Pfeife im Munde bringt die junge putzsüchtige Chinesin ihre Frisur in Ordnung, mit der Pfeife im Munde wirthschaftet die Hausfrau im Hause herum, näht, kocht, klatscht u. s. w.; mit der Pfeife im Munde sucht die alte Großmutter, eine große Brille auf der Nasenspitze, dem auf den Knieen liegenden Enkel das Ungeziefer vom Kopfe.

Die chinesischen Brillen, die immer von enormen Dimensionen sind, werden aus Bergkrystall hergestellt und zwar so geschickt, daß sie unseren Brillengläsern weder an Glätte noch, was Erhöhung des Sehvermögens

betrifft, nachstehen. Hier dienen Brillen häufig blos zum Schutz der Augen gegen die Sonnenstrahlen, wenn man auch nicht recht verstehen kann, wie dieser Zweck mit weißen Gläsern erreicht wird.

* * *

Uns wurden zwei Zelte von besserem Aussehen gezeigt. Das eine größere bewohnte der Amban (General), das andere seine Frau. Der Amban, ein kranker, hinfälliger, wenn auch nicht gerade sehr alter Mann, mit gelbem, von Opiumgenuß aufgedunsenem Gesichte, lag auf einer niedrigen Bank und zu seinen Füßen saß seine Frau, eine sehr junge, etwa vierzehnjährige hübsche Chinesin. Sie trug ein blaues breites Kleid und auf der Brust allerlei silberne Geräthschaften, Zahnstocher, Ohrlöffel und anderes. In den Ohren und auf dem Halse hatte sie Korallenschnüre und verschiedene Steine, an den Armen Armspangen. Die Füßchen steckten in großen Schuhen, wie die Frauen vom Stamm Solon sie zu tragen pflegen, und waren somit der Neugier des Beschauers entzogen.

L.C.
Chinesisches Mädchen.

Der Hausherr selbst war mit einem sehr schmutzigen verblichenen Kleide bekleidet und hatte sich kurz vor unserem Kommen mit Opiumrauchen beschäftigt. Die Unsauberkeit und der Schmutz rings umher waren entsetzlich.

Einige Leute, welche respectvoll an den Wänden des Zeltes saßen, gingen hinaus, um uns Platz zu machen. Ich muß bekennen, daß ich, zum Sitzen aufgefordert, Ungeziefer befürchtend, mich nur zögernd auf den kleinen Teppich niederließ. Der Amban entschuldigte sich wegen seines Unwohlseins und befragte dann den Consul über meine Person, wohin und zu welchem Zwecke ich reise.

Eine seiner ersten Fragen war nach meinem Rang. Auch später trat dieses Interesse zu Tage, als ich im Gespräch erwähnte, der Gouverneur des Gebiets, General K., den ich in Petersburg gesehen hatte, werde bald

zurückkehren. „Hat er einen höheren Tschin bekommen?" fragte der Amban sofort neugierig.

Die chinesische Regierung hatte dem Amban vorgeschrieben, alle Emigranten zur Grenze zu führen und daselbst weitere Befehle abzuwarten; in jedem Fall sollten sie bereit sein, auf chinesisches Territorium überzugehen. Auch Geldunterstützungen und was sie sonst bedurften, war ihnen versprochen worden. Der Amban ließ die Chinesen demzufolge zur Grenze ziehen, aber langsam und in einzelnen Partieen, weil nur wenig Lastthiere vorhanden waren.

Der Amban versicherte, aus dem Innern Chinas rückten Truppen vor, welche den Insurgenten schon die Stadt Hami abgenommen hätten und bald mit sämmtlichen Aufständischen abrechnen würden. Wir ließen uns übrigens nicht weiter auf Politik ein, zumal unser verehrter Wirth, der, wie schon erwähnt, Opium geraucht hatte, nicht besonders zusammenhängend sprach und allmälig Neigung zum Schlafe zeigte, so daß wir vorzogen, das Gespräch abzubrechen und die Visite abzukürzen.

Der chinesische General sprach mit dem Consul kirgisisch und gebrauchte häufig das Wort „Kumysch" (Silber). „Wovon sprach er mit Ihnen?" fragte ich den Consul, als wir fortgingen. — „Er bat mich, einen Kasten mit Silber, d. h. Barren, zu verwahren, der Alte fürchtet, im Falle seines Todes könnten seine Verwandten sich seine Schätze aneignen; wahrscheinlich hat ihn das seine Frau gelehrt." — „Besitzt er denn auch einen Kasten mit Silber, er, der wie ein Bettler lebt?" — „Geld hat er unbedingt, doch ist er geizig." — „Woher stammt denn sein Vermögen?" — „Einen Theil wird er wohl mitgebracht, den größten Theil jedoch wahrscheinlich hier zusammengeraubt haben." — „Wäre es wirklich möglich, von diesen Bettlern noch etwas zu nehmen?" — „Von ihnen selbstverständlich nicht, doch wurde von Zeit zu Zeit Silber für sie geschickt, wovon sie wahrscheinlich nur einen sehr unbedeutenden Theil zu sehen bekamen, während das Uebrige in den Kasten des Amban und der anderen Beamten wanderte — das Volk aber wagt nicht zu knurren."

Eine Masse schwarzer, ganz nackter kleiner Schlingel, schmierig, schläfrig und mit aufgetriebenem Bauch, lief herzu, um uns anzugaffen; die Hunde waren noch neugieriger und unsere Waden hätten sicherlich zu leiden gehabt,

wenn Stöcke und Steine der Besitzer die liebenswürdigen Thiere nicht fortgejagt hätten.

Das Volk blickt offen, antwortet gern und Niemand versteckt sich oder läuft davon, wie es bei den Muhamedanern vorkommt. Das ließ mich hoffen, daß es nicht schwer sein würde, mit ihnen zu plaudern und sie zu malen.

Hier sah ich zum ersten Mal einen Lama, d. h. buddhistischen Geistlichen im gelben Kleide mit einem rothen Mäntelchen um die Schultern; glatt rasirt und aufgedunsen glich er einem Eunuchen. Er hielt ein Gebet ab, einige seiner Gehilfen mit ebenfalls weibischen Physiognomien sangen Gebete, klingelten mit einer Glocke und bliesen ein langes kupfernes Horn. Nach dem Gebet wurde für einen Verstorbenen gebetet, dem zu Ehren sie nicht wenig Busa und Thee tranken, welche die Anverwandten gebracht hatten.

Man trinkt hier Ziegelthee mit Butter, Salz und Milch. Auch wir wurden damit bewirthet, doch fand ich den Thee durchaus nicht schmackhaft. Der Thee, welchen wir trinken, wird in China verhältnißmäßig wenig gebraucht und der größte Theil nach Europa geführt. Nur die reichen Chinesen und die Aristokraten, die Mandschuren, genießen ihn; das übrige Volk, das zu den Stämmen Solon, Sibo und zu den Kalmücken gehört, trinkt den erwähnten hellen, aber nicht aromatischen Aufguß mit Gewürzen. Was Nahrungsmittel anbetrifft, so ißt dieses Volk entschieden Alles; selbst gefallenes Vieh, welches die Kosaken verscharren, graben die Chinesen aus und delectiren sich daran.

Der Adjutant des Gouverneurs erzählte mir: Als er im Auftrage des Generals nach Kuldsha reiste, wurde er sammt seinen Kosaken so gut gefüttert, daß sie selten danach fragten, woraus die Speisen zubereitet waren, bis einer der Leute Folgendes sah. Der chinesische Koch, welcher für die Russen das Mittagsmahl bereitete, kostet die Suppe und, da er sie zu schwach findet, schneidet er von einem auf dem Hofe liegenden krepirten Kameel ein gutes Stück ab und legt es in die Suppe!

* * *

Ich verweilte mehrere Tage in Urdshar und schweifte in der Umgegend umher, welche, wie schon erwähnt wurde, kahl und baumlos ist. Die Kosaken klagen darüber und klagen über ihren eigenen Unverstand,

denn als sie vor fünfzehn Jahren als Jäger von der Linie der sibirischen Ansiedlung hierher geschickt wurden, war im Tarbagatai-Gebirge Wald vorhanden und, hätten sie ihn verständig benutzt, so gäbe es heute noch Bäume; doch sie fällten die Bäume unbarmherzig und zu spät kamen sie zur Erkenntniß der Sachlage. Zwar verpflichten die Behörden jetzt die Kosaken, Wald anzupflanzen, doch wird diese Maßnahme schlecht ausgeführt. Um die Häuser findet man noch verkümmerte, leicht wurzelfassende Sahlweiden, hier und dort wohl auch Pappeln, doch der Versuch, einen Garten anzulegen, mißlang entweder wegen Faulheit oder Unkenntniß: einige hundert krumm gewordener und vertrockneter Stämmchen bezeugen, daß die administrative Vorschrift seiner Zeit eingetroffen und ausgeführt war.

Das Getreide gedeiht hier nicht schlecht, wenn auch lange nicht so gut wie in vielen anderen Kosakenansiedelungen längs der chinesischen Grenze. Gewerbe werden hier nicht getrieben, es sei denn, daß man die Jagd auf Steppenziegen und Füchse, wie auf Hirsche und Bären in den Bergen dazu rechnet. Dazu ist die Zahl der Jäger so gering, daß man den Handel mit den erlegten Thieren kaum für ein Gewerbe ansehen kann.

Recht vortheilhaft dagegen ist der Handel mit den Hörnern junger Hirsche im Frühjahr, wenn die Thiere noch wenig behaart sind und die Hörner einen in China sehr geschätzten Saft enthalten, woraus die Chinesen ein stark erregendes Mittel bereiten, nach welchem große Nachfrage zu hohem Preise besteht. Ein Paar solcher Hörner kostete früher siebzig bis hundert Rubel, doch gegenwärtig bekommt man sie, da die Zustellung nach China wegen des Aufstandes schwer ist, für dreißig oder vierzig Rubel.

* * *

Nachdem ich mich in Urdshar mit einem Führer und einem Uebersetzer versehen hatte, reiste ich zum Standorte unseres Grenzdetachements, um mich von dort in die zerstörte chinesische Stadt Tschugutschak zu begeben. Als Uebersetzer diente mir Achmed, ein Bii, d. h. eine Amtsperson der localen Kirgisengemeinde, halb Kirgise, halb Tatar (von einer kirgisischen Mutter und einem tatarischen Vater); er spricht gut russisch, kennt das Volk und die Gegend und war häufig in Tschugutschak, sowohl zur Zeit der Blüthe, als nach der Verwüstung.

322756B

Mein Führer war ein Kosak aus der Staniza, zwar nicht übermäßig klug, aber gewandt, dienstfertig und ein leidenschaftlicher Jäger. Er konnte es nicht übers Herz bringen, die Ziegen und Antilopen, welche sich in Menge zu beiden Seiten unseres Weges zeigten, nicht zu verfolgen und verfolgte sie erfolglos, zum großen Nachtheil seines Pferdes. Uebrigens versicherte er, im Besitze eines guten Pferdes würde er eine Antilope, zumal eine junge, mit Leichtigkeit erreichen.

„Treibt die Ziege Muthwillen," sagte er, „so erreichst Du sie nicht, doch sobald sie sich kratzt, dann halte die Kugel bereit."

Kalmück, Offizier.

Wir zogen längs dem Rücken des Tarbagatai-Gebirges. Rechts lag die Steppe und vor uns in weiter Ferne sahen wir die Höhen des Alatai, bis zu denen nicht weniger als hundertfünfzig Werst waren. Mehrere Wege führten zu unserem Detachement. Die Wahl des Weges, den wir einschlugen, war durch den Wunsch bestimmt, den Bergen näher zu sein, um in den Nomadenlagern, welche mit dem Herannahen der heißen Jahreszeit immer weiter in die Berge ziehen, Pferde tauschen zu können. Bald passirten wir einen Tabor von Kalmücken und Solonen, welche hier auf dem Zuge aus Urdshar ihre erste Rast hielten. Der mir bekannte alte Amban zog mit dieser ersten Partie. Ich fand ihn wieder beim Opium und vernahm abermals seine Klagen über seinen leidenden Zustand und allerlei Gebrechen. Dieses Mal schaute der Greis allerdings so krank aus, als stehe er im Begriff, zu seinen Vätern einzugehen. Er klagte namentlich über seine Füße, die, wie er sich ausdrückte, ganz abgefallen waren. Ich sprach ihm von einer Wasserkur, von Abreibungen und Einwickelungen in nasse Laken, doch sollte er nicht sofort Heilung erwarten, sondern nach einem oder zwei Monaten Erleichterung erhoffen. Der Greis dankte mir warm und versprach die Kur zu versuchen, verpflichtete sich sogar, meiner

Weisung zufolge, weniger Opium zu rauchen. Sein anmüthiges Frauchen blickte dieses Mal weniger böse und bewirthete uns liebenswürdig mit Thee.

Der Amban gab sich Mühe zu erfahren, warum ich nach Tschugutschak reise und versuchte mich zu überreden, daß ich meine Absicht aufgebe. Der Ort sei vollständig zerstört, es gebe da Nichts zu sehen — offenbar fürchtete er, daß die Russen nach diesem Ort begehren und ich abgesandt sei, die Gegend in Augenschein zu nehmen.

* * *

Ich übernachtete in der Kibitke meines Achmed, welche er mir zu Ehren mit Teppichen ausgelegt hatte. Auch seine beiden Frauen, von denen er die jüngere, ein hübsches lebhaftes Weib, seinem jüngeren Bruder einfach fortgenommen hatte, prangten im Feststaate. Nach dem unvermeidlichen Thee plauderte ich mit dieser lebhaft blickenden Kirgisin. Nach russischen Gesetzen, sagte ich ihr, dürfe man nicht mehr als eine Frau haben, daher werde ich sie dem Achmed wegnehmen und weit, weit fortführen. Sie lachte wie ein kleines Kind und antwortete, sie werde das nicht gestatten, doch sollte sich ihr Mann einfallen lassen, eine dritte Frau zu nehmen, dann würde sie ihm fortlaufen und zu mir mit der Bitte kommen, sie weit, weit fortzuführen.

„Nein," sprach Achmed sehr ernst, „mit Einer Frau können wir nicht leben; das Bewußtsein, daß sie allein ist, macht sie capriciös und ungehorsam, doch sobald ihrer zwei sind, so gehorchen sie weit besser." — „Was heißt das, sie gehorchen besser?" — „Nun, das heißt, sie sind friedlich, jede weiß, daß ich sie weniger als die andere lieben werde, falls sie mir Etwas nicht nach dem Sinne macht." — Ich versuchte, meinem Wirth zu erklären, daß zwischen Mann und Frau auch noch ein anderes Verhältniß möglich sei, doch er unterbrach mich mit der Frage: „Gut, doch sagt mir, kann ich nach Eurer Ansicht mit meiner Frau leben, wenn sie — nehmen wir an — auf einem Auge blind wird?" — „Weshalb nicht!" — „Welch' ein Gesetz!" rief Achmed ärgerlich und fügte mit einer abwehrenden Handbewegung hinzu: „Ist dem so, dann lohnt sich's gar nicht zu reden!"

* * *

Nachdem wir am folgenden Tage eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, kamen uns zwei Kirgisen entgegengeritten, um uns zur Amtsperson Namens Tschanbalan zu laden. Der dicke Wirth hat in seinem Leben viel geraubt und war für diese Heldenthaten mit dem Offiziersrang belohnt worden. Er nöthigte mich, einige Tassen Kumyß, allerdings frischen und schmackhaften, zu trinken und entließ mich nur unter dem Versprechen, auf der Rückreise wieder bei ihm vorzusprechen, ein Versprechen, welches ich nicht zu erfüllen beabsichtigte, weil die Erfüllung mich gezwungen hätte, meinen Magen mit Hammelfleisch und Fett zu beschweren.

Wir erreichten die Wohnstätten der Kirgisen-Baidschigiten. Zur Seite des Weges pflügten sie den Boden, hier mit Stieren, dort mit Kameelen, oder richtiger, sie stocherten die Erde mit jenem Instrumente, das sie hier Pflug nennen; statt einer Egge haben sie hier ein Stück Holz und wie sie damit eggen können, das mag der Himmel wissen. Sie säen vorzugsweise Hirse, meistens für den eigenen Gebrauch, ein wenig Weizen, Buchweizen aber gar nicht, obgleich hier Alles gut fortkommt.

Wir fuhren zur Kibitke des Aeltesten der Wolost Korastan, trafen ihn aber nicht zu Hause und fanden nach einer guten Fahrt vor dem am Abend eingetretenen Regen mit genauer Noth Zuflucht in einem kleinen Nomadenlager der eben aus dem chinesischen Territorium zu uns übergegangenen Baidschigiten. Sie waren sehr arm und offenbar froh, den Dunghanen entgangen zu sein, von welchen sie verschiedene Schauergeschichten erzählten. Alle Kirgisen sollen von ihnen bedrängt und unbarmherzig geplündert, ihnen nicht nur das Vieh, sondern auch die Zelte fortgenommen werden. „Diese Jurten da haben wir uns später auf irgend eine Weise verschafft, unsere früheren nahmen uns die Dunghanen fort." — „Weshalb versuchtet Ihr nicht, ihnen Widerstand zu leisten? Ihr hättet Euch doch zusammenthun können, um hierher überzusiedeln, wer hätte es gewagt, Euch anzurühren?" — „Wir thaten, was wir konnten. Fünfzehn, zwanzig Kibitken thun sich zusammen, sagen den andern Kirgisen davon nichts und laufen davon, anders kommt man nicht fort." — „Wodurch sind die Dunghanen Euch überlegen, haben sie gute Waffen oder reguläre Truppen?" — „Nein, Truppen wie die Russen haben sie nicht; wenn nöthig, ist jeder Dunghane ein Krieger, der Eine mit einer Pike, der

Kirgisischer Jäger.

Andere mit einem Säbel bewaffnet. Auch Piquets und Abtheilungen, wie Ihr sie habt, haben sie nicht, nur in den Städten halten in der Nacht Wachen die Ordnung in den Straßen aufrecht, nach dem Zapfenstreich wagt Niemand durch die Stadt zu streifen. In der Verwaltung herrscht große Unordnung und nicht allein mit uns, sondern auch unter einander leben sie in Unfrieden. Ihre Hauptamtsperson ist der Chasret (der Heilige), ihm stehen die Dshjanschai (Minister, Abtheilungs-Chefs) und diesen natürlich noch andere Beamte zur Seite; alle sind bestechlich, einer betrügt den andern"

Während dieser Erzählung blickte ich mit Interesse auf den großen schönen Königsadler, der, die Augen mit einem Ledermützchen bedeckt, auf der Hand des Erzählers saß.

* * *

Die Kirgisen lieben leidenschaftlich die Jagd mit Vögeln und verstehen es meisterlich, diese abzurichten. Um einen Königsadler für die Fuchsjagd abzurichten, wird ein Fuchsschwanz ins Gras gelegt und, sobald der Vogel sich gewöhnt, von der Hand des Jägers darauf loszustürzen, nimmt man ihn auf die Jagd mit. Der Königsadler packt den Fuchs mit den Klauen, mit der einen Klaue den Kopf, mit der andern den Rücken, wofür der Fuchs ihn zuweilen blutig straft. Dem Königsadler, von dem ich spreche, war eine Kralle ausgerissen und sein Schnabel beschädigt. Sein Schnabel und seine Krallen sind so groß, daß es wohl nicht Prahlerei war, als der Besitzer mir versicherte, daß der Vogel sich auch auf Wölfe stürzt.

Häufig kommt es vor, daß ein Königsadler, nachdem er mehrere Füchse gefangen, untauglich wird, d. h. einfach den Dienst versagt und zwar auch dann, wenn er auf der Jagd nicht besonders gelitten hat. Einen solchen Adler wieder an die Jagd zu gewöhnen, ist schwerer, als einen neuen abzurichten. Ein guter Königsadler wird auf hundert Rubel und höher geschätzt und geht selten aus einer Hand in die andere über.

Die Habichte, mit denen auf Vögel gejagt wird, stehen ebenfalls in großen Ehren. Ihrer giebt's sehr viel. Die Adler wie die Habichte werden mit rohem Fleisch gefüttert, aber nicht verwöhnt. Unterwegs sahen wir in großer Menge Vögel, welche der Kosak polnische Hühner, d. h. Feldhühner nennt.

Mein Kosak erzählte mir, daß sie zum Herbst hin ein Gewicht von dreißig Pfund erreichen; im vorhergegangenen Jahre habe er etwa zwei Werst von der Staniza drei solcher Hühner erlegt und auf dem Heimweg ihrer Schwere wegen mehrmals ausruhen müssen.

* * *

Von den Hügeln aus eröffnete sich uns ein Blick auf ein Zeltlager und wir stiegen in das Thal des Flüßchens Bachty herab, wo unser nach diesem Flüßchen benanntes Grenzdetachement stand. Uebrigens wird dieses Detachement wegen seiner Stellung in der Nähe der südlichen Vorberge des Tarbagatai in officiellen Schriftstücken das Süd-Tarbagatai-Detachement genannt.

Das Detachement besteht aus einer Compagnie Infanterie, hundertunddreißig Kosaken und zwei Geschützen, im Ganzen aus vierhundertfünfzig Mann. Die Kosaken gehören dem sibirischen Kosakenheer an und sind noch immer (ich sah sie in den Jahren 1869—1870) mit Feuersteinwaffen aus dem Anfange der vierziger Jahre bewaffnet; einzelne Gewehre trugen einen Stempel des 1. und 2. Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, andere sogar des vorigen Jahrhunderts. Nur drei Mann hatten gezogene Gewehre. Mit diesen alten Gewehren werden die Kosaken beim Eintritt in den Dienst ausgerüstet, der zwei Jahre dauert, und neue Gewehre kaufen Liebhaber für eigene Rechnung; daraus erklärt sich die alterthümliche Bewaffnung der Kosaken. Da die Gewehre außerdem nachlässig behandelt werden, ist es kein Wunder, daß der sibirische Kosak darauf gefaßt sein muß, daß seine Flinte versagt und von fünf abgegebenen Schüssen zwei durch das Abbrennen des Pulvers sicherlich nur ein Feuerwerk hervorbringen. Heute ist die Bewaffnung einigermaßen besser, aber auch nur in den Detachements.

Die Kleidung der Kosaken, besonders auf dem Marsch, ist äußerst verschiedenartig; man findet da Kittel und Mützen jeglicher Façon und Farbe.

Den Winter über lebte das Detachement in feuchten Erdhütten und hatte fünfzehn bis sechzehn Grad Kälte zu ertragen. Da diese Gegend nun endgiltig besetzt werden soll, wurde der Bau von Wohngebäuden in Angriff genommen. Ursprünglich stand das Detachement in Urdshar und

langsam vorrückend, gelangte es zu seiner jetzigen Position und rückte so die russischen Grenzen um hundert Werst vor. In den fünfziger Jahren waren viele Gegenden in der Nähe Urdshars noch im Besitz der Chinesen, doch jetzt giebt es im Umkreise von hundert Werst kein Stück Land, das ihnen gehört. Nicht von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde wächst unser Rußland. Schlimm jedoch, wenn das so fortgeht!

* * *

Der Boden ist hier gut und besteht aus Thon und Schwarzerde; zur Zeit der chinesischen Herrschaft lagen ringsum Getreidefelder. In unserer Abtheilung gedeiht Gemüse außerordentlich gut, doch ist bemerkenswerth, daß die Stellen, welche gedüngt wurden, gar keine Früchte trugen. Der Schnee pflegt nicht tief zu sein, doch die Fröste steigen bis 13 und mehr Grad. Winde sind häufig und zuweilen heftig und kommen meist von Süden, Südosten und Osten. Kurz vor meiner Ankunft wüthete ein Orkan, der alle Zelte der Abtheilung umwarf und zerbrach. Hinter dem See Ala-Kul befindet sich eine Bergspalte, durch die ein furchtbarer Wind dringt, welcher, wie anzunehmen ist, auch die Abtheilung erreicht, obgleich sie hundert Werst weit von der Bergspalte steht. Das Thal ist waldlos, doch kommen an den Flüßchen im Tarbagatai-Gebirge die Sahlweide, die Pappel und die Espe vor; in Alatau jedoch und in der kleinen Bergkette Barlik giebt es sehr großen und schönen Wald. In Barlik kommt, wie man mir sagte, Erdbeben vor, von dem in der Umgegend nicht das Mindeste gemerkt wird. Einer der Offiziere des Detachements spürte, während er sich dort aufhielt, um das Fällen von Bäumen zu leiten, die unterirdischen Schläge so deutlich, daß er ihre Richtung verfolgen konnte.

Es muß hier bemerkt werden, daß diese ganze Gegend in geologischer Hinsicht im höchsten Grade interessant ist. In dem erwähnten See Ala-Kul liegt eine kleine Insel, welche Gegenstand eines gelehrten Streites wurde. Die Meldungen von dem häufigen Erdbeben, von der Steinkohle, woraus die Insel bestehen soll u. s. w., gaben den Anlaß dazu, daß Alexander von Humboldt diese Insel, ohne sie je gesehen zu haben, das Centrum des Vulkanismus Ost-Turkestans nannte, ein anderer Geologe aber die Insel

besuchte, die Steinkohlen, woraus sie besteht, untersuchte und die Theorie Humboldts umstieß. Der große Gelehrte soll das lange nicht haben verwinden können.

* * *

In Abwesenheit des Chefs des Detachements empfing mich ein junger Artillerieoffizier B. in liebenswürdigster Weise, besorgte für mich eine warme Wohnung und Nahrung; die Wärme war nicht überflüssig, da die Witterung feucht und kalt war. Er erbot sich sogar, mich nach Tschugutschak zu begleiten, um mir dort als Führer zu dienen.

Wir fuhren früh Morgens aus und kamen bald an dem ehemaligen chinesischen Piquet Kok-Tuma und dem gleichnamigen Brunnen vorüber. Wo einst ein chinesisches Piquet war, steht jetzt ein russisches und ein Kosak hockt gleich einem gigantischen Vogel auf einem dort vereinzelt stehenden Baume und betrachtet aufmerksam die Umgegend. Von hier setzten wir unseren Weg schon auf officiell anerkanntem chinesischem Gebiet fort.

Es wird erzählt, in den ersten Jahren nach dem Aufstande sei hier das Reisen der vielen herrenlosen Hunde wegen gefährlich gewesen; nach der Niedermetzelung der Chinesen und Kalmücken, denen die Hunde angehörten, fielen sie aus Hunger die Reisenden an. Damals hausten hier auch Schweine, welche von den Chinesen in großer Menge mitgeführt, von den Dunghanen und Tarantschen, welche Muselmänner sind, aber mit Abscheu betrachtet werden. Heerdenweise schweifen nun die herrenlosen Schweine an den niedrigen Stellen der Steppe umher.

Bald wurden in der Ferne und zu beiden Seiten Baumgruppen sichtbar, welche die Farmen andeuten, deren es um Tschugutschak viele giebt. Etwa zwei Werst vor der Stadt sahen wir einige zerstörte Wohnhäuser und Bethäuser; an den Wänden waren die Malereien noch unversehrt. Vorzügliche hundertjährige Bäume standen vertrocknet da, denn die Aryk, d. h. die Bewässerungsgräben sind verschüttet und die Erde ist ganz vertrocknet. Dasselbe sieht man auch in der Stadt. Wundervolle Alleen und ganze Haine, das Resultat der Arbeit vieler Jahre, sind zum Theil vernichtet oder gehen dem Untergange entgegen. Wenn man sich der Stadt nähert, will man nicht glauben, daß sie leer sei; man hofft irgendwo doch

einen Menschen zu treffen, sei es auch nur einen Räuber. Allein nirgends ist ein menschliches Wesen sichtbar. Die Häuser sind größtentheils unversehrt, ebenso die Malereien an den Wänden und den hölzernen Gittern der Fenster. Ueberall liegen Scherben und Ueberreste aller nur möglichen Gegenstände umher; eiserne und thönerne Gefäße von den kleinsten bis zu den größten, eine Menge Kupfermünzen an eine Schnur gereiht, Kleider, Mützen, Flechten, Schuhe in allen Größen, die groben Schuhe der Dunghanen und Kalmücken neben den Miniaturschuhen der Chinesinnen. Ich steckte ein Paar außerordentlich kleine Schuhe zum Andenken zu mir. Doch was man am meisten hier umherliegen sieht, sind Schädel. Der Eindruck der Stadt, die einem Grabe gleicht, ist erschütternd. Ich schweifte in Begleitung B.'s den ganzen Tag umher und darauf noch mehrere Tage allein, ohne mich an die Grabesstille gewöhnen zu können, sowie an die beständig leeren Straßen, Bethäuser, Theater und Plätze.

Das Eingangsthor in die Festung, welches die Belagerer gesprengt hatten, ist noch ziemlich stark. Nicht weit davon sieht man den Eingang in einen unterirdischen Gang, durch den die Belagerer nach langwieriger Belagerung Nachts in die Festung eindrangen. Dann begann ein allgemeines, erbarmungsloses Gemetzel; an den Stadtmauern liegen Schädel und Knochen buchstäblich haufenweise und so um die ganze Festung herum; an manchen Stellen, so z. B. bei einigen Thürmen liegen Schädel hoch aufgethürmt. Auch rings um die Stadt, auf dem Felde liegen Schädel; soweit das Auge reicht — Schädel, Schädel und wieder Schädel . . . Wölfe und Schakale haben ihre Arbeit bereits beendet, die Raben setzen die Säuberung der Knochen noch fort, welche der Regen und die Sonne bleichen. Eine der der Stadt zunächst liegenden Farmen ist ganz besonders reich an Knochen; von dieser Seite kam eine etwa fünfzehntausend Mann starke Kalmückenabtheilung den Belagerten zu Hilfe, doch ein Haufen Dunghanen, der kaum einige hundert Köpfe stark war, fiel über sie her, trieb sie in die Ferne und schlachtete sie alle bis auf den Letzten ab. Welche Energie der aufständischen Muselmänner, welche Feigheit der Chinesen!

Es fehlte mir hier nicht an Beschäftigung; vom Palast des Gouverneurs bis zu den einfachen kleinen Häusern der kleinen Leute, Alles war wohnlich, Alles bemalt, mit Malereien, Statuen, Basreliefs, Blumen, Drachen ꝛc.

geſchmückt. Originelle Theater, Buddhiſtentempel mit unverſehrten koloſſalen Götzenbildern, welche die Muſelmänner offenbar eifrig umſtürzten und zerbrachen, ſchienen faſt auf das Volk zu warten, dort zum Vergnügen, hier zum Gebet.

Mit einem Koſaken und einem Tataren lebte ich drei Wochen lang in einer elenden Hütte außerhalb der Feſtungsmauer und jeden Tag vom Morgen bis zum Abend ſchweifte ich umher, beſchaute mir Alles, zeichnete und malte. Zuweilen verirrte ſich eine wilde Ziege in den Hof, wo ich malte, blieb ſtarr vor Verwunderung ſtehen und enteilte dann ſo ſchnell ſie konnte in die Steppe . . .

IV.

Erinnerungen aus dem ruſſiſch-türkiſchen Feldzuge.

1.

An der Donau 1877.

Der gute General Hall ſtellte mich den Herren Nepokoitſchizki, Lewizki und Anderen vor, zu meiner großen Verwunderung auch dem jungen General Skobelew. „Ich kannte in Turkeſtan einen Skobelew," bemerkte ich. „Das bin ich." „Iſt es möglich, wie Sie alt geworden ſind, wir ſind alſo alte Bekannte!" Skobelew hatte ſich weſentlich verändert, ein männlicheres Ausſehen bekommen, die Haltung eines Generals und theilweiſe auch die Redeweiſe eines ſolchen angenommen; in der Unterhaltung mit mir ſchlug er übrigens bald einen freundſchaftlichen Ton an. Er war eben angekommen. Ueber die beiden Georgskreuze, welche er in Turkeſtan bekommen hatte, wurde viel gewitzelt und man behauptete, er müſſe ſie ſich erſt verdienen. Dieſe Phraſe gefiel, wie ich mich wohl erinnere, und wurde ebenſo wie die Behauptung colportirt, dem Knaben Skobelew könne man nicht einmal eine Compagnie Soldaten anvertrauen. Als Skobelew hörte, daß ich mit ſeinem Vater vorrücken werde, bat er mich, dieſem ſeine baldige Ankunft zu melden. Er war zum Stabschef ſeines Vaters Dmitri Iwanowitſch Skobelew ernannt, welcher die Vorhut commandirte.

* * *

Das Detachement Skobelews des Aelteren beſtand aus einem Regiment doniſcher und einem Regiment kubaniſcher Koſaken, die eine Brigade bildeten, und ferner aus Wladikawkaſiern, Oſſetinen und Inguſchen in einer zweiten

Brigade. Die erste Brigade commandirte Oberst Tutolmin, ein vernünftiger, guter Mensch, aber ein großer Schwätzer; die zweite Oberst Wulfert, der vor Taschkent, wo er beim Sturm sich hervorthat, Ritter des Georgsordens geworden war. In demselben Maße, als Tutolmin Reden zu halten liebte, war Wulfert schweigsam.

Als Regiments-Commandeure fungirten bei den donischen Kosaken Denis-Orlow, ein lebhafter, sympathischer und guter Kamerad, bei den kubanischen Kosaken Kucharenko, der Sohn des im Kaukasus bekannten Generals, ein Offizier, der das Aussehen eines kühnen Kaukasiers hatte, aber, wie sich später erwies, krank war. Die Wladikawkasier commandirte Oberst Lewis, halb Russe, halb Schwede, ein dicker, rother, gutmüthiger und tapferer Militär, mit einem Wort eine sehr typische Erscheinung. Der Regiments-Commandeur der Inguschen und Ossetinen war nach Aussehen und Namen ein Russe; wenn ich mich recht erinnere, hieß er Pankratjew.

Ich logirte gewöhnlich mit dem alten Skobelew in ein und demselben Bauernhause. Er besaß eine Tarataika (zweirädrigen Bauernwagen) und ein Paar Pferde, mit denen wir am Morgen nach dem Ausrücken der Truppen fuhren. Als wir das Detachement einholten, setzte Skobelew eine ungeheure Papacha (Kosakenmütze) auf, bestieg ein Pferd, umritt das Regiment, begrüßte die Offiziere und Kosaken und setzte sich dann wieder in die Tarataika, indem er die Papacha unter den Sitz legte und wiederum die rothe Mütze des Convois aufsetzte. Dmitri Iwanowitsch commandirte schon vor mehreren Jahren den kaiserlichen Convoi und trug demzufolge die Convoi-Uniform. Wenn wir uns den Dörfern näherten, vergaß er nicht, die Klappen seines Paletots zurückzuschlagen und seine schmucke, mit breiten silbernen Tressen benähte Tscherkeßka hervorblicken zu lassen. Die Rumänen bestaunten überall den stattlichen, charakteristischen General. Ich erinnere mich, daß der alte Skobelew mich auf einer Revue, welche der Obercommandirende in Galatz abhielt, durch seine Figur in Erstaunen setzte; ein schöner Mann mit großen blauen Augen und breitem rothen Bart, saß er auf einem kleinen Pferde, wie angewachsen.

* * *

Unterwegs erzählten wir einander etwas oder Dmitri Iwanowitsch unterhielt sich mit dem Kutscher Mischka über das schlecht beschlagene Nebenpferd oder die unzuverlässige Leine oder die Schiene am Rade und dergleichen. Am häufigsten stritt er wohl mit ihm, schalt ihn und drohte ihn nach Hause zu schicken, nach dem Ueberschreiten der Grenze aber durchpeitschen zu lassen, denn nun kämen andere Gesetze zur Geltung. Doch der Kutscher Mischka wußte sehr gut, daß es leere Drohungen seien. Als später Michael Skobelew anlangte, war es oft schwer zu sagen, von wem der alte Skobelew sprach, wen er rief: seinen Sohn Mischa oder den Kutscher Mischka.

Rumänische Bauernhütte.

Wir fuhren häufig den Truppen weit voraus, wählten auf dem halben Wege einen guten Rastplatz für dieselben aus, blieben dort stehen, suchten uns, wo ein Haus oder eine Wirthschaft war, süße oder saure Milch zu verschaffen und nahmen nach der Ankunft der Offiziere ein kaltes Frühstück ein.

Ich muß noch einiger Personen, die gewöhnlich zu unserer Gesellschaft gehörten, Erwähnung thun. Da war der Capitän des Generalstabes Sacharow, stellvertretender Stabschef des Detachements, ein sehr scharfsinniger

Kopf, der Stabsrittmeister Derfelden, welcher dem Detachement attachirt war, eine ächt russische Natur trotz seines deutschen Namens, und endlich der Stabsrittmeister Lukaschew von den Gatschina'schen Küraſſieren, der, wenn ich nicht irre, interimistischer Stabsadjutant war.

Das Detachement hatte auch eine Batterie der donischen Kosaken bei sich, doch hielt ihr Commandeur sich mehr reservirt und verkehrte nur mit seinen Offizieren. Die Regiments-Commandeure der zweiten Brigade waren ebenso wie Wulfert selten mit uns zusammen, weil sie hinten marschirten und bei Skobelew nur dann erschienen, wenn sie uns während der Rasttage einholten.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß unsere Frühstücke auf der Wiese im Schatten der Bäume oder unter dem Schutzdach einer rumänischen Hütte sehr belebt und heiter waren. Nach der Erholung erfolgte das Signal zum Weitermarsch, wir bestiegen wiederum unsere Tarataika und setzten uns, von dem Detachement gefolgt, in Bewegung.

Nicht selten fragten wir einen uns begegnenden Bauer oder eine Bäuerin aus und schwatzten mit ihnen, wobei unsere Anstrengungen, uns verständlich zu machen, uns nicht wenig amüsirten. „Sie kriegen es nicht fertig," sprach zuweilen Dmitri Iwanowitsch, „lassen Sie mich fragen." Zuweilen gelang es ihm wirklich, eine Antwort zu erlangen. Einst kehrten wir vom Wege zu einem Rumänen ab, der eine Hammelheerde weidete und beim Anblick des Generals vor Schreck fast den Verstand verlor. Skobelew wollte einen kleinen Hammel kaufen; die Hände weit aus einander gerückt, begann er mit dünner Stimme zu blöcken. Der Bauer begriff, was er haben wollte, verkaufte den Hammel und schaute uns lange lächelnd nach. Wir nahmen das Thier in den Tarantaß, mußten es aber bald, da es uns beschmutzte, in die Bagage geben.

* * *

Nach der Ankunft des Detachements an dem in der Marschroute bezeichneten Orte wurde in der Hütte, die Skobelew einnahm, das Mittagsessen bereitet. Wir hatten vereinbart, daß Dmitri Iwanowitsch Lebensmittel und den Koch liefert, Tutolmin den Wein, Sacharow, wenn ich nicht irre, Thee und Zucker, und ich die nöthigen Süßigkeiten, z. B.

Rosinen, Mandeln, Nüsse u. s. w. Skobelew präparirte den Salat immer selbst und sein Bart bedeckte sich dann, durch das fortwährende Kosten, über und über mit grünen Blättchen.

Oft schickte er seinen Koch aus, damit er in einem der umliegenden Gärten junge Weinblätter, die in die Suppe gethan werden sollten, stehle.

Als wir aus irgend einem Grunde auf das Mittagessen warten mußten, bemühten wir uns, die Zeit mit allerlei Albernheiten und Späßen todtzuschlagen. Wir verfaßten Verse an den Koch über das Mittagessen oder, den Umständen angepaßt, über den Feldzug, das Wetter u. s. w. Ich erinnere mich noch einiger Verse, welche General Skobelew, Oberst Tutolmin, Capitän Sacharow und Stabsrittmeister Derselben zusammen verbrachen.

Meine Knittelverse blieben unbeendet, weil Dmitri Iwanowitsch Einiges über Ordnung und Strammheit im Detachement hinzuzufügen bat, wodurch meine Begeisterung natürlich abgekühlt wurde. Meine Verse lauteten:

Scherze schwirren in den Lüften,
Laute Lieder hört man schallen —
Alles ringsum lebt,
Alles ringsum lebt.

*

Skobelew mit Regimentern
Und mit donischen Kosaken
Zieht in die Türkei,
Zieht in die Türkei.

*

Dort marschiren die Kubanzy,
Ossetinen, die Zerlumpten,
Lauter muthges Volk,
Lauter muthges Volk.

*

Die Geschütze ziehen weiter,
Könnten nützen im Gefecht,
Doch wer weiß's vorher,
Doch wer weiß's vorher?

*

Und im Rücken die Trabanten,
Kanzeliſten, Mediciner —
Eine bunte Schaar,
Eine bunte Schaar.

Der Vorſchlag, damit fortzufahren, kam nicht zur Ausführung. Nach dem Mittageſſen folgten, bis der Thee gebracht wurde, wieder Geſpräche und Scherze, häufig auch Lieder, welche auch der General mit ſeiner Baßſtimme mitzuſingen nicht verſchmähte. Beſonders Tutolmin liebte Geſang; ſorgfältig dehnte er einzelne Noten, vor Vergnügen häufig die Augen ſchließend, namentlich, wenn ſein Lieblingslied, die Soldatenweiſe:

Laßt uns leben und nicht trauern
Und dem Zaren dankbar ſein!

Oder:

Laßt uns leben und nicht trauern
Und ihr ſollt mir theuer ſein!

geſungen wurde. Wir legten uns früh zur Ruh, weil früh aufgeſtanden werden mußte.

* * *

Auf einem Raſtpunkt hatten wir uns eben ſchlafen gelegt, als Schüſſe erſchallten und ein allgemeiner Tumult entſtand. Indem ich mich raſch ankleidete, fragte ich Skobelew, was das wohl ſein könnte. „Die Türken," meinte er. In einigen Minuten war das ganze Detachement auf den Beinen; unglücklicher Weiſe war der Zaum meines Pferdes abhanden gekommen und ich mußte ſpäter als die Uebrigen ausreiten. In der undurchdringlichen Dunkelheit durchritt ich Gräben und Klüfte, wobei ich faſt vom Pferde gefallen wäre. Als ich die Abtheilung, welche ſchon in Reih' und Glied ſtand, erreichte, ertönten halblaute Rufe: „Wo iſt die Artillerie, die Artillerie hierher! Die Kubanzy nach rechts!" Nun vernehme ich auch die Stimme des Generals: „Waſſili Waſſiljewitſch! Wo iſt Waſſili Waſſiljewitſch?" Ich ſchloß mich dem Stabe an.

Eine Patrouille wurde ausgeſchickt und nun ergab ſich, daß einem jüdiſchen Marketender, der hier ſeine Nachtruhe hielt und in der Dunkelheit ſich gehörig fürchtete, eingefallen war, durch einige Revolverſchüſſe ſich Muth

einzuflößen. Die Koſaken, beſonders Orlow, baten um die Erlaubniß, dieſen Helden, welcher das ganze Detachement nicht ſchlafen ließ, ordentlich durchzupeitſchen, ich aber trat für ihn ein und ſchlug vor, ihm für jeden Schuß einen Schlag mit der Nagaika zu verſetzen. So geſchah es auch; der Jude erhielt nur drei, aber kräftige Hiebe.

* * *

Er attaquirte ein Weib.

In den großen Dörfern waren die Koſaken in Häuſern untergebracht, in den ſeitwärts liegenden Ortſchaften aber in Zelten. Ueberhaupt hielten ſich die Truppen brav, obgleich es nicht ohne Klagen abging: dort hatte ein Koſak eine Gans fortgeſchleppt, dort hatten ſie einen Hammel geſtohlen und ſo kunſtvoll verzehrt, daß weder das Fell, noch die Knochen zu finden waren; es kamen auch Klagen, daß ein Koſak ein Weib attaquirt hatte, aber das nur ſehr ſelten.

Wir marſchirten mit großer Vorſicht weiter, wie in Feindes Land, mit Patrouillen zur Seite, welche wir „Augen" nannten. Obgleich einige

der Offiziere sich über diese Vorsichtsmaßregeln lustig machten, so mögen sie doch nicht überflüssig gewesen sein, da man nicht gewiß war, daß nicht irgend eine verirrte Partie Tscherkessen in dunkler Nacht über die Donau kommen, irgend ein Unheil anrichten und die Umgegend in Schrecken setzen würde. Obgleich wir der Donau noch fern waren, befanden sich die Einwohner ringsum infolge der beständigen Gerüchte von einem Uebergang des Feindes bald an dieser, bald an jener Stelle der Donau in größter Aufregung.

Sowohl die Offiziere, wie die Kosaken des Detachements führten ein stilles Leben; weder fanden Trinkgelage statt, noch wurde stark gespielt. Ich entsinne mich nur eines kleinen Schmauses bei dem Commandeur des kuban'schen Regiments Kucharenko, der aus irgend einem Anlaß, ich weiß nicht mehr aus welchem, ein Fest feierte. Orlow erschien mit einem halben Dutzend donischen Champagners, dem letzten, wie er versicherte; später erschien noch ein halbes Dutzend, das nun endgiltig das letzte sein sollte, hierauf folgte aber noch ein halbes Dutzend, nun ganz und gar das letzte.

Das Haupt-Interesse des Festes bildete ein längst angekündigter Füllenbraten. In Turkestan hatte ich zwar Pferdefleisch, aber nie ein Füllen gegessen.

Der Braten wurde aufgetragen. „Meine Herren!" rief Kucharenko, der gehörig stotterte, „ist ein Füllenbraten gefällig!" Die Schüssel enthielt ungeheure Cotelettes und Rippen mit etwas bläulichem Fleisch. Alle versuchten; mir schmeckte das Fleisch, der Mehrzahl nicht, einige aßen wenig, andere gar nicht.

Nun wurde die zweite Schüssel aufgetragen. „Meine Herren! für Diejenigen, welche nicht Füllenbraten wünschen, ist hier Hammelfleisch!" Als zugegriffen wurde, hörte man den Ausruf: „Das ist ja eine ganz andere Sache, das ist wirkliches Fleisch!" Als Alle Messer und Gabeln bei Seite legten, stotterte Kucharenko abermals: „Seien Sie mir nicht böse, meine Herren, beides war Füllenfleisch."

* * *

Ich besaß weder ein Pferd, noch ein Fuhrwerk und mußte mich daher mit Beidem versehen. Es wurde beschlossen, daß der Sotnik W., welcher Commandeur einer kuban'schen Sotnie war und Alles stets und überall zu

verschaffen verstand, mir Beides besorgen sollte. Der General machte mich mit ihm bekannt. Das geht, antwortete W. und am folgenden Tage schon erhielt ich einen Fuchs, der allerdings auf einem Auge blind, aber gutmüthig und zahm war, mit dem gesunden Auge gut sah und, was die Hauptsache, nur 70 Rubel kostete, ein für damalige Verhältnisse nicht hoher Preis.

In Bukarest verschaffte mir W. später auch ein Fuhrwerk mit einem Pferde von einem russischen Ansiedler, einem Skopzen, um 400 Francs. Für das Fuhrwerk gab mir Skobelew einen donischen Fußkosaken Namens Iwan und für meine Ritte einen jungen Ossetinen Kaitow.

* * *

Bald hernach langte der junge Skobelew bei uns an. Vorher waren schon seine Pferde eingetroffen. Das eine, welches ihm sein Vater geschenkt hatte, war ein englisches Vollblut-Pferd, schon ziemlich alt und an den Füßen beschädigt; das zweite, ein weißer Hengst persischer Race, hatte wohl einige gute Eigenschaften, war aber im Allgemeinen fast eine Mißgeburt. Das dritte Pferd, ein goldhaariger Turkmene aus Chiwa, schien nicht zu den besten der dortigen Pferde zu gehören.

Von dem jungen General hatte man in der Abtheilung schon gehört und ich als sein Bekannter wurde oft über ihn ausgefragt. Ich sagte Allen, daß er ein tapferer, guter Offizier sei.

Das Verhältniß zwischen dem alten Skobelew und seinem Sohn war ein freundschaftliches, doch schien mir dessenungeachtet, daß Dmitri Iwanowitsch das Georgskreuz dritter Classe, welches sein Sohn hatte, nicht ganz angenehm war, weil er selbst nur die vierte Classe besaß. Außerdem sprach der Vater von den militärischen Verdiensten Michael Dmitrijewitsch' in Turkestan theilweise wohl, weil er selbst ein alter Kaukasier war, in ironischer Weise und nannte die dortigen Kämpfe — Hammelkämpfe. Einstmals bei Tisch mußte ich energisch für den jungen General eintreten, so daß der Alte sogar verdrießlich wurde. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß der junge Skobelew durch seine militärischen Erzählungen, durch seine Pläne und Vorschläge für den bevorstehenden Feldzug die geordneten

patriarchalischen Verhältnisse unseres Lebens im Felde einigermaßen ins Schwanken brachte.

Der junge Skobelew hatte damals eine Menge Pläne in Bereitschaft, sowohl für den Uebergang über die Donau aller Truppen, wie einzelner Truppentheile, als auch für eine Ueberrumpelung der türkischen Piquets, Batterien u. s. w. Als Geheimniß theilte er seine Pläne bald dem einen, bald dem andern der älteren Offiziere des Detachements mit, was viele ganz stutzig machte. „Er ist verrückt," äußerte S. gegen mich, „jede Stunde einen neuen Plan, nimmt einen unter dem Arm — „„Wissen Sie, was ich Ihnen sagen werde"" — und beginnt dann Unsinn zu reden."

Weil ich Skobelew aufrichtig zugethan war, rieth ich ihm zurückhaltend und vorsichtig zu sein. Es interessirte ihn sehr zu wissen, welchen Eindruck er auf das Detachement gemacht. Ich antwortete ihm, daß seine Jugend, seine Gestalt, sein Georgskreuz und Anderes unzweifelhaft einen gewissen Eindruck macht, er sich aber hüten müsse, ihn durch seine Alle langweilenden Projecte zu verwischen, wie praktisch und bequem ausführbar sie ihm auch persönlich scheinen mögen. Skobelew dankte mir warm mit den Worten: „Das ist der Rath eines wahren Freundes!"

* * *

Wir hatten uns Bukarest genähert, zogen aber der abgeschlossenen Convention wegen nicht in die Stadt.

Unser ehemaliger Agent in Konstantinopel, Oberst Bobrikow, kam in Begleitung mehrerer rumänischer Offiziere aus der Stadt geritten; sie führten uns in die Runde durch die Vororte und in einem derselben, zur Donau hin, ließen wir uns nieder. Im Detachement bestand dieserhalb Unzufriedenheit, die Bedingung, nicht durch die Stadt zu ziehen, wurde erniedrigend genannt, was übrigens nicht ganz unrichtig war.

Als die Truppen einquartiert waren, wurde dem alten Skobelew gemeldet, daß der Obercommandirende auf der Durchreise in Bukarest sei und im Hause des Consuls Stuart logire. Der achtungswerthe Dmitri Iwanowitsch war hocherfreut und zog dabei auf dem Bette sitzend die Beine vollständig vertical noch oben. Er ritt darauf mit seinem Fähnchen

aus blauer Seide mit großem weißen Kreuz, das auf dem Marsch durch Rumänien dem Detachement vorangetragen wurde.

In Begleitung des jungen Skobelew fuhr ich durch die Stadt; ich muß bekennen, daß ich mich dieser Kameradschaft schämte, denn den Damen, welche uns begegneten, besonders den hübschen, zeigte er die Zunge.

Skobelew litt unter der Unthätigkeit. Es war nicht zu verkennen, daß man ihm ein abgetheiltes Commando nicht anvertrauen wollte und er war sehr betrübt, Turkestan verlassen zu haben, wo Gerüchten zufolge eine Demonstration gegen England vorbereitet wurde. Der Gedanke an einen Feldzug nach Indien gab ihm keine Ruhe. „Wir waren beide Narren, daß wir hierher kamen," sagte er zu dem Capitän Masslow, der mit ihm zusammen aus Turkestan gekommen war und ebenfalls sehnlichst zurück wollte. Ich rieth Michael Dmitrijewitsch ein wenig Geduld zu haben, worauf er entgegnete: „Warten wir, Wassili Wassiljewitsch, ich verstehe zu warten und werde, was mir zukommt, schon nehmen." Masslow rieth ich, sein Schicksal mit dem Skobelews zu verknüpfen, welcher, wie man überzeugt sein konnte, seinen richtigen Platz finden wird. Schade, daß ihm dieses zu spät gelang, daß seine Jugend ihm so lange ein Hinderniß war und einem solchen Feuergeist nicht freier Lauf gelassen wurde — der Ausgang des Feldzugs wäre dann ein ganz anderer gewesen.

Der alte Skobelew gab uns ein Mittagsmahl im Hôtel Huk, wo auch ich Logis genommen hatte. Das Gasthaus war gut, nicht theuer und machte, wie man damals sagte, gute Geschäfte. Uebrigens gab es damals kaum einen Menschen in Bukarest, der nicht so oder so von uns Russen Vortheil hatte. Die Inhaber von Gasthäusern und Hôtels mußten sich geradezu ein Vermögen machen

* * *

Da ich für unsere gemeinsame Tafel Süßigkeiten zu liefern hatte, rannte ich durch alle Buden der Stadt, bekam aber außer schlechten Rosinen und harten gedörrten Pflaumen Nichts; Alles war schon verkauft. Wie sehr ich mich auch genirte, mußte ich meine guten Kameraden doch mit diesen wenig appetitlichen Dingen bewirthen.

Nach dem zweiten Rasttage, wenn ich nicht irre, marschirten wir in

alter Ordnung weiter. Einen Tag gingen die Donzy voran, den andern die Kubanzy, größtentheils mit Gesang und Kosakenmusik, die zwar nicht immer harmonisch, aber laut und keck klang. Mir fällt dabei ein Offizier ein, der die Musik im kubanischen Regiment dirigirte: ein stattlicher, hochgewachsener, schöner Mann. Er dirigirte, indem er auf eine türkische Trommel schlug, und wie schlug er sie! Man konnte es nur in respectvoller Entfernung anhören. Die Truppen placirten sich wie früher, theils in Hütten, wenn dort Raum war, oder in Zelten, nur in möglichster Nähe des Wassers. Wir fanden für uns stets ein Häuschen, bald eines Bauern, bald eines Gutsbesitzers, zuweilen ging ich mit Dmitri Iwanowitsch auf die umliegenden Meiereien, wo man uns in Abwesenheit der Wirthe bereitwillig Alles zeigte und mit Dultschas, d. h. Saft, mit dem obligaten Glas Wasser, bewirthete. Einst nahmen wir in einem großen, sehr geräumigen Hause eines Gutsbesitzers Logis. Doch unserem Detachement war in jener Nacht nicht wohl; so viel man auch suchte, wurde doch keine trockene Stelle gefunden und die Kosaken waren genöthigt, auf sumpfigem Boden ihre Zelte aufzuschlagen; dazu war das Wetter feucht und die ganze Zeit über fiel ein kalter Regen. Ich entsinne mich, daß der Chef des Detachements damals beschuldigt wurde, er rücke den Lagerplatz der Truppen allzu nah an sein eigenes Logis.

Dort ging D. J. Skobelew die Ordre zu, beim Obercommandirenden zu erscheinen und er machte sich, sichtlich beunruhigt, auf den Weg. Während des Aufenthalts in Bukarest hatten nämlich die Inguschen unseres Detachements es zu einer Schlägerei kommen lassen — so wurde wenigstens erzählt — und dienstfertige Leute berichteten dann an maßgebender Stelle, die Muselmänner unter den Inguschen und einem Theil der Ossetinen äußerten ihren Unwillen über den Feldzug, wollten sogar gesehen haben, wie die angeblich Unzufriedenen die Patronen mit der Aeußerung fortwarfen, auf ihre Glaubensgenossen, die Türken, würden sie nicht schießen. Alles das erwies sich später als reiner Unsinn, doch unterließen schwatzhafte Leute nicht, das Gerücht zu verbreiten, im Detachement fehle es an Disciplin, ja, gaben sogar zu verstehen, daß nicht viel zu einer Revolte fehle. Der Obercommandirende berief, dadurch in Unruhe versetzt, Skobelew zu sich, auf dessen Rath dann beschlossen wurde, die Inguschen und Ossetinen nach

Rußland zurückzusenden. Eine härtere und im gegebenen Fall ungerechtere Maßnahme ließ sich kaum denken und die uncivilisirten Krieger weinten, versuchten die Vorgesetzten zu einer Sinnesänderung zu bewegen, ihre Unschuld zu beweisen, — doch vergeblich, da ihre Rückkehr nach Rußland definitiv beschlossen war. Sie mußten den Heimweg nach Odessa antreten.

Während der Abwesenheit Skobelews vertrat ihn sein Sohn. Wie war er froh, die Reihe der Kosaken entlang reiten zu können und ihnen zuzurufen: „Guten Tag, Kinder!" Schon damals, als ich ihn von seinen Versuchen, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Turkestan zu erhalten, zurückhielt, klagte er mir: „Glauben Sie, Wassili Wassiljewitsch, daß ich es leicht trage, die Leute nicht begrüßen zu dürfen, nachdem ich Regimenter in die Schlacht geführt und das Commando in einem Gebiet hatte!"

Die Kosaken erkannten den Unterschied zwischen Sohn und Vater; man hörte sie sagen: „Solch' einen Commandeur könnten wir brauchen!" Als der alte Skobelew das später erfuhr, war er ärgerlich. „Er kann diesen Posten nicht haben," sprach er zu mir, „weil ich ihn habe." — Der Alte wurde, ich weiß nicht warum, Pascha genannt; Sacharow nannte ihn Rygun Pascha, weil er häufig und laut rülpste. Die Kosaken sangen häufig eine Parodie auf das bekannte Soldatenlied: „Ein Gefecht war bei Poltawa," welche mit den Worten begann: „Bei Dschunis fand ein Gefecht statt," das von unseren Freiwilligen in Serbien verfaßt war. Unter anderen wurde der Vers:

Unser großer Imperator —
Ewig werde sein gedacht —

folgendermaßen parodirt:

Unsern großen M* —
Holen mag der Teufel ihn —
Sah man nur in der Reserve,
Wo er Telegramme schrieb.

Der alte Skobelew hörte dieses Lied oft, ohne darauf zu achten; der junge bemerkte gleich am ersten Tage seines kurzen Commandos: „Ich bitt' Euch, Kinder, dieses Lied nicht zu singen, weil darin unsere Brüder bespöttelt werden, die sich für die slavische Sache brav schlugen!"

Er informirte sich über die Nahrung der Leute und verschiedene andere

Dinge in der Abtheilung; da das sofort den Untermilitärs bekannt wurde, verschaffte es dem jungen General Popularität.

Was die Aufsicht über die Verpflegung der Kosaken betrifft, so vertraute der alte Skobelew vollständig auf die Rechtschaffenheit der Brigade-Commandeure, diese wiederum verließen sich auf die Regiments-Commandeure und das Resultat davon war, daß es in Wirklichkeit gar keine Controle gab. Ein junger, eifriger Arzt rapportirte, daß das in K. stehende Regiment unzulänglich verpflegt werde, die Nahrungsmittel dazu schlecht seien. Der Divisionschef verfuhr in höchst patriarchalischer Weise, indem er den Regiments-Commandeur befragte und den Arzt, dessen persönlicher Abneigung gegen den Commandeur er die für diesen nachtheilige Anzeige zuschrieb, vom Regiment entfernte.

„Welch ein Schwein, dieser Doctor," äußerte der Regiments-Commandeur mir gegenüber, „als er in das Regiment trat, gab ich ihm einen Kosaken, gab ihm ein Pferd und noch Dieses und Jenes und nun sehen Sie mal, wie er mir dafür dankt!"

* * *

Bald gelangten wir nach Frateschti, nahe der Eisenbahnstation gleichen Namens, wo sich ein Blick auf die, einem im Sonnenglanz schillernden Silberbande gleichende Donau eröffnet. Da das Detachement längs dem Flusse Aufstellung nehmen sollte und von einem Uebergang noch keine Rede war, so kam ich auf den Gedanken, auf kurze Zeit nach Paris zu reisen. Einige meiner Malerutensilien hatten unterwegs stark gelitten, daher ich entweder mir neue kommen lassen oder selbst reisen mußte. Ich zog letzteres vor, theilte Skobelew meine Absicht mit und reiste noch an demselben Tag über Bukarest nach Plojeschti, wo damals das Hauptquartier stand.

* * *

Zwanzig Tage später war ich wieder zurück. Im Hauptquartier ging es damals sehr lebhaft her, weil der Kaiser bei der Armee weilte. Am Abend desselben Tages begab ich mich nach Giurjewo, wo Skobelew mit seiner Division stand. Am folgenden Morgen weckte mich Kanonendonner und ein Kosak kam mir im Auftrage des Divisionschefs melden: „Die Türken bombardiren Giurjewo, kommen Sie zuschauen."

Ich reite zum Donauufer Der Tag war schön und klar und Rustschuk mit seinen Forts, seinen weißen Minarets und dem fern liegenden Lager lag wie auf der Handfläche vor mir. Der alte Skobelew mit seinem Stabe saß unter dem Schutzdach eines auf den Fluß hinausgehenden Hauses. Die Türken bombardirten, wie sich's herausstellte, nicht die Stadt, sondern die zwischen dem Ufer und einer kleinen Insel liegenden Kauffahrteischiffe, welche ihrer Meinung nach für den Uebergang unserer Truppen bestimmt waren; es waren das seltsam geformte Barken, die an das vorige Jahrhundert erinnerten und, um zu glauben, daß die russischen Truppen auf diesen Galeeren das türkische Ufer zu erreichen beabsichtigten, mußte man eine sehr schlechte Meinung von ihren Mitteln zum Uebergang über die Donau haben.

Bevor der Feind noch einen Schuß abfeuerte, fielen mehrere Granaten in die äußersten Häuser der Stadt und man hätte sehen sollen, welch' eine Verwirrung dort entstand! Alles floh, die nothwendigsten Dinge mit sich tragend, zur anderen Seite der Stadt. Ich ging auf die Schiffe und blieb auf dem mittleren von ihnen, um von der einen Seite den Wirrwarr in den Häusern, von der anderen das Niederfallen der Geschosse auf das Wasser zu beobachten. Eben schlug eine Granate in ein längliches Kronsgebäude ein, das wohl etwas in der Art eines Vorrathsmagazins war, damals aber einer halben Sotnie kubanischer Kosaken zum Aufenthalt diente; gleich darauf folgte eine zweite. Als die erste Granate in die Wand schlug, fingen die Kosaken an, ihre Sachen zusammenzusuchen, doch als die zweite das Dach durchschlug, krochen sie wie die Tarakanen hervor mit geneigtem Kopf, hielten in der einen Hand den Dolch, mit der anderen die Mütze und eilten längs den Wänden laufend auf die Straßen.

Einige in den Ufersand gedrungene Granaten zauberten förmliche Bouquets aus Erde oder Blumenkohlköpfe hervor, in deren Mitte oberhalb des Trichters feste Klumpen und Steine flogen; über dem Bouquet stiegen dichte, weiße Rauchsäulen auf.

Die Granaten fielen in meiner Nähe nieder, nur wenige erreichten das Ufer, die meisten fielen auf die Schiffe oder ins Wasser, zwischen oder vor ihnen. Zweimal schlug es in die Barke, auf welcher ich stand, ein; das eine Geschoß schlug in das Vordertheil, das andere durchschlug den Bord und kehrte Alles zwischen dem Verdeck von unten nach oben. Die

Detonation war dermaßen heftig, daß ich sie nicht anders als mit dem Ausdruck hölliſch bezeichnen kann, wenngleich meine Kenntniſſe von der Hölle nicht auf eigener Erfahrung beruhen. Das Gekrach trieb, wie mir erinnerlich, zwei junge Hunde auf das Verdeck, wo ſie regelrecht zu ſpielen begannen und erſt die Detonationen machten ſie ſtutzig, ſo daß ſie die Ohren ſpitzten, doch dann balgten ſie ſich aufs Neue.

Am intereſſanteſten war es zu ſehen, wie die Geſchoſſe ins Waſſer fielen und hohe Fontänen in die Höhe ſtiegen. Beim Aufſteigen des erſten Rauches wurde mir ein wenig ſchwül und ich dachte: nun ſchlägt es da ein, wo du ſtehſt, wirft dich nieder, reißt dich ins Waſſer, und Niemand weiß, wo du bliebſt.

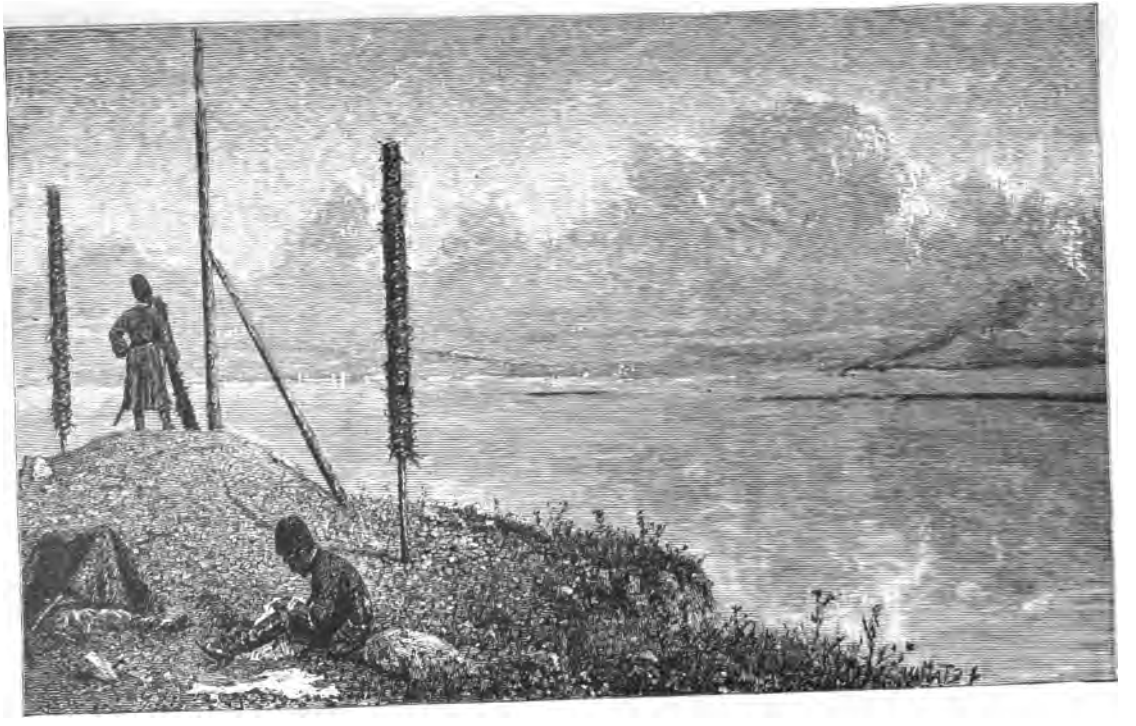
Die Türken warfen fünfzig Granaten, dann verſtummten ſie. Das Reſultat dieſes Bombardements war höchſt unbedeutend.

„Wo waren Sie nur?" fragte man mich, „wie konnten Sie ein ſo intereſſantes Gratis-Schauſpiel verſäumen?" — „O, ich ſah es beſſer, als Sie, denn ich war die ganze Zeit über auf dem Schiff." — „Unmöglich," antworten Alle einſtimmig. „Gehen wir dorthin, die Havarie anzuſehen," ſagte Skobelew. Wir betraten alle Schiffe, betrachteten die Beſchädigungen, fanden die Hunde aber nicht mehr. Hatten ſie ſich erſchreckt verkrochen oder waren ſie ins Waſſer geriſſen worden?

Für meine Beobachtungen auf dem Schiffe bekam ich nicht viel Schmeichelhaftes zu hören. Einige glaubten überhaupt nicht, daß ich im Centrum der Zielſchiebe geweſen war, Andere nannten es eine nutzloſe Bravour, doch Niemandem fiel es ein, daß gerade dieſe Beobachtungen der Zweck meines Aufenthalts waren; wäre ich im Beſitz eines Malkaſtens geweſen, ſo hätte ich einige Exploſionen gemalt.

* * *

Das Detachement ſtellte längs der Donau, in großer Entfernung, Piquets aus. Auf der linken Flanke in Maloroſch ſtanden doniſche Koſaken Orlows; im Centrum bis zum Dorfe Mali-Digos kubaniſche Koſaken, weiter, bis zum Dorfe Petroſchani, Oſſetinen. Anfangs ritt ich zu den Donzy nach Maloroſch, die ſich einen Muſter-Obſervationsthurm errichtet hatten; die darüber ſehr zornigen Türken beſchoſſen die Koſaken, was



Piquet an der Donau.

Orlow durchaus nicht behagte. Die Granaten fielen auf die Fußstricke der Pferde, erschreckten sie und trieben sie fort, so daß man sie nicht leicht auffand Ein Versuch mit unseren donischen Kanönchen wurde bald aufgegeben, um sich nicht zu blamiren. Während meines Aufenthalts im Lager schafften die Kosaken unter Leitung der Sappeure Faschinen zur Bedeckung herbei. Ich sprach hier Grekow und andere mir bekannte Offiziere.

* * *

Ganz in der Nähe Giurjewos wurden Batterien aufgeführt; in Begleitung der beiden Skobelews sah ich mir die Arbeiten an. Der alte Skobelew bemerkte dem Sappeur-Offizier, daß er die Dielung der Geschützbettung gar zu dünn mache. Der jugendliche Offizier machte stutzerhaft die Honneurs und erwiderte: „Für die Türken genügt es, Excellenz." Etwas weiter von der Stadt, beim ersten Dorf Slobodsei, wurde ebenfalls eine Batterie, wie es schien, von Belagerungsgeschützen aufgeführt, welche neun Werst tragen sollten; dort arbeitete der tüchtige Oberst Pljutschinski.

* * *

Das Städtchen Giurjewo hatte sich in nichts verändert, nur stellenweise herrschte größere Thätigkeit, als gewöhnlich. Allerdings waren Viele aus Furcht vor dem Bombardement fortgefahren und besonders die Häuser am Ufer standen leer, doch innen in der Stadt auf Plätzen uud Straßen drängte sich viel Volk und der Handel ging flott. Die Gasthöfe und Wirthshäuser waren mit Offizieren angefüllt, die theils einzeln, theils in Gruppen, mit Weibern oder ohne solche, zechten; die Heiterkeit artete in Unanständigkeit aus. Als ich eines Abends mit S. und anderen Offizieren in ein Wirthshaus, um zu Abend zu speisen, trat, trafen wir dort eine betrunkene Gesellschaft, welche Säbel und Mützen, einige aber auch sogar die Röcke abgelegt und die mit ihnen zechenden Mädchen damit bekleidet hatten. Und das Alles im allgemeinen Saal!

Unsere jungen Leute, der erwähnte S., L. und andere, besuchten häufig einen Garten der dort singenden Harfenistinnen wegen und machten Skobelew mit ihren Erzählungen von den Annehmlichkeiten des Zeitvertreibs daselbst dermaßen warm, daß der Alte, der von einem Besuch des Gartens aus Furcht, sich zu compromittiren, zurückscheute, in aller Stille dort einen

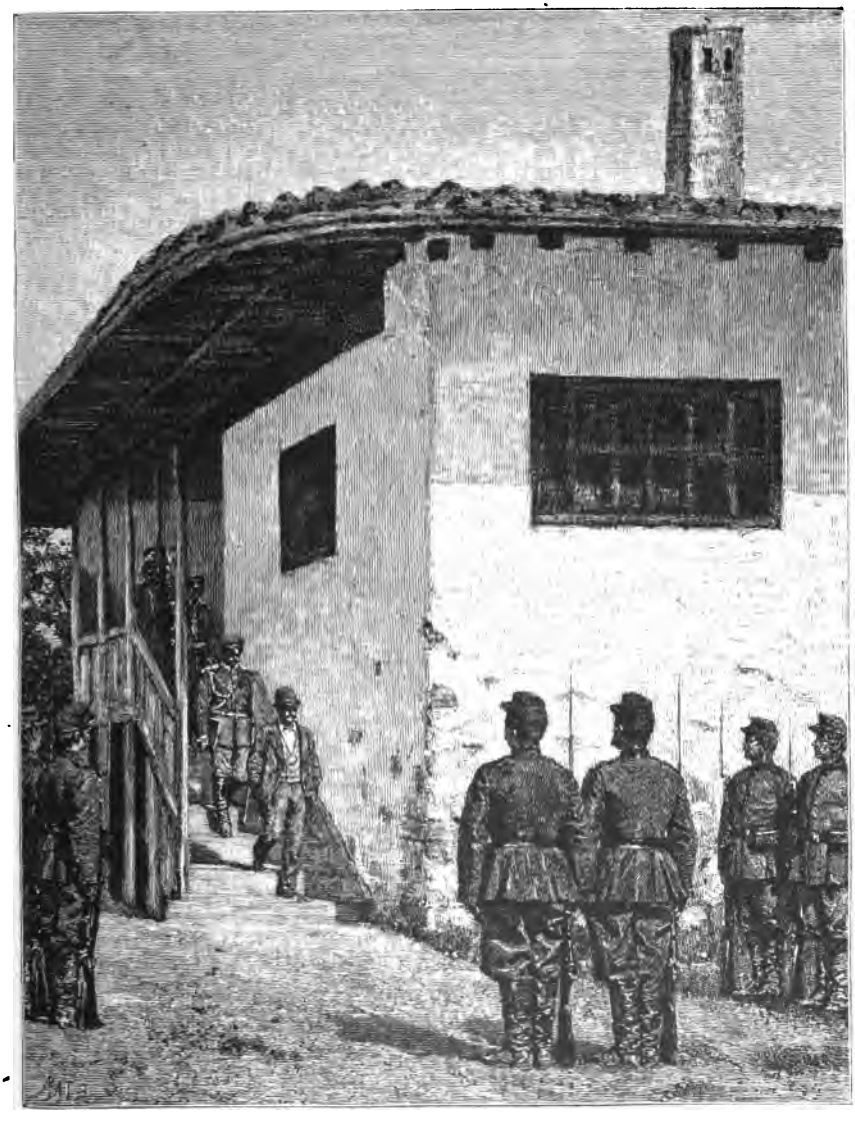
Blick hineinzuwerfen beschloß. Man sah ihn einst an den Garten schleichen und durch die Zaunritze blicken, was ihm verdienten Spott eintrug.

* * *

In Bukarest war ich bei M. D. Skobelew mit dem bekannten Correspondenten der „Daily News", Mac-Gahan, bekannt geworden; mit Forbes traf ich später in Giurjewo zusammen, als er mit irgend einer Mittheilung zum Stab des Detachements kam. Ich allein sprach da englisch und machte daher den Dolmetscher, indem ich die mörderische Kälte, mit der er empfangen und seine Fragen beantwortet wurden, zu mildern mich bemühte. Um nicht etwaige Vorwürfe wegen meiner Nachsicht gegen „die hinterlistigen Engländer" hervorzurufen, vermied ich bei zufälligen Begegnungen mit Forbes in ein Gespräch zu gerathen. Ich muß bekennen, daß mir das nicht leicht wurde, denn man sah es ihm an, daß er das gegen ihn allgemein gehegte Mißtrauen fühlte und sich zwang, liebenswürdig zu sein.

* * *

Der Divisionschef wohnte in einem kleinen Häuschen am Ufer, wo wir uns alltäglich zu Mittag versammelten. Hier schloß sich uns der ehemalige Botschaftssecretär in Konstantinopel, Fürst Zertelew, an, der als Urjadnik (Unteroffizier) in das kubanische Regiment getreten war und bei Dmitri Iwanowitsch stand. Michael Skobelew, der nur Stabschef des Detachements war, verkehrte mit uns selten, hielt sich aber wenigstens in Bukarest auf, wohin ihn vorzugsweise die aus allen Enden Europas zusammengeströmten Frauen verschiedenster Nationalität zogen. Man hätte sehen sollen, wie in dieser Stadt geschmaust und gezecht wurde! Vom Fähnrich, der zum ersten Mal dreihundert Rubel in der Tasche hatte, bis zum Intendanten, der mit Tausenden um sich warf — Alles kehrte die slavische Natur hervor, praßte, aß, trank und vorzugsweise letzteres. Michael Dmitrijewitsch hatte damals keinen Heller in der Tasche, so daß er nahm, wo er etwas bekam; namentlich vom Vater, der gerade nicht freigebig war, versuchte er Geld herauszupressen. Als Skobelew den Vater einst um Geld bat, schickte ihm dieser vier Goldstücke. Der Sohn gerieth außer sich. „Einem jeden Diener gebe ich mehr als Trinkgeld," rief er in Er-



Der Spion.

regung. In Wahrheit hätte ihm in jener lebhaften Zeit auch die größte Summe kaum genügt.

* * *

Häufig spazierte ich mit dem alten Skobelew in den Alleen der Boulevards. „Lassen Sie uns sehen," sagte er einst, „wie ein Spion fortgeführt wird." Wir setzten uns auf eine Bank gegenüber einem Hause, in welches Oberst Parenzow und der Adjutant des Obercommandirenden hineingingen; vor der Treppe standen rechts und links je zwei Soldaten. Wir saßen ziemlich lange und ich wäre hineingegangen, um dem Verhör beizuwohnen, wenn mich Skobelew nicht zurückgehalten hätte.

Doch da traten sie auf die Treppe hinaus; voran der Spion, die Hände in den Taschen seines Pidjaks, als ginge ihn die Sache nichts an, weil er sich unschuldig fühlte. Als er aber die Soldaten sah, wurde ihm klar, daß die Sache ernst sei; er blieb einige Sekunden stehen und stieg dann die Treppe herab.

Es war ein Baron K.; ob er wirklich ein Spion war, weiß ich nicht, doch wahrscheinlich wurden bei ihm compromittirende Papiere gefunden, da er nach Sibirien verschickt wurde, nach zwei Monaten ließ man ihn aber wieder zurückkehren.

* * *

Noch vor meiner Abreise nach Paris traf ich im Hauptquartier den Lieutenant der Garde-Equipage Skrydlow. Er begab sich damals auf eine Recognoscirung der Donau und lud mich nach Mali-Digos, wo die Donauabtheilung der Garde-Equipage stand. Er theilte mir mit, daß er einen türkischen Monitor mit seinem Minenkutter angreifen wolle, ich sollte ihn begleiten. Ich war dazu bereit, doch mußte er mir sein Ehrenwort geben, daß ich eine Explosion zu sehen bekommen werde. Die Gelegenheit war einzig in ihrer Art und durfte nicht unbenutzt vorüber gelassen werden.

Bald nach der Rückkehr nach Giurjewo besuchte ich die Marineoffiziere, die in ziemlicher Entfernung vom Ufer im Dorfe wohnten, weil das Dynamit und Pyroxilin, womit ihre Minen gefüllt sind, vor den türkischen Schüssen möglichst geschützt werden mußten.

Skrydlow war vom Seecorps her mein Kamerad, aber zwei Jahre jünger; auf der Fregatte „Swetlana" hatten wir zusammen eine Campagne mitgemacht. Als ich Feldwebel in der Garde-Marine-Compagnie war, stand er unter meinem Commando und mehr als einmal wusch ich ihm, namentlich wegen seiner beständigen Gespräche und des Flüsterns in der Front, den Kopf.

Ich quartierte mich bei ihm und seinem Kameraden Podjapolski in ihrem Häuschen ein, das an einem großen schmutzigen Platze lag. Zuweilen speisten wir in dem allgemeinen Offizier-Speisesaale, kochten uns aber häufiger selbst irgend Etwas zu Hause, wobei uns der Denschtschik (Offiziersdiener), ein guter Bursche, an die Hand ging. Unser Schlafraum war die Treppe, dort schliefen wir unter Vorhängen, weil die Mücken, es war damals Ende Mai, sehr bissig waren.

Gleich am ersten Tage wurde ich in das große Geheimniß der beiden Kameraden eingeweiht. Als die Garde-Equipage Petersburg verließ, gab der Besitzer des bekannten englischen Magazins, der ihr Lieferant war, der Abtheilung eine Kiste Xeres mit auf den Weg, welche Skrydlow an die Donau zu schaffen übernahm. In dieser Beziehung hielt er sein Versprechen, doch außer P. war Niemandem etwas von dieser Kiste bekannt und die Freunde ließen sich den Xeres, der sehr gut war, schmecken, bewirtheten auch gelegentlich ihre Gäste, bis endlich Alle den Sachverhalt erfuhren und die übrigens stark erleichterte Kiste fortnahmen.

Auf demselben Platze lebte der Chef des ganzen Minengeschwaders, Capitän ersten Ranges Nowikow, ein sehr tapferer Offizier, der bei Sewastopol mit dem kleinen Georgskreuz decorirt wurde. Als ich zum ersten Mal mit ihm bei einer einflußreichen Militärperson beim Mittag zusammentraf, fragte ihn der Wirth, wofür er das Kreuz erhalten habe. „Ich sprengte einen Pulverkeller in die Luft," antwortete N. mit einem so tiefen Baß, daß Alle in Erstaunen geriethen. Denselben Baß, wenn auch etwas gedämpft, hörte man in dem von ihm bewohnten Häuschen. Als wir ihn zum Thee besuchten, strengten wir uns an, aus seinen Worten und Anordnungen zu errathen, ob die längst erwartete Legung von Minen zum Schutz des Donau-Ueberganges, der unmittelbar darauf erfolgen sollte, bald beginnen würde.

Nowikow war unermüdlich. Tapfer und überlegt, hatte er blos zwei sich bemerkbar machende Fehler: erstens betäubte er Alle mit seiner Baßstimme und zweitens nannte er die Minen — Bomben. Uebrigens verzieh man ihm das Eine wie das Andere gern wegen seines freundlichen und einfachen Betragens.

* * *

Mehrmals fuhr ich mit Skrydlow anläßlich ihm übertragener Aufträge. Auf der Donau fuhren wir natürlich Nachts und stellten Bojen zur Bezeichnung des Weges auf, den die Minenböte beim Legen der Minen nehmen mußten. Die Donau war noch stark angeschwollen und einige ziemlich tiefgehende Minenböte konnten nicht überall an dem überschwemmten niedrigen Ufer passiren. Das Fahrwasser eines in die Donau fallenden Flüßchens mußte untersucht und mit Bojen bezeichnet werden; hier sollten auch die Minen gelegt werden.

Da ausdrücklich befohlen war, die Türken nicht zu beunruhigen und ihre Aufmerksamkeit nicht zu erregen, sie vielmehr möglichst einzuschläfern, so machten wir uns erst nach eingetretener Dunkelheit an die Arbeit. Am Morgen waren die Bojen aufgerichtet, doch die Reinigung des Fahrwassers, welches an der Mündung mit soliden Pfählen verrammt war, machte uns viel zu schaffen und wir konnten die Arbeit dieses Mal nicht beenden. Nachdem wir vorläufig einen kleinen Durchgang für die Schaluppe hergestellt hatten, fuhren wir in die Donau, theils um unsere Courage zu beweisen, theils um festzustellen, ob bei dem Schilderhäuschen auf der Insel Türken seien. Die Ruder leise kaum ins Wasser senkend, passirten wir an dichten Weidenbäumen vorüber; jedes plötzliche Geräusch, das Plätschern eines Fisches, der Ruf eines Nachtvogels machte uns erzittern; wir landeten bei der kleinen Insel, spazierten da umher und überzeugten uns, daß die Türken sie geräumt hatten, obgleich man sie noch unlängst Gras mähen sah. Wir waren mit dem Strome gefahren, das türkische Ufer war ganz nahe. Die Strömung war so stark, daß das Vorwärtskommen schwer wurde; um die Leute nicht zu ermüden und die Türken nicht aufmerksam zu machen, kehrten wir bald um. Am Morgen waren wir zu Hause. Der Gehilfe Skrydlows, Midshipman Nilow, der die nächtliche Fahrt mit uns gemacht hatte, reinigte in der folgenden Nacht das Flüßchen vollständig.

Ein anderes Mal fuhren wir mit einem geheimen Auftrage zu allen Truppentheilen, welche an der Donau Posten inne hatten. An den Kubanzy, Wladikawkaszy und Ossetinen vorbei fuhren wir bis Simnitza, wo Husaren, ich weiß nicht mehr was für welche, Posten ausgestellt hatten.

In Parapan wurde ich mit dem General Dragomirow bekannt, der mit Vorbereitungen für den Uebergang betraut war. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß ich kein Correspondent war, sprach er über den Gang der Dinge so frei, verständig und logisch, daß wir, d. h. ich, Skrydlow und Wulfert, bei dem wir uns aufhielten, uns schier wunderten. Dragomirow genoß und genießt große Popularität und ist nach dem Tode Skobelews, wenn nicht der beste, so doch einer der besten Kriegsgenerale unserer Armee.

Die Offiziere, in deren Gesellschaft wir Mittag speisten, waren außerordentlich liebenswürdig, fütterten uns gut und besorgten uns pünktlich die nöthigen Pferde. Skrydlow wäre übrigens nicht ungehalten gewesen, wenn sich der Pünktlichkeit auch etwas Sorgfältigkeit in der Wahl hinzugesellt hätte, denn er bekam — als wäre es beabsichtigt — solche Rosinanten, daß er auf dem Ritt von den Husaren zu den Kosaken sein großes braunes Pferd beständig schlagen mußte und — was noch unangenehmer war — ungeachtet seiner Anstrengung, englisch zu reiten, d. h. sich in den Steigbügeln wiegend, sich einen gewissen Theil des Körpers blutig rieb.

* * *

Ich entwarf eine Studie von der Donau und einem Kosakenpiquet am Ufer, malte aber im Ganzen wenig. Ich ritt nach Giurjewo, ging zu den Kosaken, schaute zuweilen den Arbeiten der Mineure zu oder fuhr mit Skrydlow eine Maschine oder sein Minenboot „Schutka" probiren. Um nicht etwa die Aufmerksamkeit der Türken auf uns zu lenken, mußten wir nach Sonnenuntergang oder bei schlechtem Wetter fahren und der Schornstein durfte nicht rauchen, nicht Funken ausstreuen, daher denn auch mit der besten Kohle geheizt wurde. Die Türken wußten nicht und durften auch nicht wissen, daß wir eine ganze Dampferflottille hatten.

Einst fuhren wir in ziemlich später Stunde bei sehr stürmischem Wetter aus. Der Wind wurde so stark, daß die „Schutka" bei der Rückkehr sich nicht herausarbeiten konnte. Die trübe Donau rauschte furchtbar,

der starke Regen hüllte Alles in tiefe Dunkelheit. Das brachte Skrydlow auf den Gedanken, eine längst beabsichtigte Attaque auf einen der türkischen Monitore, die vor Rustschuk standen, auszuführen. Es war uns bekannt, daß ein Monitor vor den Forts stehe, ein anderer mehr nach rechts hinter der kleinen Insel; da aus dem Hämmern während der letzten Tage zu errathen war, daß man letzteren mit einer Krinoline oder irgend einem ähnlichen Vertheidigungsmittel versehen hatte, so konnten wir nur darauf rechnen, an den ersten Monitor heranzukommen. Bei einem solchen Wetter war es möglich, fast unbemerkt dicht an den Monitor heranzugehen. „Versuchen wir's?" fragte Skrydlow. „Ich bin bereit." Wir gingen aber trotzdem nicht. „Es kommt nicht darauf an," sagte schließlich Skrydlow, „einen überflüssigen türkischen Monitor zu vernichten, sondern Minen zu legen und unserer Armee den Uebergang zu ermöglichen. Bei einem so wichtigen Ziele wäre es unbesonnen, ja sogar ein Vergehen, eines der besten Minenböte, deren Zahl ohnehin nicht groß ist, aufs Spiel zu setzen. Was meinst Du?" — „Du magst Recht haben," antwortete ich.

Wir beschlossen zu landen, doch infolge des Unwetters versahen wir uns, legten an unrechter Stelle, sehr weit von unserem Dorfe an und kamen erst in der Nacht nach Hause. Auf der Landspitze, bei welcher wir landeten, stand ein Piquet von drei Kosaken und die Kerle, in ihre Burken (kaukasischer Fellmantel) gehüllt, schliefen so fest, daß wir sie mit Gewalt wecken mußten; wäre eine Partie Tscherkessen gekommen, sie wären wie Hammel abgeschlachtet worden. Ich verschwieg dem Chef der Sotnie den Vorfall nicht, ließ mir aber vorher versprechen, daß die Kosaken dieses Mal straflos ausgehen.

* * *

Der Commandeur der in Malo-Digos stehenden Sotnie war K. P. W., derselbe allwissende und allgegenwärtige Offizier, der im Auftrage Skobelews Pferd und Wagen für mich kaufte. Ich wurde mit dieser eigenartigen Persönlichkeit ziemlich bekannt und besuchte ihn oft. Seine erste Frage, wenn ich zu ihm kam, war, ob ich nicht Borschtsch (Beetensuppe) wünsche. „Nun dann wenigstens Thee", pflegte er auszurufen und dann, ohne meine Antwort abzuwarten, die Bereitung des Thees anzuordnen. Von welchen Plantagen er seinen Thee bezog, weiß ich nicht, wohl aber, daß er das

Wasser nur ein wenig färbte und K. P. ihn für gut hielt. Theelöffel gab es nicht, obgleich der Wirth jedesmal dem Denschtschik Schtschablikin Theelöffel zu geben befahl. Dieser ging dann zum Zaun und schnitt mit dem Dolch hübsch sauber eine Ruthe ab. K. P. trank den Thee in ökonomischer Weise, indem er den Zucker in den Mund nahm; verbrauchte er ein Stück Zucker nicht ganz, so warf er den Rest wieder in die Zuckerdose zurück. Sein Gespräch mit mir wie wahrscheinlich auch mit jedem anderen Besuch begann mit der stereotypen Frage: „Nun, hört man nicht, ob der Uebergang bald stattfindet?" Dann ging er zu Friedensgerüchten über, die noch vor Anfang der kriegerischen Operationen, unbekannt woher, zuflogen und niemals vergaß er mehr oder weniger confidentiell zu fragen, wie man am besten, sichersten und vortheilhaftesten Geld und ob man Gold nach Hause schicken kann.

Sein Heim hatte Kusma Petrowitsch offenbar sehr lieb und je mehr der Feldzug sich in die Länge zog, um so häufiger und hartnäckiger waren die ihm auf unbekanntem Wege zugehenden Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Frieden. Er sprach viel von seinem Meierhof bei Stawropol, von seinem ältesten Sohne Kusmitsch und dessen frühreifem Verstande und früher Entwickelung. Auch von der Jagd auf Hasen und Füchse beim ersten Schnee, für welchen Zweck er den Jagdhund Milka angeschafft hatte, erzählte er. Jedesmal, wenn ich ihn besuchte, bot er mir den Hund zum Geschenk an. Auch von den Kämpfen gegen die Bergvölker am Kuban erzählte er, ohne sich als Helden hinzustellen; im Gegentheil, er bekannte ganz offen, daß er in dem einen oder anderen Gefecht sein Leben rettend davonlief, was die Kosaken durchaus nicht für schimpflich halten, weil sie der Ansicht sind, daß, so lange man dem Feinde überlegen ist, man ihn würgen und niederschlagen, im anderen Falle sich aber retten müsse und je schneller desto besser.

Kusma Petrowitsch entpuppte sich auch als Musikant. Als ich einst mit Skrydlow und noch zwei Marineoffizieren seiner Einladung folgte, trafen wir ihn mit einem Pelz-Beschmet (Halbrock) bekleidet, die Geige in der Hand, einen Chor Sänger dirigirend. Es war allerdings klar, daß die Hand, welche mit dem Bogen dirigirte, weniger geübt als kühn war. — Doch wie das Sprichwort sagt, darf man von Niemand mehr fordern,

als er geben kann. Seine Rede war stets gleichmäßig und ruhig, ebenso wie sein Blick, der zuweilen eine gewisse Zerstreutheit verrieth. Auch mit den Kosaken verkehrte er in gleichmäßiger Weise und ohne Scheltreden, welche er nur für außerordentliche Fälle aufsparte.

Sein Pferd, einen kleinen schwarzen Kabardiner, vergötterte er fast, fütterte es und hätschelte es, daß es ganz rund, wie ein saftiger Apfel, wurde; zum Reiten aber benutzte er ein anderes Pferd. „Ein solches Pferd", sagte er von seinem Liebling, „findet man auch in der Kabarda nicht mehr!" und versicherte dann, es sei ihm um keinen Preis feil. Das hinderte jedoch nicht, daß er es mir später für dreihundert Rubel verkaufte, obgleich es kaum mehr als hundert oder hundertfünfzig Rubel werth war. Mit einem Wort, man hatte es mit dem Typus eines Kosaken zu thun, der vom Urjadnik zum Offizier avancirt war, nicht besondere Tapferkeit besaß, aber auch kein Feigling war — eines wie das andere ist unter den Kosaken eine Seltenheit — ein Mensch ohne jede Bildung, aber mit der Fähigkeit, sich in jede Lage hineinzufinden, Proviant und Fourage zu schaffen, wo sie absolut nicht vorhanden zu sein scheinen, dem zurückweichenden Feind kühn zu folgen und vor dem angreifenden nicht ohne Ehre zurückzuweichen.

* * *

Als Geheimniß theilte mir Skrydlow mit, bei Nowikow habe er ein Papier aus dem Hauptquartier gesehen, worin die Unzufriedenheit des Obercommandirenden über die Langsamkeit der Vorbereitungen ausgesprochen wird; das Schlagen der Pontons (die schon ganz fertig waren) und der Uebergang der ganzen Armee werde dadurch verzögert. Das hieß also, daß der Uebergang in den nächsten Tagen bevorsteht, obgleich es noch an Kohlen und anderen Dingen fehlte. Auch theilte er mir mit, daß er und Ch. ernannt seien, die feindlichen Monitors anzugreifen, falls diese sich einfallen lassen, die Arbeiten zu stören. Ferner hatte er erfahren, daß Nowikow Keinen, der nicht zur Abtheilung gehört, mitnehmen wollte, demzufolge ich, wenn ich mit wollte, rechtzeitig mit dem Commandeur reden müsse.

Anfangs schien Modest Petrowitsch unerbittlich und antwortete beständig mit dem Rath, vom Ufer aus zuzuschauen — es waren etwa drei Werst; doch endlich gab er nach und wir begannen die Vorbereitungen zum Feld-

zug gegen die Türken. Wir kochten mehrere Hühner, nahmen eine Bouteille Xeres (die Kiste, von der Alle erfahren hatten, war schon fortgenommen), versorgten uns mit Brod und anderen Dingen beinahe auf eine Woche; ich nahm außer Papier auch meinen kleinen Farbenkasten mit, dem es jedoch nicht bestimmt war, zur Verwendung zu kommen.

* * *

Am Vorabend unserer Expedition erhielt ich durch Skobelew folgendes Telegramm: „Der Künstler Wereschagin hat sich unverzüglich der Schützenbrigade anzuschließen. Skalon."

Anfangs war mir die Sache unklar, doch als ich nach Giurjewo kam, ging mir ein Licht auf. Schon vor längerer Zeit hatte ich Skalon, den Secretär des Oberbefehlshabers, gebeten, mir Gelegenheit zu geben, den Uebergang anzusehen und mich zu diesem Zweck zeitweilig den vordersten Truppentheilen zu attachiren. Die Schützenbrigade war nun aus Simnitza ausgerückt, also stand dort irgendwo der Uebergang bevor. Da die Truppen nur in der Nacht marschirten (Tags über bewegten sie sich nicht, um die Türken nicht aufmerksam zu machen), so erforderte der Marsch nicht weniger als achtundvierzig Stunden und ich hoffte daher rechtzeitig zur Legung der Minen mit den Seeleuten anzukommen und dann den General Zwezinski mit seiner Brigade einzuholen.

Ich ging in das Häuschen, wo meine Sachen lagen, um das Nöthigste auszuwählen. Mir war dabei nicht ganz gut zu Muthe, ich dachte daran, daß die Türken nicht kaltblütig zusehen würden, wie Skrydlow sie in die Luft sprengt, wie ich selbst die Explosion ansehen werde und unsere Minen aller Wahrscheinlichkeit nach uns zuerst in die Luft schleudern werden. Ich verabschiedete mich von meiner Wohnung, sah nach den Pferden, worunter ein neuer weißer Paßgänger, der fünfundzwanzig Goldstücke kostete, besuchte einige Offiziere und begab mich dann noch in derselben Nacht nach Malo-Digos.

Mein jüngerer Bruder, der im Wladikawkas'schen Regiment wieder Dienste genommen hatte, traf an diesem Tage bei mir ein. Ich dirigirte ihn zu seinen Vorgesetzten und begab mich mit meinem Reisesack zu den Seeleuten.

Nach dem Mittagsessen vertheilte der ältere Offizier des Marine-

Detachements Tuder im Hofe des Hauſes, wo die allgemeine Tafel abgehalten wurde, Branntwein an die Mannſchaften und that es ſo feierlich und methodiſch, daß unſer Aufbruch dadurch verzögert wurde. Es war ſchon faſt dunkel, als wir uns am Ufer der kleinen Bucht verſammelten, wo die Minenböte ſtanden, die eben geheizt wurden.

Matroſe.

Ganz unerwartet erſchien der junge Skobelew, nahm Nowikow zur Seite und fing mit ihm hitzig zu reden an. Er drückte ihm den Wunſch aus, dem Detachement nützlich zu ſein, und machte ihm den Vorſchlag, ihn mitzunehmen, doch Nowikow ſchlug es ihm mit Entſchiedenheit ab.

Der Geiſtliche des Minsk'ſchen Regiments, ein ſehr entwickelter junger Mann, ſprach ein Reiſegebet. Knieend blickte ich mit Neugier auf das intereſſante Bild vor mir. Rechts die letzten Strahlen der untergehenden

Sonne und am hellrothen Himmel und auf dem Wasser zeichneten sich als dunkle Silhouette die dampfenden Minenböte; am Ufer standen Matrosen im Halbkreise, in ihrer Mitte die Offiziere, Alle auf den Knieen, Alle mit Inbrunst betend. Ringsum war es still, nur die Stimme des betenden Geistlichen war vernehmbar.

Ich konnte damals keine Skizze von den Minenböten entwerfen, was mich auch verhinderte, diese Scene, welche sich tief in mein Gedächtniß einprägte, auf der Leinwand wiederzugeben.

Als das Gebet zu Ende war, küßten sich die Fortziehenden mit den Zurückbleibenden, unter denen auch Podjapolski, unser Freund und Stubengenosse, war. Als ich Skobelew zum Abschied umarmte, flüsterte er mir zu: „Sie Glücklicher, Sie können mitgehen, wie ich Sie darum beneide!"

* * *

Skrydlow beeilte sich nicht, die Maschine heizen zu lassen und wir mußten von den Rudern Gebrauch machen. Als ich ihm deshalb Vorwürfe machte, beruhigte er mich: „Sei überzeugt, daß wir Alle überholen und früher, als die Anderen, welche das Fahrwasser nicht kennen und auflaufen werden, die Donau erreichen." So war es auch. Die Dunkelheit war so groß, daß die Bojen nicht zu bemerken waren und auch vom Lootsen auf der ersten Schaluppe nicht gesehen wurden. Sobald unsere Maschine zu arbeiten anfing und wir uns schneller fortbewegten, sahen wir links und rechts unbewegliche dunkle Massen. Wir riefen sie an und sie antworteten uns; es waren unsere Minenböte, welche fest saßen. Unsere „Schutka" machte viele flott, doch später müssen sie wieder aufgelaufen sein, denn mit dem Vorwärtskommen ging es langsam.

Dem Plane gemäß sollten wir vor der Morgendämmerung die Donau erreichen und dann sofort Minen legen, doch es kam anders; schon war es hell und noch hatte kein Boot das Fahrwasser erreicht. Wir fanden die Stelle, wo wir Pfähle eingerammt hatten. Genau wie Skrydlow vorausgesagt hatte, waren wir im Fahrwasser der Donau beinahe die Ersten, vor uns befand sich nur Ch. mit dem zweiten Minenboote, das, die übrigen an Leichtigkeit und Geschwindigkeit übertreffend, die Attaque auszuführen bestimmt war. Was Schnelligkeit betrifft, nahm unsere „Schutka" die zweite Stelle ein.

Lange hielten wir auf einer Stelle, damit die Anderen sich uns nähern konnten und fuhren dann längs einer kleinen Insel, deren dichte Bäume uns den Augen der Türken entzogen. Heimlich heranzugehen und am türkischen Ufer eine Mine zu legen, wie geplant wurde, war offenbar undenkbar; dazu kam noch, daß alle Minenböte, mit Ausnahme des unsrigen und vielleicht noch zweier, furchtbar dampften und schnaubten, so daß unser Geschwader schon dadurch verrathen worden wäre.

Kaum kamen wir hinter der ersten Insel hervor, so stieg beim Schilderhäuschen des gegenüber liegenden Ufers Rauch auf, ein Schuß fiel, dann ein zweiter, ein dritter und dann immer mehr, je weiter wir kamen. Das Ufer war nicht weit und wir konnten genau die in Verwirrung gerathenen, hin und her laufenden Soldaten sehen Bald kamen neue Schützen herzu, besonders Tscherkessen, die uns mit einem wahren Kugelregen überschütteten.

Nowikow überholte uns. Er stand am Steuer, die Ellbogen auf das Eisendach des Minenbootes gestützt, ohne auf die Schüsse zu achten, welchen seine in den Mantel gehüllte corpulente Gestalt ein gutes Ziel bot.

Uns wurde warm von der Menge des niederfallenden Bleies, das Ufer war buchstäblich mit Schützen bedeckt, deren Schüsse ein Geräusch wie ein ununterbrochener Trommelwirbel machten. Schwer und still bewegten sich die Minenböte; die ersten hatten am Ufer schon die Arbeiten begonnen, als die letzten erst in den Fluß einliefen. Die Sonne war längst aufgegangen; es war ein klarer Sommermorgen, ein leichter Wind trübte das Wasser. Unter andauernden Schüssen wurden die Minen gelegt, die Seeleute begingen aber den großen Fehler, daß sie nicht sofort direct zum rechten türkischen Ufer gingen, sondern die Arbeit vom linken anfingen. Die ersten Minen wurden regelrecht gelegt, auch gegen die Mitte versenkte Midshipman Nilow seine Minen, doch weil er eilte, nicht ganz correct, so daß sie wieder an die Oberfläche kamen. Weiter wagte keiner der Offiziere zu gehen und die Hälfte des Fahrwassers blieb daher passirbar. Diesen Fehler verbesserte Podjapolski in der Nacht. Doch wenn die Türken nicht da durchzudringen versuchten — was sie ruhig hätten thun können — so ist es jedenfalls nur auf die Furcht zurückzuführen, welche die vorhergehenden Sprengungen ihrer Fahrzeuge durch russische Minen ihnen eingejagt hatten.

* * *

Unsere zwei Minenböte hielten sich unterdessen hinter dem Gesträuch einer kleinen Insel versteckt, welche ein wenig unterhalb der Stelle liegt, wo die Arbeiten ausgeführt wurden. Wohl vernahmen wir ein Geräusch im Gebüsch der Insel, achteten aber nicht darauf. Plötzlich zeigten sich zwei Böte und eilten rasch auf uns los. Wir machten schon Anstalten, sie mit den kleinen Handminen, welche Skrydlow für den Fall eines Handgemenges hergestellt hatte, zu empfangen, als die vermeintlichen Feinde sich als Kosaken entpuppten, die zur Deckung der Arbeiten vor uns die Insel erreicht hatten. Es war das ein Werk Skobelew's und, offen gesagt, brachte es nicht den geringsten Nutzen.

Von Rustschuk her begann ein türkischer Dampfer auf unsere Flottille zu schießen, ohne ihr irgend welchen Schaden zuzufügen. „Nikolai Larionowitsch," sage ich zu Skrydlow, „warum greifst Du ihn nicht an?" — „Warum ihn rühren, wenn er nicht in die Nähe kommt und seine Schüsse keinen Schaden thun?" Der Dampfer dampfte bald davon, wahrscheinlich um Unterstützung zu holen. Da eilt das Minenboot Nowikows auf uns zu. „Nikolai Larionowitsch, warum attaquirten Sie nicht den Monitor?" — „Das ist kein Monitor, sondern ein Dampfer; ich glaubte, Sie hätten einen Angriff nur für den Fall befohlen, daß er herankommt." — „Ich befahl Ihnen in jedem Fall anzugreifen; haben Sie die Güte." — „Zu Befehl . . ." Nowikow kehrte wieder zu den Arbeiten zurück. „Nun, Bruder", sage ich zu Skrydlow, „gieb mal Acht, wenn die Minen schlecht gelegt werden, bist Du der Sündenbock; durch Deine Schuld, wird man sagen, sei es mißlungen." — „Jetzt greife ich an, der Befehl ist jetzt klar und deutlich . . ."

Skrydlow befahl, Alles bereit zu machen. Er stellte sich vorne, um das Steuer und die vordere Mine beobachten zu können, mir übergab er die schwimmende Hintermine, über deren Handhabung er mich schon vorher instruirt hatte. Auf mein Commando „Los!" sollte es geworfen sein.

Damit die Leute munterer seien, befahl er ihnen, sich zu waschen. „Willst Du Dich nicht waschen?" fragte er mich. — „Ist schon geschehen." — „Du hast ja gar keine Seife." Es war nichts zu machen, ich mußte mich nochmals mit Seife waschen.

Wir legten Alle Korkgürtel an für den Fall, daß die „Schutka" in die Luft fliegen und wir ins Wasser fallen sollten, was übrigens die

wahrscheinlichste Folge der Explosion sein konnte. Wir aßen ein wenig vom Huhn, nahmen einen Schluck Xeres und dann legte sich mein Freund nieder, um zu schlummern, und bei Gott! seine eisernen Nerven ließen ihn wirklich einschlafen.

Ich schlief nicht, stand am Hintertheil, auf das eiserne Schutzdach gestützt, welches die Maschine deckt und blickte auf den Strom nach Rustschuk. „Er kommt!" rief einer der Matrosen leise. Und richtig, zwischen dem türkischen Ufer und den hohen Bäumen der kleinen Insel, welche das Fahrwasser der Donau verdeckte, stieg Rauch auf, der sich uns schnell näherte.

„Nikolai Larionowitsch, steh' auf, er kommt!" Skrydlow sprang auf: „Abstoßen! Vorwärts! Mit voller Kraft!" Wir flogen schnell dahin. Das türkische Fahrzeug war noch nicht sichtbar. „Nikolai Larionowitsch", rief ich ihm abermals zu, „ein wenig langsamer, damit wir ihm näher hierher begegnen, sonst stoßen wir auf das türkische Ufer!" — „Nichts davon, Bruder, Du hast gehört, jetzt ginge ich selbst bis nach Rustschuk!" — „Nun vorwärts . . ."

Der Dampfer kam heran; im Vergleich mit der „Schutka" schien er mir ungeheuer groß. Skrydlow steuerte auf ihn los und mit der Schnelligkeit einer Locomotive eilten wir auf ihn zu.

Welch eine Verwirrung nicht nur auf dem Schiff, sondern auch am Ufer! Sie errieten jedenfalls, daß die kleine Nußschale dem Dampfer Verderben bringt. Die Schützen und Tscherkessen am Ufer stürzten sich kopfüber zum Wasser, um aus möglichster Nähe ihre Schüsse abzufeuern. Es regnete förmlich Blei auf uns nieder, das ganze Ufer war in dichten Rauch gehüllt. Auf dem Deck des Dampfers liefen die Leute in großer Bestürzung hin und her. Wir sahen, wie die Offiziere zum Steuer stürzten, das Schiff zum Ufer wandten und gleichzeitig tractirten sie uns mit solchen Geschossen, daß die arme „Schutka" springend ihren Lauf fortsetzte.

„Nun sitzt Du drin," dachte ich in meinem Sinne, „und kommst lebend nicht davon." Ich zog die Stiefel aus und rieth Skrydlow, das Gleiche zu thun. Die Matrosen folgten unserem Beispiel.

Ich blickte nun um mich: keines der Minenböte folgte uns. Es hieß, ihnen sei ein Malheur an der Maschine passirt.

So oder so, die „Schutka" war allein, mutterseelenallein und das

Geschwader weit hinter uns. Das Feuer wurde unerträglich, die Kugeln machten Alles erzittern und die Geschosse schüttelten Alles durcheinander. Das Boot hatte schon mehrere ernstliche Lecke und eines am Hintertheil in der Nähe der Stelle, wo ich stand, fast auf der Wasserlinie; das eiserne Schutzdach unserer Maschine war ebenfalls durchgeschlagen. Die Matrosen versteckten sich auf dem Boden der Schaluppe und legten auf sich, was ihnen gerade in die Hand kam, so daß keiner von ihnen zu sehen war, ausgenommen ein Theil des Gesichtes eines Mineurs, welcher zum Schutz ein Ankerzeichen vorhielt, im Uebrigen aber unbeweglich wie ein Götze war. Nun waren wir ganz in der Nähe des Dampfers. Das Gekrach und der Lärm der in die „Schutka" einschlagenden Kugeln und Geschosse wurde immer ärger.

Plötzlich sehe ich, wie Skrydlow, der am Steuer saß, sich zusammenzieht — ihn traf eine Kugel, gleich darauf eine zweite. Unser Mechaniker, ganz bleich, hatte die Mütze abgenommen und betete, doch dann ermannte er sich und rief, die Uhr hervorziehend, bevor der Schlag geführt wurde, Skrydlow zu: „Nikolai Larionowitsch, acht Uhr fünf Minuten!"

Trotz der Gefahr beobachtete ich neugierig die Türken auf dem Dampfer, als wir dicht an ihn herankamen. Wie versteinert standen sie da, mit erhobenen und ausgestreckten Händen, den Kopf zu uns heruntergebeugt.

Im letzten Moment wurde unserem Steuermanne Angst, er steuerte rechts und die Strömung entfernte uns von dem Dampfer. Skrydlow packte ihn: „Nach links oder Du bist des Todes!" und griff selbst nach dem Steuer. Die „Schutka" machte Kehrt, legte langsam an den Bord des Dampfers und stieß ihn mit der Stange. In diesem Moment herrschte tiefste Stille, sowohl bei uns wie beim Feinde, Alles erstarb in Erwartung der Explosion.

„Gesprengt?" fragte mich der wie ein Kringel zusammengebogene Mineur.
„Noch nicht," antwortete ich ihm halblaut.

„Los!" ertönte abermals das Commando Skrydlows und wiederum erfolgte keine Explosion.

Unterdessen hatte uns die Strömung erfaßt, und mit unserer zerbrochenen Vorderstange verwickelten wir uns in das Seil des Dampfers. Die Türken kamen zu sich und schossen vom Dampfer und vom Ufer aus noch

ärger als vorher. Nachdem die Stange auf Befehl Skrydlows abgehauen war, kamen wir endlich los. Der Dampfer kehrte sich seitwärts und begann dermaßen zu schaukeln, daß die arg zugerichtete „Schutka" sich mit Wasser zu füllen anfing; zu diesem Unglück kam noch hinzu, daß die Maschine immer langsamer arbeitete und wir nur Dank der Strömung vorwärts kamen.

In der Voraussetzung, daß wir im nächsten Moment zu Grunde gehen, stand ich aufrecht und hatte den einen Fuß auf den Bord gesetzt. Da ertönte ein starkes Gekrach über mir, ein Schlag an die Hüfte, ein Schlag, als rührte er von einem Beil her. Kopfüber stürzte ich nieder, stand aber sofort wieder auf.

* * *

Die Strömung führte uns sehr nahe dem türkischen Ufer fort, von wo die Türken nun in nächster Nähe schossen. Ein wahres Wunder, daß sie uns nicht Alle tödteten! Sie liefen hinter uns her und schossen und schimpften, wie wir ganz gut hörten, noch obendrein. Ich versuchte mit einigen Schüssen zu antworten, gab es aber bald auf, weil ich die Nutzlosigkeit dieses Beginnens einsah.

Die Strömung führte uns ziemlich weit fort. Uns im Rücken blieb eine Reihe von Kauffahrteischiffen, welche zwischen dem Ufer und der kleinen Insel im rechten Flußarm ankerten. Zur linken Seite dehnt sich noch immer dieselbe Insel mit den großen vielverzweigten Weiden; der Flußarm ist an dieser Stelle sehr schmal. Der Dampfer verfolgte uns nicht, doch von der Festung her eilte ein Monitor mit vollem Dampf auf uns zu; der Dampfer hatte ihn wahrscheinlich zu Hilfe gerufen.

„Nikolai Larionowitsch!" rief ich so laut wie möglich, denn die Schüsse übertönten die Stimme. „Nikolai Larionowitsch, siehst Du den Monitor?" — „Gewiß." — „Was gedenkst Du zu thun?" — „Ich werde ihn mit Deiner Mine angreifen, mache sie bereit!"

Ein Angriff war für uns, die halb ertrunken und vom Strome fortgetragen wurden, ein schweres Ding, doch uns blieb kein anderer Ausweg. Der Monitor kam heran und feuerte zwei Schüsse auf uns ab. Der Strick, welcher die Mine hielt, war durchschnitten, ich befahl dem Mineur sich bereit zu halten, um sie zu werfen. Da plötzlich kam uns zu unserem Glück

vom Ende der linken Insel der Flußarm zu Gesicht und mit Aufgebot der letzten Kräfte unserer Maschine entkamen wir.

Erst hier athmeten wir frei auf. Große Schiffe konnten uns nicht mehr folgen und der Monitor mußte sich begnügen, uns einen Schuß nachzuschicken.

Skrydlow.

Da die „Schutka" immer tiefer ging, befahl Skrydlow, den Leck mit Segeltuch zu verstopfen, und so konnten wir hoffen, wohlbehalten nach Hause zu kommen.

* * *

Durch die kleine Insel geschützt, betrachteten wir nun unseren Schaden näher. Die „Schutka" war vollständig zusammengeschossen und schien nicht mehr brauchbar; nicht nur oberhalb, sondern auch unterhalb der Wasserlinie war sie durchschossen; wir warfen mehrere Handvoll Blei, das auf uns abgeschossen war, aus dem Boot. Skrydlow hatte zwei Wunden an den Beinen und war an der Hand contusionirt, ich war am Weichtheil der Hüfte verwundet. Als ich mich nach dem Schlage erhob, stand ich die ganze Zeit über zwar aufrecht, fühlte jedoch ein gewisses Unbehagen im rechten Bein und begann die schmerzhafte Stelle zu betasten; die Beinkleider waren auf

zwei Stellen durchlöchert und mein Finger drang ungehindert ins Fleisch. Hoho! bin ich gar verwundet? So war es in der That, meine ganze Hand war blutig. Also so ist es mit einer Verwundung! Wie das einfach ist! Ich hatte immer geglaubt, daß es viel complicirter sei! Die Kugel oder die Kartätsche schlug auf den Boden der Schaluppe und verletzte mir beim Zurückprallen den Hüftmuskel dicht am Knochen. Wäre dieser getroffen, der Tod wäre gewiß.

Von den Matrosen war Niemand verwundet. Kurioser Weise stellte sich nun heraus, daß das furchtbare Feuer die Leitungsdrähte zerrissen hatte und dadurch das Explodiren der Mine verhindert wurde. „Ew. Wohlgeboren," meldete der Mineur Skrydlow, „die Leitungsdrähte sind zerrissen." „Unmöglich!" „Es ist so, sehen Sie gefälligst selbst." Skrydlow war dadurch nicht wenig erfreut, denn nun konnte der Vorwurf der Unkenntniß, der Ungewandtheit oder gar der Fahrlässigkeit, wessen ihn die Freunde gewiß beschuldigt hätten, nicht erhoben werden. Als wir uns vom Dampfer entfernten, jammerte Skrydlow nur darüber, daß die zerbrochene Stange und Mangel an Dampf eine Wiederholung der Attaque mit der Vordermine nicht gestatte. Allerdings liefen wir damals direct auf den Monitor zu und uns blieb noch die Attaque mit der Hintermine übrig, doch dieses Vergnügen schien ihm weit weniger interessant. Mein Freund raufte sich die Haare und schrie mit so verzweifelter Stimme, daß es einen wirklich jammerte. So viel Arbeit, Mühe und Vorbereitung und Alles umsonst! „Hör' doch auf," rief ich ihm zu, „was soll diese Verzweiflung? Zwar ein Mißerfolg, aber nicht Unkenntniß." Doch als mein Nikolai Larionowitsch erfuhr, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine Explosion nicht erfolgen konnte, wurde er heiterer und sein Kummer schwand.

Es blieb nur noch die Frage zu entscheiden übrig, warum das zweite Minenboot uns bei der Attaque nicht folgte. Wir fanden keine Antwort darauf. Man muß annehmen, daß dieser Angriff eines feindlichen Schiffes mit einem Minenboot der erste und letzte war. Uebrigens war das Resultat ein befriedigendes, denn der Dampfer wie der Monitor machten Kehrt. Der Zweck des Angriffes war somit erreicht.

* * *

Ich erlaube mir hier einige Worte über Volontäre zu sagen, die, wie ein Specialist in Kronstadt sich äußerte, im Kampf nur hindern. Ich glaube gerade das Gegentheil. Wenn ein Volontär die Disciplin und die Sache kennt, um welche es sich handelt, so wird er selbstverständlich nicht nur tapfer, sondern, was sehr wichtig ist, auch kaltblütig sein. Als es z. B. die untere Mine vorzubereiten galt, wurde der Mineur dermaßen zaghaft, daß er bewußtlos sich hin und her drehte, als suche er etwas; ich zog mein Messer, um den Strick zu durchschneiden. Ein anderer Mineur schien ebenfalls vor dem Angriffe nicht ganz bewußt zu handeln, denn ohne jegliche Nothwendigkeit rührte er die Leitung, welche der Mine den Strom zuführt, schon in großer Entfernung von dem Feinde und der schon erwähnte Steuermann steuerte in der Angst nach einer falschen Richtung und wandte sich außerdem bittend an Skrydlow: „Ist es nicht möglich, vorüberzugehen!" Alle diese Beispiele scheinen mir zu beweisen, daß ein Matrose oder ein Soldat, vorwärts zu gehen gezwungen, das nicht mit gleichem Bewußtsein und mit Besonnenheit thut, wie der Volontär, der vorwärts zu gehen wünscht.

Nachdem wir unser Asyl verlassen hatten, begab sich Skrydlow zu Nowikow, um ihm zu rapportiren. Alle Offiziere standen am Ufer. Sie schienen nicht zu wissen, was mit uns passirt war, denn die Insel hatte uns während der Attaque ihren Blicken entzogen.

„In die Luft gesprengt?" riefen sie uns entgegen. „Nein," antwortete Skrydlow, „das Feuer war allzu stark und zerriß die Leitungsdrähte. Ich und Wassili Wassiljewitsch sind verwundet." Allgemeines Stillschweigen, aus welchem Mißbilligung hervorklang, nur der gute Nowikow warf Skrydlow einen Handkuß zu und dankte ihm für den ungleichen Kampf.

Unsere Leute erholten sich, frühstückten und machten sich auf, weiter zu ziehen. Man zog uns auf das rumänische Ufer, aus Rudern wurde eine Bahre hergestellt und Skrydlow darauf gelegt; ich ging zu Fuß. In der Erregung fühlte ich weder Schmerz noch Müdigkeit, doch als wir eine Werst zurückgelegt hatten, hing ich fast auf den Schultern der mich stützenden Matrosen. Am Ufer begegneten wir Skobelew und Strukow, welche der Minenlegung aus der Ferne zugesehen hatten. Skobelew, der uns umarmte und küßte, rief aus: „Was für tapfere Kerle, tapfere Kerle!" Dieser Tapfere der Tapfersten war offenbar neidisch, daß er nicht verwundet war. Man brachte

uns in das Dorf Parapan, wo wir in dem Hause eines Gutsbesitzers einlogirt wurden; es war dasselbe, wo Wulfert wohnte und ich die Bekanntschaft Dragomirows gemacht hatte.

Bald sprengte aus Giurjewo eine berittene Batterie heran und protzte schon gegenüber der Stelle ab, wo die Seeleute ausruhten; Strukow benachrichtigte die Flottille noch zur rechten Zeit und sie konnte sich stromaufwärts davon machen, um eine neue Reihe Minen zu legen. Die Batterie schoß auf Böte und Sachen, welche die Minenböte unvorsichtiger Weise hingeworfen hatten und machte auch Miene, unser Haus zu bombardiren. Bei dieser Gelegenheit brachte ich die anwesenden Offiziere ohne jede Absicht zum Lachen. Man schlug uns nämlich vor, in ein Bauernhaus weiter im Dorf überzusiedeln, damit wir nicht erschossen würden. Skrydlow war einverstanden, doch ich sträubte mich, weil, was mir auch noch jetzt begründet scheint, der Aufenthalt im Bauernhause Flohstiche in Aussicht stellte.

2.

Der Uebergang über den Balkan. Skobelew. 1877—1878.

Um mich Skobelews Detachement anzuschließen, verließ ich Plewna. In Bogot, wo der Sitz des Hauptquartiers war, bat ich, mich dem Obercommandirenden zu melden, welcher mich auch sofort in liebenswürdigster Weise empfing. Im Laufe unseres Gesprächs entwarf ich ihm das Profil der türkischen Befestigungen bei Schandornik auf der Chaussee von Sofia und ein ungefähres Bild von unseren Positionen. Der Großfürst war ziemlich aufgeregt, weil Gurko gerade an dem Tage dort von den Bergen herabsteigen mußte. „Ach, wenn es nur gelänge, wenn es nur gelänge!" wiederholte Großfürst Nikolaus, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er seine Befürchtungen verscheuchen. Ich versicherte ihm, zu Befürchtungen sei gar kein Anlaß vorhanden, die Truppen Gurkos würden entschieden ohne jeden Zwischenfall die Berge verlassen. „Dann auf Wiedersehen — dort," setzte er hinzu, die Hand in die Richtung des Balkan ausstreckend.

Der späten Tageszeit wegen war im Hauptquartier nichts Eßbares mehr aufzutreiben, so daß ich meinen Hunger im Zelt eines Marketenders stillen mußte. Es war schon recht spät, als ich mich auf meinem langbeinigen kaukasischen Roß auf den Weg nach Lowtscha machte.

Zu meinem großen Leidwesen mußte ich mir bald gestehen, daß mein neues, unlängst erstandenes Pferd nichts tauge. Es ging weder im Schritt, noch im Trab, noch im Galopp. „Pferdekäufe beim Fürsten O* sind in Zukunft zu unterlassen," sagte ich mir, denn er hatte mir einen erschöpften Gaul verkauft.

In einem türkischen Dorfe, fünf Werst von Lowtscha, machte ich Halt, um da zu nächtigen. Als ich in einem der Häuser Einlaß begehrte, lief ein Soldat auf mich zu. „Ew. Hochwohlgeboren," rief er, „klopfen Sie gefälligst nicht, wir sind hier, um Quartiere anzuweisen!" „So zeige mir schnell eines!" Ich wurde irgendwo am Ende des Dorfes einquartiert, doch die Hütte war rein. Man schaffte mir ein Huhn und für mein Pferd Heu und sogar Hafer, was in einem bulgarischen Dorfe schwerlich zu erlangen gewesen wäre. In den bulgarischen Dörfern machten und nahmen wir, was wir wollten, wovor die türkischen durch die Militärobrigkeiten geschützt waren. Das Privilegium der Freundschaft und Brüderlichkeit war, wie man sieht, für die Bulgaren nicht eben sehr vortheilhaft.

Mein Aufenthalt in Lowtscha dauerte nicht lange. Am Morgen traf ich dort ein und am Abend desselben Tages verließ ich es. Die Stadt liegt in einem durch das steile Ufer der Osma und umliegende Höhen geschützten Thal und ist durch Forts derart vertheidigt, daß sie, wäre nicht Skobelew gewesen, schwerlich in unsere Hände gefallen wäre. Blutig genug war der auf Lowtscha unternommene Sturm: die Todten füllten buchstäblich die Gräben, erzählte mir mein Bruder Alexander. An diesem Tage, äußerte er zu mir, setzte ihn die Selbstbeherrschung Skobelews in das höchste Erstaunen. Mein Bruder erzählte unter Anderem Folgendes: „Skobelew ertheilte mir die Ordre, ein Bataillon an einen bestimmten Punkt zu führen. Wir marschirten, so lange Gebäude in der Nähe waren; auf offenem Terrain weiter zu gehen, war gänzlich unmöglich. Wer sich dort zeigte, stürzte todt oder verwundet zu Boden. Ich stieg vom Pferde und brachte das Bataillon, weil das Weitermarschiren es ins Verderben führen hieße, zum

Stehen. „Doch was sehe ich in eben dem Moment! Durch die todbrohende Gegend, von Kugeln und Granaten umsaust, reitet ruhig und im Schritt Skobelew. Als ich das sah, machte ich mir meiner Feigheit wegen bittere Vorwürfe.“.....

M. D. Skobelew.

Als ich Lowtscha verließ, stieß ich auf den trunkenen Kutscher des Obercommandirenden. Der angeheiterte Rosselenker lärmte und krakehlte jeden Einzelnen auf der großen Straße an Auf mein Ersuchen, die Straße frei zu geben, antwortete er mit Schimpfreden. Da holte ich mit der Peitsche aus und versetzte ihm einen Hieb. Das wirkte, doch drohte mir der Trunkene mit einer Beschwerde beim Großfürsten, zu welcher ich ihm auch rieth, damit der Großfürst, von seiner schlechten Führung in Kenntniß gesetzt, ihn fortjage.

* * *

Ich gelangte nach der Stadt Selvi, wohin mein Bruder gleich nach dem Donauübergang geschickt worden war. Die Baschibozuks hatten gedroht, die Stadt zu plündern und anzuzünden, worauf die in Angst gesetzten Bewohner eine Deputation zum Großfürsten sandten, um ihn um Rettung zu bitten.

Mein Bruder, der seine Brigade zur Recognoscirung abgeschickt hatte, war gerade bei der Hand und der Großfürst sandte ihn mit seiner halben Sotnie kaukasischer Kosaken gegen die Türken. Die ihm gewordene Aufgabe erfüllte er leicht. Die Einwohner der Stadt überreichten ihm dafür ein sehr curioses Dankschreiben, welches seine Heldenthaten aufzählt und dergleichen. Bei meiner Anwesenheit in Selvi hatte ich auf dem dortigen Bazar Gelegenheit zu erfahren, daß sein Name sehr populär war. Bei einem Einkauf genügte es, die Zustellung der gekauften Gegenstände „an Alexander" zu verlangen, die Händler wußten sofort, wer gemeint war; die ganze Stadt wußte eben, daß der Retter Selvis wieder da war.

Skobelew kam in Selvi an. Ich traf ihn mit den Chefs der Truppenabtheilungen beschäftigt. Als ich ihm einen Gruß des Großfürsten übergab, bemerkte er: „Radezki will nicht retten gehen, er sagt: Geht, wenn ihr wollt, ich rühre mich nicht von der Stelle. Nun, wir werden gehen und, wenn nöthig, rühmlich sterben." Das war Skobelews Lieblingssprache. Ich hoffte jedoch, daß es nicht dazu kommen werde, denn mir war es weniger darum zu thun, rühmlich zu sterben, als den Uebergang der Truppen über die schneebedeckten Berge zu sehen, wie auch den Anblick der entscheidenden Schlacht zu genießen, welche nun unvermeidlich schien.

Der Plan eines Ueberganges über den Balkan mit Umgehung der Schipka-Positionen war längst von Radezki entworfen, oder richtiger, von seinem Stabschef Dmitrowski. Das Hauptquartier hatte den Plan genehmigt, doch die schlimme Sachlage bei Plewna verhinderte die Ausführung. Plewna war nun gefallen und der bei Seite gelegte Plan wurde wieder aufgenommen. Unter der Leitung der Generale Swjatopolk-Mirski und Skobelew wurden zwei Umgehungs-Colonnen ausgerüstet, Radezki erhielt dementsprechende Befehle. Radezki erschrak. „Diesen Plan," lautete seine Antwort, „brachte ich allerdings in Vorschlag, aber zu einer Zeit, wo es auf den Bergen keinen Schnee gab. Jetzt ist der Plan unausführbar."

Dmitrowski zeigte eine besonders große Erregung, seiner Ansicht nach drohte den Colonnen unvermeidlicher Tod in den Schneehaufen und durch die Schneeverwehungen. Der Großfürst blieb aber bei seiner Absicht und die Colonnen Skobelews und Swjatopolk-Mirskis wurden abgesandt. Als Radezki seine Einwände unbeachtet sah, wusch er seine Hände in Unschuld . . „Mögen sie nur gehen," sagte er, „ich rühre mich nicht, denn ich bin nicht wahnsinnig."

* * *

Skobelew und seinem Stabschef Kuropatkin machte die Beschaffung der für die Abtheilung nöthigen Transportmittel nicht geringe Sorgen. Ueberlegt und vorsorglich, wie Skobelew war, hatte er für seine 16. Division Sättel und alles Nöthige schon längst vorbereitet und nach Selvi und Tirnowo schaffen lassen. Doch vor ihm passirte durch diese Orte die Abtheilung Swjatopolk-Mirskis, welcher diese Vorräthe ohne Weiteres in Beschlag nahm. Es mußte also nochmals Alles beschafft werden. Kuropatkin eilte nach Tirnowo; mit Unterstützung des Gouverneurs Stcherbinski gelang es ihm, das Nöthige in wenigen Tagen zu erlangen.

Bald rückten wir gen Gabrowo. Durch Selvi sollte das Hauptquartier durchziehen. In Gabrowo herrschte ein reges Leben, Alles war dort in Bewegung. An Skobelews Mittagstafel erschienen neue Gesichter, die Chefs seines Detachements, einige, z. B. ein Oberst von den Schützen, sehr originell. Skobelew führte uns unter Anderem zu Gemüthe, während des Ueberganges über den Balkan werde er keine Tafel halten, eine uns nicht besonders angenehme Nachricht. Ich für meine Person hatte übrigens einen kleinen Vorrath an Conserven und alles für die Küche Nöthige.

Auf den Straßen ununterbrochene Bewegung, Lärm und Gedränge! Eine enorme Masse von Menschen jeder Art wälzte sich ohne Unterlaß durch die Gassen. Es ist eigentlich ein Wunder, daß Spione da nicht mit unterliefen, welche die vorbereitete Umgehung der türkischen Positionen dem Feinde verrathen konnten. Die Türken wurden überrascht; es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, daß ihnen in einer solchen Jahreszeit von der Flanke Gefahr drohen könne.

Mit X**, dem Ordonnanzoffizier Skobelews, hatte ich einen Ritt zu einigen seiner bulgarischen Bekannten gemacht. Bei der Rückkehr treffe ich den General auf dem Platze. „Ich suche mir ein Pferd," rief er mir zu, indem er meinen Paßgänger lobte. „Nehmen Sie ihn . . ." „Nein, ich danke," erwiderte Skobelew, „ich brauche durchaus einen Schimmel. Giebt's nicht einen Schimmel?" „Ein Schimmel ist wohl da," sagte ich, „doch ist er klein und kaum fähig, Sie zu tragen." Bei den Dragonern fand er ein schönes weißes Roß. Später auf einem Ritt zum Schipka, wo ich alte Bekannte besuchen wollte, traf ich den von dort im Galopp durch tiefen Schnee zurückreitenden Skobelew. „Das neue Pferd," dachte ich mir, „wird nicht lange vorhalten."

Skobelew hatte nochmals Radezki gesprochen, von ihm Ordres erhalten, und nochmals aus seinem Munde gehört, daß er nicht von der Stelle gehen werde. Als ich am Abend desselben Tages meinen alten turkestan'schen Bekannten, den General Dmitrowski, in Gabrowo besuchte, fand ich ihn in sehr erregter Stimmung. Mit einem Winterfeldzug konnte er sich nun mal nicht befreunden und bis in die späte Nacht hinein sprach er über die Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen, Thorheit des Vormarsches.

Skobelew dagegen war von einem glücklichen Ausgang der Unternehmung überzeugt. Als er nach dem Dorfe Temenli aufbrach, waren die Truppen schon über diesen Ort hinaus.

* * *

Mein Kosak Kurbatow war selbstverständlich zum Abmarsch nicht fertig und ich unvorsichtig genug, ihn auf seine Bitte bis zum folgenden Tage zurückzulassen. Er sollte mich einholen, doch zu meinem nicht geringen Aerger vergingen mehrere Tage und von meinem Kosaken keine Spur. Es fehlte mir dieses und jenes unterwegs, ich war daher froh, als ich Temenli erreichte. Die Nacht war hereingebrochen. Meine Hoffnung, irgendwo ein Nachtlager zu finden, mußte ich bald aufgeben, denn schon seit dem Morgen war jeder bewohnte Raum im Dorf dicht angefüllt. Ich drängte mich bei Skobelew ein, doch der hatte sich schon zur Ruhe begeben und lag im tiefen Schlaf, der ihn gewöhnlich vor dem Beginn irgend einer wichtigen Unternehmung befällt. Ich bemühte mich vergebens, diesen Schlaf mit Skobelews Nervosität in Uebereinstimmung zu bringen.

Bei dem Oberarzt der Abtheilung, den ich, wenn ich mich recht erinnere, auf einem der Verbandplätze bei Plewna kennen gelernt hatte, kam ich noch zu einem Glase Thee. Meine Nachtruhe hielt ich auf der Diele einer Hütte; meine Schlafgenossen daselbst kannte ich nicht Am folgenden Morgen war mein Kosak mit den Sachen noch immer nicht da. Ich gab mir das Wort, ihn nie mehr zurückzulassen.

In langen Linien zogen die Truppen schon die Berge hinan. Durch die Reihen der Soldaten zu Skobelew zu gelangen, war schwierig, man hätte sich an den Bajonetten spießen können. Die Sappeure hatten hier fast 24 Stunden vorher den Schnee weggeschaufelt, doch war noch genug Schnee auf dem Wege, zu dessen Seiten gleich Mauern Schneehaufen von Manneshöhe lagen. Den Weg zu verlassen, war somit unmöglich. Die Soldaten marschirten unter Lachen und Scherzen. „Die Bajonette in die Höhe, Bajonette weg," schrieen sie reihenweise, wenn ein Reiter sich zeigte, „sonst sticht er sich die Augen aus!" Man mußte geradezu auf dem Sattel Gymnastik treiben, um nicht mit den Bajonetten der bergan steigenden Soldaten in Berührung zu kommen oder mit den Knieen an die Munition zu stoßen. Mein Knie schlug ich mir übrigens tüchtig wund.

Am schwersten gestaltete sich der Weg der an der Tete mit Führern marschirenden Sotnie der Uralkosaken; sie wateten durch die Schneemassen und die Pferde versanken häufig ganz und gar. Das Commando über sie führte der Sotnik Kirilin, den ich von Turkestan her kenne. Den Kosaken folgten die schon erwähnten Sappeure in der Stärke einer Compagnie, unter dem Befehl Laskowskis, des Adjutanten des Obercommandirenden.

An einer Stelle des Weges bot sich uns ein trauriger Anblick dar. Eine Gruppe Musikanten, welche auf einem Schneehügel abseits vom Wege ausruhte, drängte sich vor Kälte zitternd aneinander. Die Instrumente in Futteralen, einige von kolossalen Dimensionen, lagen ringsum im Schnee! Arme Musikanten!

* * *

Wir machten ziemlich früh Halt auf einer hohen Ebene gegenüber den „Markussäulen" genannten Bergen. Unter Bäumen wurde rechts im Schnee ein Ruheplatz für Skobelew hergerichtet; ganz in der Nähe, ziemlich dicht am Wege, war unser Lagerplatz. Ein kleiner Vorrath von Conserven,

Kaffee und Chocolade wurde gleich hervorgeholt und sofort consumirt, da sonst Niemand etwas bei sich hatte. Die Pferde fütterten wir auch mit Conserven, aber ihnen schienen sie wenig zu munden. Rund um den Platz lagerten sich auch die Truppen; überall flammten Feuer auf; obwohl der Schein dieser Feuer uns hätte den Türken verrathen können, so meinte Skobelew doch, daß es besser sei, Menschen zu Feinden zu haben, als den Frost, der recht bedeutend war. Es war ein großes Glück für das Detachement, daß es keinen Schneesturm, nicht einmal Wind gab. Zudem muß auch gesagt werden, daß Skobelews Vorsorge sich über Alles erstreckte: alle Soldaten hatten Bauchbinden und auf den Füßen mit Talg durchtränkte Fußlappen; ein jeder Soldat hatte ferner Thee und gekochtes Fleisch bei sich. Endlich war, um die Gefahr des Erfrierens abzuwehren, der Befehl gegeben worden, daß die Soldaten einander nicht schlafen lassen sollten.

Ich bedeckte mich mit Allem, was ich hatte, mit dem Filzmantel, einer Decke, einem Halbpelz und fühlte doch, daß ich, obwohl ich dicht am Feuer lag, zu erstarren begann; so sehr ich mich auch krümmte und wand, es half nichts, ich mußte der Hoffnung auf Schlaf entsagen; ich erhob mich, rauchte eine Cigarre an und erwartete am Feuer den kommenden Morgen.

Ein Theil der Truppen setzte den Weg noch in der Nacht fort, und mit dem ersten Morgengrauen folgten ihnen auch wir. Ich entwarf gerade eine Skizze der im Schnee auf Seiten der türkischen Positionen gezogenen Laufgräben, als Skobelew uns überholte, und auch auf diesem Wege im Galopp vorbeiritt.

Man kann sich das Erstaunen der Türken denken, als wir aus den Wäldern auf den offenen, ihnen zugewandten Abhang der Berge heraustraten. Sie versuchten ein paar Schüsse auf uns abzufeuern, konnten uns jedoch nicht schaden, da die Kugeln ihrer Geschosse uns nicht erreichten.

Alle Positionen, sowohl die türkischen, als auch die unsrigen, waren von hier klar sichtbar. Man sah den St. Nikolaus-Berg, auf welchem unsere braven Soldaten mit Ungeduld auf das Resultat unseres Marsches zur Umgehung der türkischen Positionen warteten, denn es mußte ihnen die Erlösung bringen von dem langwierigen Aufenthalt in den schneeigen Erdhütten des Schipka-Passes. Da ist die türkische Position auf dem sogenannten Kahlen Berge: die Türken stehen in großen Gruppen zusammen

Tranchee auf dem Schipka.

und sprechen wohl davon, was das Schicksal ihnen bereitete. Unsern Marsch zu hindern, sind sie jetzt nicht mehr im Stande, an einen Ueberfall in der Flanke ist auf diesem Schnee gar nicht zu denken — das wäre wenig türkisch, da die Türken den Schnee nicht lieben. Sie hätten unser Herabsteigen hindern können, aber wir waren nun schon im Herabsteigen begriffen.

Oben, wo der Weg sich zu senken begann, standen zwei hohe Berge zu beiden Seiten des Weges. Als alter Militär bemerkte ich sogleich zu Kuropatkin, daß diese beiden Anhöhen sofort stark besetzt werden müßten. — „Was sagen Sie?" fragte Skobelew, vor uns reitend. — Ich sagte, daß diese beiden Anhöhen, da sie den Abstieg beherrschen, für alle Fälle besetzt werden müssen. — „Ja, ja! Alexei Nikolajewitsch" — wandte er sich zu Kuropatkin — „das ist richtig, lassen Sie die Höhen gleich besetzen und die Leute sich verschanzen!" — „Zu Befehl!" — antwortete der Oberst nicht ohne ein gewisses Unbehagen — die Militärs lieben es nicht, den Rath eines Civilisten zu vernehmen, obwohl ich vielleicht mit größerem Recht mich einen Militär hätte nennen können, als die Mehrzahl der Offiziere des Detachements. Skobelew war übrigens über dergleichen immer erhaben und war stets bereit, einem vernünftigen Rath zu folgen, mag er gekommen sein, von wo er wolle.

Oberst Kuropatkin ist unzweifelhaft einer der besten Offiziere der Armee; klein und nicht sehr hübsch von Gestalt, aber klug und kaltblütig, war er in vielen Zügen seinem Charakter nach Skobelew, der ihn sehr hoch schätzte, obwohl er sich mit ihm immer im Streit befand, durchaus entgegengesetzt. Bei solchen Disputationen blieb der kalt überlegende Stabschef gewöhnlich mehr im Recht, als der feurige, leicht hinzureißende General; doch betraf dies eigentlich mehr nur Details, untergeordnete Fragen, da Skobelews Blick in Bezug auf das Ganze doch schärfer war. In der Frage der Möglichkeit eines Winterfeldzuges über den Balkan zum Beispiel, einer Frage von großer Wichtigkeit für den Ausgang des Krieges, war Kuropatkin der Meinung von Radezki und Dmitrowski, d. h. war absolut gegen diesen Feldzug, nannte ihn eine verrückte, verderbliche That u. s. w. Skobelew war im Gegentheil für den Feldzug, und war fest überzeugt, daß derselbe ein erfolgreiches Ende haben werde. „Und kommen wir nicht hinüber, so sterben wir ruhmvoll" — wiederholte er sein Lieblingswort.

„Er kennt nur das Eine: sterben wir! sterben wir!" sagte mir einst Kuropatkin noch bei Plewna — „sterben ist wahrhaftig nicht schwer, man muß nur wissen, ob es sich lohnt zu sterben! ..."

Bald kam aus der Avantgarde der Sappeure die Nachricht, daß die Türken vorrückten. Ich sah, wie Skobelew das Blut in die Wangen stieg. Er wandte sich sogleich an die Soldaten mit den Worten: „Ich gratulire Euch, Brüder, die Türken rücken an!" Die Soldaten antworteten mit ihrem: „Wir wollen uns bemühen, Ew. Excellenz!" Der Ordonnanzoffizier Dukmassow wurde mit zwei Compagnien den Sappeuren zu Hilfe geschickt.

Der Abstieg war fast noch schwerer als der Weg nach oben; stellenweise sanken die Pferde bis an den Hals in den Schnee, und wie über alle Maßen dankbar war ich meinem braven Gaul für die verzweifelten Anstrengungen, mit denen er mich aus den Gruben herauszog, ohne je zu straucheln! An manchen Stellen war es jedoch absolut unmöglich zu reiten, man mußte herunterrutschen. Die Soldaten rutschten unter Scherzen und Witzen herunter, als wären sie auf den Feiertags-Eisbergen ihrer Heimath. Ich vermag jetzt nicht mehr zu sagen, wie ich mit meinem Pferde einst auf einer steilen Stelle heruntergekommen; wir sind wohl beide auf einem gewissen Theil des Körpers hinabgerutscht. Die Herstellung eines guten Weges hätte hier natürlich viel Zeit erfordert; andererseits war es über alle Maßen schwer (etwas absolut Unmögliches giebt es in der Welt nicht), die Cavallerie und namentlich die Artillerie herunterzubringen.

Wir befanden uns bereits auf dem Südabhang des Balkans. Skobelew war auf einer der äußersten Anhöhen stehen geblieben und besichtigte lange das Thal des Tundscha und die sich vor uns ausbreitenden türkischen Positionen. Links war der St. Nikolaus-Berg mit Schipka. Die Positionen unserer Truppen zeichneten sich in schwarzer Linie scharf ab. Dort an dem Felsen des Nikolaus-Berges steht die Batterie von Meschersky; dort zeichnete ich die Geschütze und die Umgebung, den Kopf fortwährend bald in die eine, bald in die andere Seite neigend, um den Kugeln, Granaten und Bomben auszuweichen, die von den türkischen Batterien hinter den Bergen massenhaft herübergeflogen kamen. (Die Bomben nannte man auf Schipka Krähen.) Da standen die Trümmer eines türkischen Blockhauses, auf dessen Fenster ich eine Skizze des Tundscha-Thales entwerfen wollte, aber

durch drei Granaten einfach hinausgeworfen wurde. Die erste hatte sich in die Wand gebohrt, die zweite war auf das Dach geflogen und hatte mich mit Sand und allerlei Dingen überschüttet, obwohl ich auf der andern Seite des Hauses saß; das dritte Ungethüm hatte mit unbeschreiblichem Skandal das Dach neben mir durchgeschlagen und eine solche Masse von Erde und Haustrümmern auf mich geworfen, daß ich fortging, ohne mein Bild zu beendigen; die Farben auf meiner Palette hatten eine so tüchtige Dosis fremdartiger Elemente erhalten, daß ich sie wegwerfen mußte. Etwas weiter erhob sich auf dem Berge die runde und Central-Batterie und zwischen ihr sah man die Erdhütten des Minsk'schen Regiments, bei welchem ich bei meinem Freunde N. einige Tage verbrachte. — Weiter folgten überall bekannte Plätze: auf jener Seite des Berges die türkische „Neunwägen"-Batterie, ferner die Batterien: „Krähennest" und „Zuckerhut". Unterhalb der russischen Positionen sah man wieder die türkischen Erdhütten und Batterien. Ganz unten im Thal von den Trümmern des Dorfes Schipka bis zum Dorfe Schenowo zogen sich befestigte Hügel hin, welche das Centrum der türkischen Position bildeten. Rechts war ein dichter Eichenwald, zum Dorfe Schenowo gehörig, der anscheinend gleichfalls stark befestigt war. Noch mehr rechts, d. h. gerade vor unserem Weg, streckte sich die Kette des Kleinen Balkan. Schräg gegenüber lag rechts das Dorf Imetli, nach welchem auch der Paß genannt wird. Ganz rechts endlich zog sich das Tundsha-Thal hin. Dorthin blickte Skobelew zuweilen aufmerksam, da von dort, Gerüchten zufolge, türkische Truppen dem Schipka zu Hilfe kommen sollten.

* * *

Die Truppen machten Halt in der Schlucht, Skobelew aber begab sich wie gewöhnlich voraus, um den Weg zu recognosciren. Er wollte es zu Pferde thun, aber die Türken eröffneten aus naher Entfernung ein so heftiges Feuer, daß er vom Pferde steigen mußte. Mit ihm befanden sich Stabschef Kuropatkin, Graf Keller, ich und einige Kosaken. Die Türken hatten sich auf den, dem Wege nächstgelegenen Felsen festgesetzt und überschütteten uns förmlich mit Geschossen. Die Unseren versuchten sie durch Feuer zu vertreiben, aber die Kugeln aus den schlechten Gewehren System Krenke trugen nicht so weit. Ich machte Halt, um eine Skizze der Gegend

zu entwerfen. Skobelew war etwas vorausgegangen — da sah ich plötzlich, daß Kuropatkin, bleich wie der Tod, von beiden Seiten gestützt, herbeigeführt wird. Er hielt hinter demselben Felsvorsprung, hinter welchem ich zeichnete, an, um Athem zu schöpfen. Eine Kugel hatte ihn am linken Schulterbein getroffen, hatte den Knochen gestreift und war dann durch den Rücken gegangen. Der Arme war ganz zusammengesunken und bat, man möge seine Wunde ansehen und sagen, ob sie tödtlich sei oder nicht. Nun kehrte auch Skobelew zurück und wir schlugen Alle den Rückweg ein. Kuropatkin wurde natürlich getragen.

Ich bin oft in starkem Feuer gewesen, aber einen so mörderischen Kugelregen erlebte ich zum ersten Mal. Selbst das Feuer bei der Minen-Attaque auf der Donau, als unser Boot von den am Ufer befindlichen Türken und Tscherkessen und vom türkischen Schiff aus beschossen wurde, war, wie mir scheint, nicht so stark. Die Türken schossen aus kurzer Entfernung auf uns und eine Kugel jagte die andere, an unseren Ohren vorbeisausend, dort in den Felsen schlagend, hier uns zu Füßen fallend oder ricochassirend. Mein Pferd und dasjenige Skobelews blieben heil, das Pferd meines Bulgaren aber wurde getödtet, und es fielen noch viele Leute und Pferde. Ich ging zur linken Seite Skobelews, und ich gestehe, daß das trommelwirbelartige Geknatter der Flinten und das Sausen der Kugeln beängstigend wirkte. Unwillkürlich mußte man denken: „Gleich wirst du zu Boden geworfen, dann wirst du wissen, was du wissen wolltest, was Krieg bedeutet!" Ich erinnere mich jedoch, daß ich trotzdem es nicht lassen konnte, Skobelew zu beobachten. Ich wollte sehen, ob er sich nicht unwillkürlich unter dem Eindruck der sausenden Kugeln beugen würde — nein, er beugt sich nicht, ganz und gar nicht! Ist nicht eine unwillkürliche Bewegung der Gesichtsmuskeln oder der Hände merklich? — nein, das Antlitz bleibt ruhig und die Hände staken wie immer in den Taschen des Paletots. Ist nicht in seinen Augen eine gewisse Unruhe, die ich auch dann bemerkt hätte, wenn er sie hätte verbergen wollen? — nein, es scheint wenigstens nicht, ein gewisser leidenschaftsloser Blick weist höchstens auf eine tief, tief verborgene innere Aufregung hin. Noch jetzt sehe ich ihn vor mir, wie er seines gewöhnlichen, lässigen Ganges daherschreitet, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, — hol der Teufel, dachte ich, er scheint immer

langsamer zu gehen, thut er's gar absichtlich? — Es war ein wahrhaft hölliſches Getöſe, von allen Seiten fallen die Leute, die Pferde. Kuropatkin, der tapfere Kuropatkin, ſchreit von hinten: „Es laufe, wer heil iſt, wir werden Alle vernichtet!" Graf Keller und noch Jemand ſtürzen voraus, ich, der ich ſchon in manchem Kugelregen geweſen, blieb bei Skobelew. „Nun, Waſſili Waſſiljewitſch," — ſagte mir ſpäter Skobelew, als eine Wendung des Weges uns endlich vor den türkiſchen Kugeln Schutz gewährte, „jetzt wiſſen wir, was Spießruthen laufen heißt!"

Es intereſſirte mich, Skobelews Empfindungen im Angeſicht großer Gefahr kennen zu lernen, und ich fragte ihn ſpäter: „Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie ſich wirklich ſo ſehr an den Krieg gewöhnt, daß Sie keine Gefahr mehr fürchten? ich geſtehe, daß ich innerlich jedes Mal ein wenig erſchrecke, wenn eine Granate neben mir hinfällt oder wenn eine Kugel an der Naſenſpitze vorbeiſauſt." — „Unſinn!" erwiderte er, „man hält mich für tapfer und glaubt, daß ich mich vor nichts fürchte, aber ich geſtehe, daß ich ein Feigling bin. Jedes Mal, ſo oft ich ins Feuer gehe, ſage ich mir, daß es diesmal ein ſchlechtes Ende nehmen wird ... Als mich auf den Grünen Bergen eine Kugel ſtreifte und ich niederfiel, war mein erſter Gedanke: nun, Brüderlein, dein Lied iſt zu Ende! ..." Mir war es angenehm, ſolche Reden zu vernehmen, denn danach kam mir meine eigene Perſönlichkeit weniger furchtſam vor. Nicht, daß ich Tapferkeit beſonders hochgeſtellt hätte, aber jene Feigheit, welche ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, war mir ſchon allzu widerwärtig. Da ich mich jedes Mal, ſo oft ich in ſtarkes Feuer gerieth, recht ungemüthlich fühlte und gewöhnlich fürchtete, daß mich eine Kugel gleich hinſtrecken würde, war ich zufrieden, daß Skobelew dem Tode gleichfalls keineswegs kaltblütig entgegenſieht, aber ſeine Gefühle zu verbergen verſteht. „Ich habe es mir zur Regel gemacht," — ſagte er, — „mich niemals im Feuer niederzubeugen; ſowie man ſich dies einmal erlaubt, wird man weiter fortgeriſſen, als man möchte! ..."

Jetzt bin ich der Meinung, daß es keinen Menſchen giebt, der im Feuer innerlich ruhig wäre.

Kuropatkin wurde verbunden und dann auf einer Tragbahre zurück über den Balkan in das Hoſpital von Gabrowo getragen. Er ſagte uns: „Hört meinen letzten Rath: treibt dieſe Türken, es koſte was es wolle, aus

ihren Positionen rascher hinaus, sonst werden sie unter unseren Truppen furchtbares Unheil anrichten!"

Skobelew befahl, die Position zu stürmen, aber Oberst Panjutin, der diesen Befehl erhalten, bat um die Erlaubniß zu dem Versuch, sie zuerst durch Feuer herauszutreiben. Er hatte ein Bataillon, bewaffnet mit Peabody-Gewehren, die den Türken bei Plewna abgenommen worden waren. Zwei Compagnien überschütteten buchstäblich die Türken mit Kugeln aus solchen Gewehren, und nach einigen Minuten war kein einziger Soldat beim Feinde vorhanden — es wurde kein einziger Schuß mehr abgegeben von türkischer Seite. Ein eclatanterer Beleg dafür, was gute Bewaffnung zu sagen hat, ist mir nicht vorgekommen. Nicht ohne Grund packten unsere Soldaten vor Plewna verzweiflungsvoll ihre schweren, umconstruirten Flinten mit den verdorbenen Schlössern an den Bajonetts und zerschlugen dieselben an Steinen oder an Bäumen, indem sie riefen: „Wenn du keinen Nutzen bringst, so sollst du auch nicht leben!"

Natürlich hat Panjutin mit seinen Flinten vielen Soldaten ihr Leben erhalten, denn der Sturm auf die hinter Felsvorsprüngen festsitzenden Türken wäre nicht ohne große Verluste abgegangen. Wie viele Menschenleben wären auf unserer Seite überhaupt gespart worden, wenn wir zu Beginn des Krieges gute Flinten gehabt hätten, oder wenn man wenigstens mit den bei Plewna abgenommenen Flinten unsere Truppen ausgerüstet hätte — man zählte einige Zehntausende solcher Flinten mit Millionen von Patronen! Es war auch wirklich davon die Rede gewesen, aber, wie ich hörte, schämte man sich, dies zu thun! Wundern muß man sich, wie man sich das einzugestehen geschämt, was die ganze Armee wußte und wovon sie laut sprach: daß nämlich unsere umgemachten Flinten gar nichts werth seien im Vergleich mit den türkischen. So ging unsere Armee auch über den Balkan mit den Krenke'schen Klötzen, während Zehntausende von Peabody-Gewehren haufenweise die ganze Zeit über, während ich in Plewna war, also annähernd zwei Wochen, im Schnee lagen, und ebenso die Kasten mit den Patronen. Diese letzteren lagen auf dem Wege und zu Seiten desselben in einer Entfernung von mehreren Werften in großer Anzahl umher, und Niemand fiel es ein, sie aufzusammeln, so daß sie massenhaft unter den über sie hinfahrenden Lastwagen explodirten.

An dem Halteplatz der Schlucht verabschiedeten wir uns von Kuropatkin — den Armen schleppte man, wie ich schon bemerkt, auf denselben schrecklichen Wegen zurück nach Gabrowo. In Skobelews Auge schien eine Thräne zu erglänzen, aber er ermannte sich rasch. — „Oberst Graf Keller, Sie übernehmen das Amt des Stabschefs?!" — „Zu Befehl, Ew. Excellenz!" — „Da haben wir auch gleich ein Avancement!" — witzelte der sich entfernende Kuropatkin. Seinen Verlust empfanden Alle aufs Tiefste; wie Skobelew sagte, war er ihm unersetzlich!

Auffallend, wie eine Wunde einen Menschen oft mit einem Schlage verändert, zuweilen ohne daß er selbst und die Andern es merken. Man trägt Kuropatkin auf diesen unmöglichen Wegen auf einer Tragbahre über den Paß; fortwährend erhält er natürlich Stöße, wird bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen, zuweilen läßt man ihn wohl auch ganz in den Schnee fallen, so daß seine starken Nerven es nicht mehr zu ertragen vermögen. Ihm entgegen marschirt die Cavallerie, und, mit dem Regiments-Commandeur sprechend, sagt er ihm unter Anderem: „Es ist ein Teufelsweg! Ich weiß nicht, wie Sie hinüberkommen werden." ... Der Regiments-Commandeur vergißt unter dem Eindruck dieser Worte, daß er nicht mit dem Stabschef spricht, sondern mit einem Verwundeten; er läßt sein Regiment halten und sendet Skobelew einen Rapport über die unüberwindlichen Hindernisse, die der Weg bietet — Skobelew aber ärgert sich und ist außer sich, daß die Cavallerie so lange ausbleibt! Natürlich giebt er sogleich den Befehl, um jeden Preis den Marsch fortzusetzen.

Wenn man einen verwundeten Soldaten, der vom Schlachtfeld gebracht wird, danach frägt, wie es dort steht, antwortet er meist: „Schlimm, Euere Hochgeboren. Wir unterliegen, der Feind erdrückt uns, die Uebermacht ist zu groß!" Er unterliegt, er wird erdrückt und ihm scheint schon, daß Alles verloren ist. Es scheint mir, daß es Regel sein müßte: kein Verwundeter, vom Soldaten bis zum Höchstcommandirenden hinauf, dürfte in der Front bleiben, von äußersten Fällen natürlich abgesehen.

* * *

Skobelew war durch die Verwundung Kuropatkins gleichsam aus dem Gleichgewicht gebracht. Mich bei Seite ziehend, fragte er mich beständig: „Was sagen Sie zu meinen Anordnungen, W. W.? Ist Alles gut? Graf Keller ist ein guter Offizier, aber unerfahren; ich bin in Furcht, daß nicht irgend ein Wirrwarr entsteht!" — Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, mir scheine, Alles ginge bis dahin wie sich's gehört von Statten. — „Haben Sie die Höhen besetzt, welche den Paß beherrschen?" — „Ja, die Leute sind bereits abmarschirt." — „Haben Sie ihnen befohlen, sich zu verschanzen?" — „Ja." — „Geben Sie Acht, daß der Befehl ausgeführt wird." — Ich muß jetzt lachen, wenn ich daran denke, daß der wackere Ordonnanzoffizier X*, der mit diesem Befehl abgesandt worden war, Soldaten auf den Höhen erblickend, sie für Türken hielt . . .

Aber Skobelew, so nervös wie er war, konnte sich nicht beruhigen. — „Sie waren bei Gurko, Wassili Wassiljewitsch, sagen Sie mir, Hand auf's Herz, herrschte bei ihm größere Ordnung als bei mir?" — „Das wohl nicht, aber er war ruhiger." — „Ereifere ich mich denn so sehr?" — „O doch ein wenig: sehen Sie, an ein und dieselbe Stelle haben Sie mit demselben Befehl mehrere Ordonnanzen abgeschickt" . . .

Ich erinnere mich noch einer Scene in Plewna, als ich eben aus dem Garde-Detachement zurückgekehrt war; in freundschaftlicher Unterhaltung mit einem Offizier vertheidigte ich Gurko gegen verschiedene ungerechte Angriffe. Skobelew war bei dieser Unterredung zugegen. Gurkos, der fast eine ganze Armee unter sich hatte, unabhängige Stellung ein klein wenig beneidend, bemäkelte er meine Unparteilichkeit und brummte: „Nun, da haben Sie eben einen Anika-Krieger gefunden."

Bald darauf wurde Laskowski, der Adjutant des Obercommandirenden, leicht verwundet.

Der General hatte dem Oberst Panjutin befohlen, die Türken aus den Laufgräben zu werfen, die sie unterhalb des vom Passe herabführenden Weges inne hatten; am Abend nahm General Stoletow das Dorf Imetli. Wir brachten die Nacht in unserer Schlucht um ein Feuer zu, das wir mit den feuchten Zweigen kaum zu unterhalten vermochten. Hier waren Skobelew, Stoletow, Laskowski, ich und die Ordonnanzen Skobelews; ob Graf Keller, der in dieser Nacht viel zu thun gehabt, auch zugegen war,

erinnere ich mich nicht. Unser braver Correspondent N. D. war nicht dabei, er war wahrscheinlich unten in Imetli. Ich weiß nicht, ob Skobelew geschlafen hat — vielleicht hat er auch hier schlafen können —, was mich jedoch betrifft, so übermannte mich nur zuweilen die Ermüdung, ohne daß ich wirklich eingeschlafen wäre. Wir aßen nichts, sondern tranken nur jeder ein Glas Thee. Besonders schwer hatte es der verwundete Laskowski, der zwar in einen Halbpelz gehüllt war, aber doch ohne jede Decke auf dem Schnee lag. Am Morgen machte er sich mit uns auf, um die türkischen Positionen in Augenschein zu nehmen, aber ich zwang ihn förmlich mit Gewalt, sich nach Gabrowo zum Verbandplatz zu begeben.

Der Morgen war wunderschön; das kleine türkische Detachement stand am Fuße des Berges, als wollte es verhindern, daß wir herabstiegen; dann zog es sich zurück — wie es scheint, zeichnete sich der Feind keineswegs aus durch Entschlossenheit und strenge Ordnung. Nun wurden die türkischen Geschütze gegen uns gekehrt und das Feuer eröffnet. Wir konnten es nicht erwidern — wir hatten keine Geschütze. Man brachte Skobelew die Meldung, daß es unmöglich sei, unsere Artillerie auf diesen Wegen zur Stelle zu schaffen. Ich rieth ihm, den Befehl zu ertheilen, daß man wenigstens ein Geschütz um jeden Preis herbeischleppen solle, die anderen erlaube er oben zu lassen. Unterdessen versuchte man aus unseren kleinen Berggeschützen zu antworten, welche, wenn sie auch, wie es schien, nicht viel Schaden anrichteten, doch ohne Zweifel eine moralische Wirkung ausübten, indem sie den Feind an ihre Gegenwart in unserem Detachement erinnerten. — Skobelew bat mich, eine Skizze der Gegend zu entwerfen, um dieselbe seinem Rapport beizulegen. Da mir oben Vieles verhüllt blieb, so stieg ich ein wenig herab, doch die Kugeln sausten in so großer Anzahl um mich her, daß ich meine Zeichnung in größter Eile und nur mit den flüchtigsten Zügen entwarf. Das türkische Detachement stand nun wieder unten. Ich hätte gern Dies und Jenes gezeichnet, aber plötzlich fiel es mir ein, daß ich mein Album nicht bei mir hatte, jenes Album, das voll Notizen und Skizzen war aus der Zeit von Plewna und Gorny-Dubnjak bis zu den letzten Tagen. In Gedanken überlegend, wo ich es verloren haben könnte, fiel mir ein, daß ich es zum letzten Mal in den Händen gehabt, als ich den verwundeten Kuropatkin erblickte — seine

Wunde hatte mich in solche Aufregung versetzt, daß ich das Album im Schnee hatte liegen lassen. Ich stürzte zu jener Stelle, aber ich fand nichts, was auch natürlich war, da bereits viel Fußvolk und Reiterei über diese Stelle gegangen war. Hier sah ich, wie viel Soldaten, Kosaken und Pferde gestern hier gefallen waren — alle hauptsächlich während der denkwürdigen Recognoscirung Skobelews. Ein Soldat war vom Wege hinabgestoßen worden und die Kugel hatte ihm Leib und Brust durchschossen . . . Mein Album war jedoch nirgends zu finden. „Es weint wohl mit all den Notizen" — fuhr es mir durch den Sinn.

Da begegne ich einem mir bekannten Adjutanten vom Wladimir'schen Regiment. „Wissen Sie," — sagte er, — „man hat ein Album Ihres verstorbenen Bruders gefunden. Die Türken müssen es dem Todten abgenommen und hierher nach Imetli gebracht haben." — „Es wird wahrscheinlich mein Album sein, nach welchem ich suche!" rief ich. — „Bei wem haben Sie es gesehen?" Er nannte mir den Namen eines Offiziers vom donischen Kosaken-Regiment. Ich ritt gleich ab, denselben aufzusuchen. Das donische Regiment war bereits in seinem vollen Bestande herabgestiegen und wurde von Skobelew aufgestellt. Endlich kam das mir theure Heft wieder in meinen Besitz! Es ergab sich, daß ein Soldat dasselbe auf derselben Stelle, wo ich es hatte liegen lassen, aufgehoben, es mit sich nach Imetli genommen, dort aber an einem Brunnen wieder hatte fallen lassen; ein Kosak hatte es dort gefunden und diesem hatte es der Offizier abgenommen.

* * *

Ich kehrte an den Ort unseres Bivouaks zurück; es war sehr heiß, der Schnee thaute. Die vorübergehenden Soldaten hielten still, um Thee zu trinken; ich setzte mich zu einem der Soldaten, der mir in liebenswürdiger Weise Thee anbot, zwar nicht aus einer Tasse, sondern aus dem Deckel seines Feldnapfes. Ich erfuhr von ihm unter Anderen im Gespräch, daß die Soldaten in Bezug auf Thee und namentlich Zucker recht schlimm behandelt wurden; man gab ihnen zwar für eine gewisse Anzahl von Tagen die vorgeschriebene Stückzahl Zucker, aber diese Stücke waren so mikroskopisch klein, daß die Soldaten buchstäblich von Zucker nur das Ansehen hatten. Schon in dem Garde-Detachement Gurkos setzte mich die Leichtigkeit in

Erstaunen, mit welcher die Chefs der einzelnen Truppentheile und die Vorsteher der Hospitäler diesem oder jenem General oder einer Gruppe von Offizieren ganze Pude und Hutzucker, oft zu drei und vier Hut, darbrachten. Ich wollte es Skobelew sagen, ihn bitten, diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatte es aber zum Aerger total vergessen. Ueberhaupt war bei Skobelew Alles, was die Verpflegung der Truppen betrifft, verhältnißmäßig noch am besten geregelt; er hatte einigen von den höheren Chargen stark zugesetzt und diese hatten ihrerseits einige von ihren Untergebenen wegen mangelhafter Verpflegung entfernt, und wenn ich jetzt nicht vergessen hätte, es ihm zu sagen, so hätten die Soldaten für die ganze übrige Zeit des Feldzugs wahrscheinlich mehr Zucker erhalten.

Ich fand Skobelew im Gespräch mit dem Fürsten W., dem Chef einer der Druschinen der bulgarischen Landwehr; er brachte die Meldung, daß auf diesem Wege selbst ein Geschütz herbeizuschaffen unmöglich sei; ferner sagte er, daß vom Paß aus die Avantgarde des Detachements des Fürsten Mirski zu sehen sei, der auf der andern Seite Schenowos in das Thal herabgestiegen sei. Nun waren auch von uns aus in der Ferne auf der weißen Schneemasse kleine schwarze Linien zu erblicken — Regimenter, welche sich nach Schenowo hin bewegten, d. h. gegen die Türken marschirten; man hörte das Dröhnen der Geschütze.

Skobelew erkundigte sich bei dem Fürsten W., welchen Truppentheilen er auf dem Wege begegnet? Es seien bereits zwei Regimenter von der Infanterie-Division heruntergekommen; das dritte Regiment sei im Herabsteigen begriffen; die ganze Cavallerie mit Ausnahme eines Kosaken-Regiments sei noch unterwegs.

„Wie meinen Sie, W. W." — fragt mich Skobelew — „werden sie bald bei Schenowo sein?" —. „Nach zwei bis zweiundeinhalb Stunden, wenn die Türken sie zulassen." — „So reiten Sie zu Panjutin, sagen Sie ihm, er soll gegen die Laufgräben vorrücken!" — Ich sprengte so eilig davon, daß mein armer Gaul gedacht, ich sei verrückt geworden, auf derartigen Wegen in solcher Weise zu jagen! Hoch aus der Ferne schrie ich herunter: „Oberst Panjutin, vorrücken!" Dieser war seinerseits voll Freude über den Befehl, nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich, rief: Gott sei Dank! und ging so rasch vor, daß er, als ich auf dem sich vielfach schlängelnden

Wege zu ihm kam, an den Laufgräben schon vorüber war. „Der General hat befohlen, für's Erste nur bis zu den Laufgräben vorzurücken," rief ich ihm zu. — „An denen sind wir schon vorüber . . ."

Plötzlich kommt Skobelew in vollem Galopp auf mich zugeritten. — „Wassili Wassiljewitsch, haben Sie die Truppen vorrücken lassen?" — „Ja!" — „Soll ich sie zurückrufen?" fragt Panjutin. — „Nein, nein, ich wollte sie eben weiter vorschieben; gehen Sie, ich gebe Ihnen später das Zeichen zum Halten." — Eine Centnerlast fiel mir von der Seele! Die Schüsse von Seiten des Mirski'schen Detachements folgten immer rascher aufeinander, aus der Ferne drang das Hurrah der Unsrigen, das Allah der Türken herüber. Der Kampf war offenbar entbrannt und wir mußten zu Hilfe eilen. Skobelew war ergrimmt darüber, daß so wenig Truppen heruntergekommen waren. Ungeachtet dessen, daß er eine Ordonnanz nach der andern mit dem Befehl abfertigte, man möge sich beeilen, kam die Cavallerie sehr langsam herunter und versperrte einem Theil der Infanterie die Straße, was bei solchen Wegen übrigens verzeihlich war.

Da ein Theil des Detachements in der Reserve gelassen werden mußte, hatte man nur mit ganz nichtigen Kräften, mit einem Infanterie-Regiment, den Angriff eröffnen müssen, was Skobelew nicht thun wollte, so gern er den Seinigen auch geholfen hätte. Um nichtsdestoweniger die feindlichen Kräfte durch eine Demonstration abzulenken, stellte er die Truppen zum Angriff auf und schob die Bergartillerie vor, die nur um ein Geringes nicht bis zum Feind reichte. Man untergrub ein wenig die Vorderräder und die Geschosse fielen direct auf die feindlichen Batterien nieder. Ich gestehe, ich beredete Panjutin, zwei Salven eines kräftigen Hurrah von dem einen Regiment abgeben zu lassen. Drei türkische Geschütze erwiderten unser Feuer; der Feind rüstete sich offenbar zu dem von unserer Seite erwarteten Angriff, längs dem ganzen Dorf wurde eine Kette berittener Tscherkessen vorgeschoben.

Wir standen in nächster Nähe von Schenowo, lenkten natürlich die Hälfte der türkischen Streitkräfte ab und verminderten dadurch die Macht der Abwehr in Bezug auf das andere Detachement. In der Nacht faßte Skobelew den Beschluß, alle seine Kräfte zusammenzuziehen und am anderen Tage einen entscheidenden Schlag auszuüben. Dem Detachement schien dieser Beschluß zu mißfallen. Als Skobelew Panjutin sagte, daß er morgen

die Türken angreifen werde, antwortete dieser: „Alexander Nikolajewitsch (Kuropatkin) ist jetzt nicht da, Ew. Excellenz, und es wird schwerlich dabei etwas herauskommen." — „Das klingt nicht sehr schmeichelhaft," sagte Skobelew. — „Gedulden Sie sich, Sie finden noch Zeit hierzu," erwiderte Panjutin. Was mich betrifft, so war ich überzeugt, daß dieser Entschluß der vernünftigste war.

* * *

Es dunkelte bereits; der General hatte befohlen, bei Anbruch der Nacht die Truppen zurückzuführen, und ich rieth, auf den früheren Plätzen längs der ganzen Linie Feuer anzuzünden, um die Türken durch scheinbare Nähe unserer Avantgarde zu beunruhigen.

Bei dem anderen Detachement herrschte auch absolute Stille. Später erfuhren wir, daß es an diesem Tage ein hitziges Gefecht gehabt. Skobelew fühlte, daß es so sein mußte, und was es seiner nervösen bewegten Natur kostete, sich an diesem Tage zurückzuhalten, sich den Schüssen nicht entgegenzustürzen, das habe ich gesehen, da ich die ganze Zeit bei ihm war. Wir waren oft allein, denn er zog mich beständig bei Seite, von dem Wunsche beseelt, mir offen zu sagen, was ihn bewegte. „Wie meinen Sie, war es gut von mir, daß ich heute keinen Sturm unternommen? Ich weiß, man wird mir daraus einen Vorwurf machen, man wird sagen, daß ich absichtlich nicht zu Hilfe geeilt bin; nun, dann bitte ich um meinen Abschied; so wie der Krieg zu Ende ist, bitte ich gleich um meinen Abschied!"

„Von welchem Abschied reden Sie," suchte ich ihn zu beruhigen. „Sie haben gethan, was Sie thun mußten, was Sie thun konnten. Sie haben einen Theil der türkischen Streitkräfte abgelenkt; mit nur einem Regiment einen Sturm zu wagen, war undenkbar." — Es trat Stoletow hinzu, welcher derselben Meinung war, daß es äußerst riskirt gewesen wäre, mit den vorhandenen Kräften gegen eine so feste Position loszugehen. Skobelew schien sich ein wenig zu beruhigen, aber sein militärisches Gefühl flüsterte ihm beständig zu, daß man dem Schuß sich entgegenwerfen müsse; mehrmals kam er immer wieder auf dasselbe Thema zurück, und sagte, „daß er anders nicht handeln konnte und durfte", daß er „den Abschied nehmen würde, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen sollte" u. s. w. Ich rieth ihm, sogleich eine Ordonnanz zu Radezki zu senden, zu berichten,

was gethan sei und was morgen zu thun bevorstehe, und um dessen Befehle zu bitten, wenn es solcher bedürfe. — „Es ist aber unmöglich, jetzt zu Radezki zu reiten und zum Morgen zurück zu sein." — „Es ist wohl möglich, schicken Sie D*, er ist ein wackerer Offizier, sagen Sie ihm, daß er morgen früh zurück sein muß; vollführt er die Aufgabe, so geben Sie ihm einen Orden, thut er es nicht, so schicken Sie ihn in Arrest."

Ich suchte Dukmassow auf, sagte ihm, er solle sich sogleich bereit machen zu einem Ritt über die Berge, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, begab sich der Tapfere in sein Zelt, um sich zu rüsten. In Verlauf von 12 Stunden zwei Mal über den Balkan zu reiten, und dazu noch zu Radezki emporzusteigen, war, die Wahrheit gesagt, fast unmöglich, und doch hat es Dukmassow in 16 Stunden zu Wege gebracht!

Skobelew machte die Runde bei seinen Truppen und befahl ihnen, sich gut zu verschanzen, wie wenn ein ernster Angriff bevorstände.

Wir kehrten zum Nachtquartier nach Imetli zurück. Längs der ganzen Linie unserer früheren Positionen vor dem Feinde brannten hell die Bivouakfeuer.

Im Dorfe gab es viel Heu, an Wohnhäusern war es sehr arm; alle Häuser waren zerstört und abgebrochen. Zu meinem Unglück mußte es dem berittenen Bulgaren, den ich als Begleiter bei mir hatte und dem das Pferd getödtet worden war, wahrscheinlich langweilig geworden sein, meine Sachen hinter mir zu schleppen, und er hatte sie entweder verkauft oder weggeworfen; das Erstere wird das Wahrscheinlichere sein, da ich weder ihn, noch meinen Revolver, noch meinen Krimstecher, noch die anderen Sachen je zu sehen bekam. Vor Allem that mir der Revolver leid, da es einer von den wenigen Gegenständen war, die ich meinem bei Plewna getödteten Bruder abzunehmen vermochte.

Nachdem ich auf der Höhe nach meinem Bulgaren zwischen den Feuern ein wenig umhergeirrt, ging ich, ermüdet und hungrig, in die Hütte Skobelews — er ist nicht da! Ich wanderte noch eine Weile umher, begab mich von Neuem zu ihm — er war immer noch nicht da. „Ich will ihn doch abwarten" — dachte ich, — „denn sonst giebt's nirgends etwas zu essen." „Er muß jetzt bald kommen," meinte der Kosak, „das Abendessen ist bereit."

Endlich höre ich am Zaun Skobelews Schritte. In der Finsterniß

war er auf den Koſaken geſtoßen und hatte ihm, wahrſcheinlich unter dem Einfluß des Mißvergnügens über den heutigen Tag, einen ſo heftigen Schlag verſetzt, daß dieſer zu Boden fiel. „Was rennſt Du mir unter die Beine, Rindvieh!“ Und mich erblickend, fuhr er fort: „Wer iſt da noch? Ach, das ſind Sie, Waſſili Waſſiljewitſch! Nun, verzeih' mir, Lieber, umarme mich, zürne mir nicht! — Kommen Sie, W. W., plaudern wir beim Abendeſſen . . . He! eine Flaſche Champagner!“

Skobelew war kein Trunkenbold und ich habe ihn nie berauſcht geſehen, aber Champagner trank er ſehr gern. In Plewna verſicherte er, wie ich mich noch erinnere, daß es die letzten Flaſchen ſeien, die wir trinken, daß er keine einzige Flaſche über die Berge ſchleppen würde, aber offenbar war dies nur eine Kriegsliſt, denn nun fand ſich doch noch eine Flaſche vor, und morgen wird ſich wohl auch noch eine finden, wenn die Türken gründlich geſchlagen ſein werden. Mein Tiſchgenoſſe war jedoch ein wenig verſtimmt, einerſeits weil ihn beſtändig der Gedanke verfolgte, daß er die Türken nicht aufgehalten, daß man ihn der Abſicht anklagen würde, Mirski einen Mißerfolg zu bereiten, und anderſeits, wie es ſcheint, weil ich unfreiwilliger Zuſchauer der Ohrfeigen des Koſaken geweſen war. Unſer Geſpräch drehte ſich wieder um das Unvernünftige eines Angriffs mit ungenügenden Kräften u. ſ. w.

Ich wußte nicht, wo ich die Nacht bleiben ſollte, als ich zufällig auf eine Hütte ſtieß, welche von den Ordonnanzen Skobelews eingenommen war. Ich fand bei ihnen ein lebhaftes Feuer im Kamin vor, wir legten uns nieder, wie es kam, und ſchliefen ausgezeichnet. Es war junges, bei Weitem nicht modiſches Volk, und konnte, was das Aeußere anbetraf, nicht im Entfernteſten mit dem eleganten Gardeſtab Gurkos verglichen werden, aber dafür waren es wackere, tapfere Leute, die ſchon manchen Kugelregen ausgehalten.

Am folgenden Tage begab ich mich vor Tagesanbruch zur Avantgarde; es war nebeliges Wetter, die Bivouakfeuer der Soldaten begannen zu verlöſchen. Skobelew eilte nicht, den Kampf zu eröffnen, er wartete vielleicht auf Dukmaſſow und die Befehle Radezkis. Es war ſchon heller Tag, als ich mit Charanow, der abcommandirt war, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, auf einen der Hügel ſtieg; jede Viertelſtunde ſchrieb ich für

ihn Berichte an Skobelew über das, was wir vor uns sahen. Der Nebel begann zu steigen, aber die Berge waren noch halb verhüllt und Schipka gar nicht zu sehen. Jetzt, wie auch während der ganzen Nacht, ertönten im Thal und bei Schipka vereinzelte Schüsse in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Wie gestern bildeten die Tscherkessen eine Kette um das Dorf, die Geschütze schwiegen. Auf beiden Seiten rüstete man sich offenbar abwartend zum Kampf.

Bald begann jenseits Schenowo bei Mirski das Feuer sich zu verschärfen. Bei uns war Alles still. Nicht wenig lachten wir mit Ch. über unsere Angst, durch die Tscherkessen von den Unseren abgeschnitten zu werden. Wir waren drei oder vier. Wir hatten uns sehr weit vorausgewagt; der Nebel hatte sich noch nicht ganz verzogen, als wir zehn oder zwölf dunkle Figuren bemerkten, die sich uns von Seiten Schenowos näherten, dann stehen blieben, sich umsahen, und dann eine Richtung einschlugen, durch welche sie unsere Verbindung mit dem Detachement gekreuzt hätten. Wir bereiteten uns schon zum Rückzug vor, um nicht von den Hauptkräften abgeschnitten zu werden, als der Nebel aufstieg und wir — große Hunde erblickten, welche nach den Ueberresten der Soldatenmahlzeiten suchten. Es war noch gut, daß ich es unterlassen hatte, Skobelew zu melden: eine Partie berittener Tscherkessen u. s. w. — er hätte uns schön ausgelacht, und er lachte laut und hell, mit einem gewissen Räuspern: Kha! Kha! Kha!

Auf jener Seite nahm das Feuer immer mehr zu, offenbar entbrannte dort wieder ein heißer Kampf, und ich hatte kaum Zeit gehabt, dem General zu schreiben und ihm eine Recognoscirung in der Richtung auf Schenowo vorzuschlagen, als sich in der Ferne seine Führer zeigten. Er sandte uns den Befehl, zurückzutreten und begann den Kampf.

Von den großen Geschützen war kein einziges gekommen, die bulgarische Landwehr bot ihre ganze Kraft auf, und konnte doch nichts ausrichten (obwohl ich denke, daß bei Gurko ein oder zwei Geschütze dennoch herbeigeschafft worden wären, er hätte befohlen, sie an den Zähnen heraufzuziehen). Wir mußten uns wieder auf unsere Berggeschütze beschränken. Dagegen war die ganze Cavallerie heruntergekommen, d. h. ein Regiment Moskauer Dragoner, ein Regiment Petersburger Ulanen und zwei Regimenter donischer Kosaken. Von der Infanterie waren eine Schützenbrigade, die bulga-

rische Landwehr, die Regimenter Uglitsch, Kasan, Susdal und Wladimir der 16. Division herabgestiegen. Die beiden letzteren Regimenter hatten bei Plewna große Verluste erlitten und blieben dieses Mal in der Reserve.

Zuerst rückten die Schützenbrigade und die bulgarische Landwehr vor, um dem Feind in seine rechte Flanke zu fallen. Es erhob sich ein furchtbares Gewehrfeuer.

Bald erschien auch Dukmassow mit keckem Lächeln, aber mit arg zugerichteter Physiognomie. Er war unterwegs gefallen und hatte sich an einem Baum das Gesicht zerschlagen. „Radezki hat Alles gebilligt, was ich gethan!" sagte mir Skobelew mit zufriedener Miene, indem er mir einen eben erhaltenen Brief zeigte.

Hier kam auch eine Ordonnanz vom General Mirski mit der Nachricht, daß er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt und daß er das Dorf Schipka genommen, daß ihn aber Niemand unterstütze. Ich erstaunte namentlich über die Nachricht von der Einnahme des Dorfes Schipka, welche offenbar der Relation halber eingefügt war, da die Ordonnanz Skobelews, Homitschewski, mit einer Sotnie Kosaken noch an diesem Morgen dort gewesen war und keine Menschenseele vorgefunden hatte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit Skobelews auf diese Notiz. „Ach Wassili Wassiljewitsch" — sagte er — „natürlich verhält es sich so, aber ich muß es doch glauben, wenn es mir ein General-Adjutant Sr. M. des Kaisers schreibt!" Die Cavallerie hatte den Auftrag, die Türken zu umgehen und ihnen die Verbindung mit Kasanlyk abzuschneiden.

* * *

Von der linken Flanke, welche den Angriff eröffnet hatte, theilten sich eine Menge Verwundete ab. Bald jedoch begannen offenbar auch die Andern zurückzuweichen . . . ich traute meinen Augen nicht: Hunderte von Soldaten zurückgedrängt, sie wenden sich um . . . sie fliehen . . . das ganze Detachement beginnt zu wanken — es ist kein Zweifel mehr möglich, sie sind zurückgeschlagen. „Michael Dmitrijewitsch," sagte ich zu Skobelew, „die Unsrigen sind total geschlagen." — „Das kommt zuweilen vor!" antwortete er mit seltsam scherzhaftem Lächeln. Er rief sogleich Panjutin mit dem Regiment Uglitsch. „Mit Gott — vorwärts!" commandirte er. Pan-

jutin antwortete: „Zu Befehl!" nahm seine Mütze ab, bekreuzigte sich (seinem Beispiel folgte das ganze Regiment) und ließ sich den Befehl nicht zwei Mal wiederholen. „Ihm jucken schon längst die Finger," sagte Skobelew, „und wenn Panjutin zurückgeschlagen wird, führe ich selbst die Truppen ins Feuer."

Ich habe viele Schlachten mitgemacht, aber ich muß gestehen, daß ich noch nie einen so regelmäßig geführten Kampf gesehen. „Juden hierher!" commandirte Skobelew (das hieß: Musik hierher! weil fast die Mehrzahl der Musikanten jüdischer Abstammung war). Unter den Klängen der Musik folgte mit wehenden Fahnen gleichmäßigen Schrittes wie auf dem Exercirplatze ein Bataillon des Uglitsch'schen Regiments dem andern, den Gruß Skobelews heiter erwidernd. Das Thal der Rosen hatte das Ansehen des Marsfeldes in Petersburg an einem Paradetage. Unter den Klängen der von der Regimentsmusik gespielten Märsche schritten die Truppen zum Angriff, während von den Reservetruppen die Volkshymne und ein choralartiges Abendgebet gespielt wurde, als wäre es irgend ein militärisches Fest! Ich erinnere mich, daß ein Bataillon des Wladimir'schen Regiments mit verhüllter Fahne marschirte — ich ritt auf den Adjutanten zu und ersuchte denselben im Namen des Generals, die Fahne zu entfalten.

Skobelew meinte später, daß er an diesem Tage „gescheidt" gewesen, weil er sich außerhalb des Feuers gehalten; das war aber einer seiner eigenartigen Ausdrücke, denn im Grunde wurden wir von Granaten und Kugeln überschüttet. Mit Granaten schossen die Türken hauptsächlich auf die Reserven und auf unsere Gruppe. Etwa fünf Granaten fielen so nahe bei Skobelew nieder, daß er sich nicht enthalten konnte, ärgerlich gegen die Kosaken, die sich bei uns zusammengerottet hatten, loszufahren: „Hol' Euch der Teufel, tretet doch auseinander, Ihr werdet Alle getödtet!"

Der unermüdliche Graf Keller war fortgeritten, um irgend eine Ordre abzugeben, und ich mußte infolge dessen einige Befehle Skobelews niederschreiben. Ich erinnere mich, daß er mir befahl, den Schlußsatz eines an den Commandeur der Cavallerie gerichteten Befehls abzuändern, einen Satz, in welchem es hieß, daß derselbe energisch vorgehen solle. „Es ist ein alter General, dem ich es in solcher Weise nicht schreiben kann," meinte Skobelew. Jenen Satz beizufügen hatte mich der Umstand bewogen, daß wir gesehen,

wie eines von den Cavallerie-Regimentern, in dessen Mitte eine Granate niederfiel, sich zur Seite wandte und in langsamerem Tempo sich weiterbewegte. Ferner erinnere ich mich, daß ich in einem Befehl an General Mirski Datum und Stunde zu vermerken vergessen, wofür mein Patron mich heftig anfuhr. Zum Glück kam Graf Keller. „Weshalb sind Sie niemals da, wenn man Sie braucht!" rief er ergrimmt. „Schreiben Sie rasch!" . . . Ich war froh, daß ich so gut davongekommen war, und begann eifrig zu zeichnen, was mir mehr zu Herzen ging.

Als Skobelew X* zu Panjutin mit dem Befehl sandte, den Sturm zu beginnen, fügte ich, neben Skobelew stehend, hinzu: „Und sagen Sie ihm, daß er die Reserven näher an sich heranziehen soll." Skobelew fuhr wieder gegen mich los: „Ich kann ihm doch keine Lehren ertheilen, wenn er ins Feuer geht!" sagte er — ich aber dachte: weshalb denn nicht? Später, etwa nach einem Jahre, traf ich mit dem Capitän K* von den Schützen zusammen und fragte ihn, weshalb sie zurückgeschlagen worden waren? Er antwortete mir buchstäblich Folgendes: „deshalb, weil die Reserven zu weit waren; die Soldaten gingen gut ins Feuer, stießen aber auf starken Widerstand, sahen sich um, vermißten die Unterstützung und kamen ins Wanken . . ."

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Fehler sich sehr oft wiederholt und natürlich nur dem Widerstreben der Commandeure zuzuschreiben ist, die Reserven starkem Feuer auszusetzen. Von Seiten Skobelews, der, wenn es die Sache erforderte, die Menschen nie schonte, war es einfach eine Unachtsamkeit.

Panjutin ging tapfer auf den Feind los; in geschlossenen Reihen näherte er sich den türkischen Laufgräben, ohne zu schießen, nur von Zeit zu Zeit den Mannschaften befehlend, sich niederzulegen. „Sehen Sie doch Panjutin an!" sagte ich zu Skobelew, „ich dachte, er verstehe besser zu lärmen, als zu handeln, und nun erweist er sich als ein ganzer Held!" — „Ich will Ihnen sagen" — erwiderte Skobelew, seinen Krimstecher für einen Moment von den Augen hebend — „Panjutin ist eine stürmische Seele!"

Lebhaft sehe ich noch jetzt Skobelew vor mir, im Oberrock, im offenen Paletot auf dem Schnee stehend, wie er mit dem Krimstecher aufmerksam der Entwickelung des Kampfes folgt. Von Zeit zu Zeit ertheilt er, ohne

die Stellung zu verändern, diesen oder jenen Befehl, oder schickt, wenn die Geschosse gar arg um ihn sausen, die Kosaken mit ihren Pferden zum Teufel; seine Feldherrnfahne zieht besonders die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich — auch diese schickt er zum Teufel.

Ich entwarf eine kleine Skizze der allgemeinen Positionen unserer und der feindlichen Streitkräfte. Ich erinnere mich, daß ein Granatsplitter, während ich zeichnete, dicht vor den Stuhl rollte, auf welchem ich saß.

Vor uns dehnten sich wie ein blauer Streifen die Eichen des Dorfes Schenowo, aus dem fortwährend der Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers aufstieg. Links verhüllten schwere weiße Wolken Schipka — auch von dort war jetzt das Dröhnen der Geschütze und das Geknatter der Flinten zu vernehmen; offenbar hatte sich auch Radezki zum Angriff entschlossen.

Das Regiment Kasan eilte dem Uglitsch'schen Regiment zu Hilfe; sie müssen links von Panjutin die Türken im Centrum angreifen. „Mit Gott, Brüder, und macht keine Gefangenen! —" rief ihnen Skobelew zu. „Wollen uns bemühen, Ew. Excellenz!" . . . antworteten sie. „Macht keine Gefangenen" hieß in gewöhnlicher Sprache: „Haut Alle nieder ohne Erbarmen!" Ich erinnerte Skobelew am andern Tage an diese Worte. „Habe ich das wirklich gesagt?" meinte er. Die Regimenter Uglitsch und Kasan schlugen die Türken gänzlich heraus. Panjutin ergriff sogar die Fahne seines Regiments, wie man es oft auf Bildern sieht, er hat hauptsächlich die Entscheidung der Schlacht zu unseren Gunsten herbeigeführt.

Bemerkenswerth ist, daß dasselbe Uglitsch'sche Regiment am Tage des Sturmes am 30. August bei der zweiten Attaque Plewnas sich in den Weinbergen so festsetzte, daß es von dort nicht herauszubekommen war — so sehr hängt die Tapferkeit der Soldaten von der Tapferkeit ihrer Führer ab.

Die Schlacht war offenbar gewonnen. Skobelew schien nun weniger nervös, er lachte und scherzte. Als General Stoletow an ihn herantrat, flüsterte ich Skobelew zu, er sollte sich jetzt mit ihm aussöhnen, und obwohl auch der alte Stoletow sich anfangs scherzhaft weigerte, einen Friedensschluß einzugehen, so umarmten sie sich schließlich doch. Noch während der Schützenattaquen hatte sich Stoletow Skobelew genähert und ihm etwas gesagt, worauf Letzterer ihm ärgerlich geantwortet: „Lassen Sie mich in Ruhe!" „Was hatten Sie für einen Grund, ihm so schroff gegenüber

zu treten?" fragte ich Skobelew später. — „Er war nicht auf seinem Platz!" antwortete Skobelew. „Wenn seine Truppen attaquiren, so ist sein Platz bei ihnen, und nicht bei mir, ich liebe dergleichen nicht." Am schlimmsten erging es jedoch an diesem Tage meinem Freunde N. D. Er hatte kaum etwas gesagt, als Skobelew dies bemerkte: „Wassili Iwanowitsch, bitte, gehen Sie fort!" N. D. trat ein wenig zurück. „Nein, ganz fort, ganz . . ."

Gegen 2 Uhr brachte man einen gefangenen türkischen Offizier, der uns mittheilte, daß auf ihrer Seite Alles verloren sei, daß Alles die Flucht ergriffen. Dieser Offizier ritt später mehrere Tage in der Suite Skobelews, wo es ihm offenbar sehr gefiel.

Gegen 3 Uhr kommt ein Kosak zu Skobelew herangaloppirt: „Ew. Excellenz, die Türken haben die weiße Fahne aufgezogen . . ." Skobelew und wir Alle bestiegen unsere Pferde und sprengten gegen Schenowo davon. Je näher wir dem Dorfe kamen, desto größer wurde die Zahl der Todten, die wir sahen; die türkischen Batterien waren voll Todter: die Türken waren offenbar bis zum letzten Augenblick auf ihrem Posten geblieben und unsere Soldaten hatten den Befehl Skobelews pünktlich ausgeführt — es war keiner mit dem Leben davongekommen. Die türkischen Schanzen waren gleichfalls mit Leichen gefüllt; seltsam war es, daß man sehr viele Todte in den Gräben fand, offenbar waren die Türken zu hitzig gewesen und hatten die Unsrigen vor ihren Befestigungen erwartet.

Nachdem wir durch einen Theil von Schenowo hindurchgeritten waren, wandten wir uns nach links zu den Hügeln. N. D. wäre fast an einem Baume hängen geblieben und aus dem Sattel geworfen worden, nichtsdestoweniger war er aber in bester Stimmung. Ein talentvoller Schriftsteller, war er im Kriege der unermüdliche Reporter und wußte es zu arrangiren, daß er überall zugegen war. Von Natur ziemlich voll und stark, saß er auf einem ganz kleinen Gebirgspferde, das, seinen Worten zufolge, irgend welche besondere Eigenschaften hatte, zu denen nicht in letzter Linie natürlich die Fähigkeit gehörte, seine Figur zu tragen.

Es kamen uns Schaaren von Gefangenen entgegen. Skobelew hatte die Nachricht erhalten, daß die Cavallerie 6000 Türken gefangen genommen, welche sich nach Kasanlyk retiriren wollten. Auch Schaaren russischer Sol-

daten begegneten wir, deren Chef einen scharfen Verweis erhielt für den unexacten Marsch.

Wir ritten umher und suchten den türkischen Obercommandirenden mit der weißen Fahne. Unterwegs sahen wir Panjutin, der ganz heiser geworden war, aber trotzdem noch heftiger lärmte, als sonst; übrigens waren Alle, von den Offizieren bis auf die Soldaten herab, an diesem Tage wie auf Commando heiser.

Rings umher lagen eine Menge Leichen und fortgeworfener Gewehre. Ich erinnere mich, daß ich, neben Skobelew reitend, ihm sagte: „Wissen Sie, wie Sie gezweifelt, ob Sie gut thäten, die Streitkräfte zu sammeln; jetzt sehen Sie, was Sie erreicht, was für eine glänzende Niederlage Sie dem Feinde beigebracht haben. Trotzdem muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu hitzig gewesen sind." . . . „Meinen Sie?" . . . „Gewiß, wenn auch weniger als sonst." . . .

Endlich kam ein Schützenoberst mit dem Säbel des türkischen Obercommandirenden. — „Wo ist er selbst?" — „Dort, am großen Hügel." — Dieser Hügel war von oben bis unten mit türkischen Soldaten besetzt, welche apathisch dasaßen, nachdem sie ihre Gewehre und ihre Munition fortgeschleudert hatten. Unten befand sich eine kleine hölzerne Baracke, in deren Thür mit großer Suite ein noch nicht alter türkischer General stand, mit braunem, ins Gräuliche spielendem Haar und ernster Miene — es war der türkische Obercommandirende Wessel-Pascha. — Skobelew befahl ihnen, sich zu nähern. Mit finsterem Antlitz näherte sich Wessel-Pascha Skobelew; ihm folgten noch einige Paschas und 30—40 Offiziere verschiedenen Ranges. Skobelew versuchte ihn durch einige liebenswürdige Worte über die Tapferkeit seiner Soldaten zu trösten, er hörte jedoch mit trüber Miene zu und sprach kein Wort. Die ganze Suite blickte ebenso finster drein.

„Wassili Wassiljewitsch, reiten Sie rasch zu dem General Tomilowski" — sagte mir Skobelew leise, — „sagen Sie ihm, daß er die Gefangenen, ohne zu zögern, sofort entwaffne. Ich habe Nachricht, daß Suleiman-Pascha aus Philippopel hierher eilt und fürchte, daß die Türken bei der ersten Nachricht hiervon wieder nach ihren Waffen greifen." Ich übermittelte den Befehl mit der Erklärung, die Skobelew gegeben, und eilte auf dem Rückwege auf den großen Hügel hinauf, um die weiße Fahne als Erinnerungszeichen

mit mir zu nehmen; es war ein großes Stück gestreifter Halbseide. Ich übergab dieselbe dem Kosaken X* zur Aufbewahrung, dieser aber hat sie verloren. — Die Türken beobachteten furchtsam, wie ich die weiße Fahne abnahm, da sie wahrscheinlich dachten, daß nach Wegnahme derselben sie Alle niedergestochen werden würden.

„Wird sich Schipka ergeben?" fragt Skobelew Wessel-Pascha. „Das weiß ich nicht." — „Wie, Sie wissen es nicht, Sie, der Obercommandirende?" — „Ja, ich bin der Obercommandirende, aber ich weiß nicht, ob sie meinen Befehlen nachkommen werden." — „Wenn es sich so damit verhält, so lasse ich Schipka sofort angreifen —" rief Skobelew, und befahl den Regimentern Susdal und Wladimir in der Richtung zu der auf den Paß führenden Chaussee vorzurücken.

Unter den türkischen Offizieren zeigte sich Bewegung, es fielen einige türkische Worte zwischen ihnen, worauf Wessel-Pascha sich zu Skobelew wandte, indem er sagte: „Warten Sie, warten Sie; ich will meinen Stabschef dorthin senden." Es wurde ein türkischer Oberst abcommandirt, zu dem sich von unserer Seite General Stoletow gesellte. Uebrigens hatte der brave Charanow schon vorher übernommen, General Radezki von den Resultaten der Schlacht Mittheilung zu machen.

Skobelew befürchtete ernstlich, daß der türkische Befehlshaber vielleicht Widerstand leisten würde, namentlich da von allen Seiten Bulgaren Nachricht brachten von einer Bewegung Suleiman-Paschas nach dieser Richtung, was sich später auch als richtig erwies, wenn auch nicht ganz so, wie wir es uns vorstellten: Suleiman kam in der That von Philippopel, aber nicht, um die Offensive zu ergreifen, sondern weil er vor Gurkos Detachement zurückwich.

In Wahrheit gesagt, nahmen wir — und wohl auch er selbst — die Drohung Skobelews, Schipka angreifen zu wollen, kaum für baren Ernst. Die Türken müssen stark deprimirt gewesen sein, wenn sie ernstlich daran geglaubt. Jene Reserve-Brigade, aus zwei Regimentern bestehend, war für eine Attaque solcher befestigter und schneebedeckter Punkte, auf 6000 Fuß Höhe, eine wenig Respect einflößende Macht.

* * *

Skobelew hatte seine Ordonnanzen mit verschiedenen Aufträgen ausgesandt und einige derselben blieben etwas lange aus, so daß ich wieder mehrere Befehle desselben zu überbringen hatte. Als wir zu den Bergen ritten, setzte sich hinter unserer Brigade und hinter uns auch Wessel-Pascha mit seiner großen Suite in Bewegung. In diesem Augenblick waren nur ein Kosak mit dem Feldherrnzeichen, N. D. und meine Wenigkeit bei Skobelew, was die türkischen Offiziere, welche den russischen Helden, vor dem sie die Waffen gestreckt, mit so miserabler Suite sahen, nicht wenig verwirrte. Sie konnten es kaum glauben, daß dies wirklich der „berühmte weiße General" sei; wenigstens fragte mich der türkische Stabschef nach dem Range und den Auszeichnungen Skobelews aus; es schien ihn ein wenig zu wundern, daß Skobelew nur General-Lieutenant und nicht voller General war. Ich erinnere mich noch, daß dieser Offizier, als ich ihm einen Befehl Skobelews überbrachte, meine halb militärische, halb bürgerliche Kleidung betrachtend, sich mit den Worten an mich wandte: „Erlauben Sie mir zu fragen, wer Sie sind?" — „Ich bin der Secretär des Generals," erwiderte ich. Ich trug damals eine große Kosakenmütze, einen kurzen rumänischen langhaarigen Pelz, meine Füße steckten in gigantischen Stiefeln, ein Säbel hing mir um die Schulter. Einzig durch das Offizierskreuz des Georgs-Ordens wurde das allzu Malerische dieses Kostüms ein wenig ausgeglichen.

In Erwartung der Antwort des Befehlshabers auf dem Schipka rückten die Truppen unter den Klängen der Musik an die Berge und stellten sich auf. Skobelew ritt durch die Reihen und sprach mit den Soldaten mehr in freundschaftlichem Tone als in dem des Befehlshabers. „Nun seht, Brüder, ich sagte Euch immer, gehorcht den Vorgesetzten. Heute habt Ihr die Befehle trefflich ausgeführt, habt Eure Sache brav gemacht; in Zukunft wird dasselbe sein."

Der Schipka ergab sich, doch die Antwort traf spät ein und wir ritten fort, ohne sie abzuwarten. Unterwegs bot sich uns ein komisches Bild dar. Dukmassow, der vor längerer Zeit spurlos verschwunden war, zog zwei große graue türkische Pferde des Artillerie-Parks über den Weg. Als er Skobelews ansichtig wurde, gerieth er in Verwirrung und zog die Pferde aus Leibeskräften, doch diese, wie ihm zum Trotz, parirten nicht. Skobelew blickte zur Seite, wir lachten.

Der General nahm die kleine Holzbaracke Wessel-Paschas ein. Ich ritt zur Nachtruhe nach Imetli und erhielt von ihm den Auftrag, den verwundeten Commandeur der ersten Brigade seiner Division, General X*, zu grüßen. Den Befehl über die Brigade hatte zeitweilig Panjutin übernommen. Auch Graf T* war an der Hand verwundet; er bekleidete den Posten des Gehilfen Stoletows, des Commandirenden der bulgarischen Miliz. Die Verluste waren überhaupt bedeutend. Panjutin verlor in seinem Regiment, wenn ich nicht irre, ungefähr 350 Mann. Auch in den Reihen der Bulgaren hatte der Feind stark aufgeräumt. Noch mehr verloren die Schützen, welche sich sehr tapfer geschlagen hatten. Betreffs der Schützen muß bemerkt werden, daß sie besondere Bataillone bilden und beim Beginn des Kampfes voranziehen und demzufolge auch bei dem Angriff an der Spitze sind. Ihre Verluste sind daher auch immer bedeutender als in den übrigen Truppentheilen. Diese verhältnißmäßig großen Verluste an Schützen in dem Garde-Detachement Gurkos riefen bei dem Kaiser Unwillen hervor. Es wurde beschlossen, die Schützen mehr zu schonen, d. h. sie beim Beginn des Kampfes voran marschiren, am Angriff aber nur im Nothfalle theilnehmen zu lassen, was sicherlich nicht praktisch ist. Der Moment der Attaque wird selten vorher genau bestimmt, sondern jeder Befehlshaber wählt gewöhnlich den geeigneten Augenblick, der sowohl durch die Lage des Feindes, wie durch die Haltung der Truppen bestimmt wird. Die voran stehenden Truppen in dem Moment, da sie warm werden, zurückziehen, ist für die Sache sehr unvortheilhaft.

* * *

Auf dem Wege nach Imetli sah ich an einer Stelle einige Soldaten mit einem großen Türken beschäftigt. Sie kehrten seine Taschen um und rissen sein Rockfutter heraus. Da hoben sie etwas auf, da warfen sie es wieder zur Erde. Der Türke war noch nicht todt, dumpfe Laute entrangen sich seiner Kehle. Welch' ein starker Türke! Hätte er noch Kraft, wie würde er den Soldaten heimleuchten!

Die Batterie der ersten feindlichen Flanke ist mit Leichen buchstäblich gefüllt. Mein Pferd scheut vor dem grausigen Bilde zurück. Im Graben rings um die Batterie liegen Unserige und Türken durcheinander, von den

Unserigen auch eine ziemliche Menge. Ein Leichnam zog die Aufmerksamkeit auf sich: das Gesicht, jung, verrieth, was man einen grünen Jungen nennt. Es war ein Freiwilliger. Die Leiche lag abseits von den übrigen, die Arme und Füße weit ausgestreckt, die Augen geöffnet. Die Stiefel, als das im Feldzuge wichtigste Kleidungsstück, waren ihm abgezogen, die Taschen umgekehrt und eine große Zahl Briefe lagen umher; die ihn beraubenden Feinde brauchten wohl diese Briefe nicht. Uebrigens hatten sie ihm das goldene Kreuz am Halse gelassen. Ich nahm die Briefe auf und warf einen Blick in sie, um den Namen des Gefallenen zu erfahren. Es war der Sohn einer Adelsfamilie aus dem Süden Rußlands. Die ganze Zärtlichkeit einer Mutter sprach aus diesen Briefen, sie segnete ihn unzählige Male, beschwor ihn, sich zu schonen, benachrichtigte ihn von abgegangenen Sendungen mit seinem Lieblingssaft u. s. w.

* * *

Die Figur eines Soldaten tauchte häufig in meiner Nähe auf. Er geht der Reihe nach zu den Leichen der Offiziere, beugt sich nieder, sieht den Gefallenen an und geht weiter. Ich folgte ihm mit den Augen. Er beugt sich über eine Leiche und — ordnet und reinigt die Kleidung, rückt den Kopf gerade, faltet die Hände auf der Brust und küßt sie. Es war ein Offiziersbursche, der seinen todten Herrn aufgefunden; zum letzten Mal ordnete er seine Kleidung.

* * *

Spät Abends trat ich in die Hütte unserer jungen Leute, sie war voll mit Anspannstücken. Der praktische Dukmassow hatte sich aus den den Türken abgenommenen Pferden ein ganzes Dreigespann ausgewählt und war nun bemüht, sich den nöthigen Anspann zu verschaffen. „Wohin wollen Sie das bringen?" — „Nach Hause, an den Don," lautete seine Antwort. Ich erstand mir bei einem Türken ein kleines Pferd, weil das meinige nach den Strapazen der zwei letzten Tage seine Dienste versagte. Außerdem verschaffte ich mir eine vollständige türkische Ausrüstung; sie sollte auf meinen Bildern Platz finden.

Ich vergaß zu erwähnen, daß bald nachdem sich Wessel-Pascha ergeben

hatte, Skobelew zu Swjatopolk-Mirski ritt, der die andere Abtheilung befehligte; ich ritt mit ihm und sah, daß, obgleich die Generale sich umarmten und küßten, eine Spannung zwischen ihnen bestand. Skobelew gefiel die von Mirski beim Empfang aufgeführte kleine Komödie offenbar nicht. Wir fanden den General auf offenem Felde an einem Tische sitzen, der sicherlich hingestellt war, um dem Empfang einen feierlichen Anstrich zu geben, als ob er ein Verhör vorzunehmen im Begriff stand.

Man erzählte uns dort, daß die Abtheilung am ersten Tage 2500 Mann verloren hatte, am zweiten Tage sollte sie, da von Skobelew nichts zu sehen war, den Rückzug antreten (!). Doch da ertönte erst Musik, dann lautes Hurrah, Kleingewehrfeuer, Kanonendonner. Es waren die Sturmcolonnen Skobelews. Wenn nun auch Mirski den ersten Andrang der Türken auszuhalten hatte und einen harten Kampf bestand, so entschied sein Schicksal doch offenbar Skobelew.

* * *

Am Morgen des folgenden Tages kam ich nach Schenowo. Man sagte mir, Skobelew suche mich. Ich fand ihn zu Pferde, im Begriffe die Truppen zu besichtigen. Wir ritten langsam; er habe eine Bitte an mich, bemerkte der General, ich solle ihm vorher versprechen, daß ich sie erfüllen werde. „Mit Vergnügen!" „Es handelt sich um Folgendes," hob er an. „Klatschereien und Verleumdungen nehmen ihren Anfang. So soll ich absichtlich zugelassen haben, daß die Türken Mirski fast erdrückten, soll absichtlich am ersten Tage nicht Hilfe gebracht haben, um am zweiten als Retter erscheinen zu können, Mirski intriguirt. Er ist einfach ein Dieb, denn, wissen Sie, was er that? Er trat in meine Baracke, als ich abwesend war, forderte von meinem Diener Kurkowsky den Säbel Wessel-Paschas und trug ihn fort, um ihn Radezki zu übergeben. Ist das nicht Diebstahl, da der Pascha vor mir die Waffe streckte! Er ist älter als ich, aber nur an Jahren, nicht im Rang, wir sind Beide Commandeure mit gleichen Rechten, Beide Radezki unterstellt, nicht einer dem andern. Sie wissen, Wassili Wassiljewitsch, wie es ging, entsinnen Sie sich, daß ich mich anstrengte, Hilfe zu bringen, doch ich konnte nicht den Ausgang des Unternehmens aufs Spiel setzen, um Mirski zu Lorbeeren zu verhelfen. Reiten

Sie ins Hauptquartier, erzählen Sie Sr. kaiserlichen Hoheit den Thatbestand." „Dieser Auftrag, ich gestehe es, ist mir sehr unangenehm. Im Hauptquartier hielt ich mich immer sehr vorsichtig und wenn der Großfürst stets freundlich gegen mich war, so könnte er doch sagen, die Sache gehe mich nichts an." „Schlagen Sie meine Bitte nicht ab," rief Skobelew, „thun Sie es für mich, Sie versprachen es doch —". „Gut," willigte ich ein, „ich werde reiten." Mit der officiellen Meldung rieth ich den bei Skobelew befindlichen Offizier des Hauptquartiers Tschaikowski zu schicken. Ich kannte ihn als eine brave Haut, unfähig zu verleumden.

Wir hatten bei diesem Gespräch das Dorf verlassen. Die Truppen standen mit der linken Flanke zum Berge des heiligen Nikolaus, mit der Front nach Schenowo hin. Plötzlich drückt Skobelew seinem Pferde die Sporen in die Weichen, im gestreckten Galopp fliegt er dahin, schwenkt hoch die Mütze und ruft den Soldaten zu: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers sage ich Euch Dank, Brüder." Ich bemerkte Thränen in seinen Augen. Die Begeisterung der Soldaten läßt sich schwer beschreiben. Die Mützen flogen in die Höhe, Hurrahrufe nahmen kein Ende. Später sagte mir Skobelew, er habe beinahe ein faux pas gemacht; indem er die Worte „Im Namen des Vaterlandes" sprach, sei ihm glücklicherweise eingefallen, „im Namen des Kaisers" hinzuzufügen, man hätte ihm sonst des Nihilismus bezichtigen können.

Bald nachher ritt ich durchs Gebirge nach Selwi. Man händigte mir eine Menge Telegramme ein, die ich nach Rußland an Anverwandte der Absender befördern sollte. Wessel-Pascha schlug ich vor, ein Telegramm nach Konstantinopel zu senden und sein Stabschef schrieb mir auf einem Stück Papier in französischer Sprache: „Nach vielen blutigen Anstrengungen, die Armee zu retten, ergab ich mich selbst, die Paschas sammt der Armee. Wessel."

Zusammen mit mir brach N. D. auf, der auf dem Schipka Beobachtungen anstellen wollte, um seiner Zeitung einen möglichst vollständigen Bericht über den Verlauf der Sache senden zu können. Selten habe ich so gelacht, wie damals. N. D. erschien nicht auf seinem eigenen, der Erholung bedürftigen Pferde, sondern auf einem hohen, mageren donischen Kosakenpferd, das ihm Dukmassow zur Disposition stellte. „Wo in aller Welt haben Sie den Gaul her?" „Ich will ihn versuchen, Dukmassow will

Skobelew
nach der Schlacht von Schenowo.

ihn verkaufen, er ist ein echter Donez," antwortete N. D. vom Pferde herab. Beim ersten Schritt, den das angebliche donische Pferd machte, war es um seine Reputation geschehen, denn als N. D. es zu schnellerer Bewegung antrieb, begann es auszuschlagen, und je weiter es ging, desto ärger. Ich lachte bis zu Thränen, N. D. aber, wüthend, schlägt seinen Gaul und ruft aus: „Warte nur, ich will dich lehren, ich bringe dich um. Solch ein Schwein, dieser Dukmassow, und gar verkaufen will er mir dieses Thier. Warte nur!" Sein sonst gutes Gesicht war durch den Aerger ganz entstellt. Sein Gaul begann sich unter seinen Schlägen in die Runde zu drehen; den Kopf gesenkt drehte es sich, wedelte ab und zu mit dem Schweif und schlug aus.

Im Dorfe Schipka war außer der Kirche Alles zerstört; nicht ein Haus war ganz geblieben. Wir ritten auf der Chaussee bergan. Auf den türkischen Batterien stehen die verlassenen Kanonen. Die Türken suchen aus ihrer Habe das Werthvollere aus, stecken es in die Säcke, bereiten sich vor, den schweren Gang in die Gefangenschaft anzutreten. An der höchsten Tranchée, die stark befestigt war, wurde ich durch die furchtbare Menge russischer Leichen in Bestürzung versetzt. An der Brustwehr lagen keine Leichen, was im Gegensatz zum officiellen Bericht beweist, daß die Unserigen die türkischen Befestigungen selbst nicht stürmten, sondern nur bis zum breiten Graben rückten, der in einiger Entfernung von der Tranchée hergestellt war, um sich dort festzusetzen.

Von dort schickte ich mein Pferd weiter auf der Chaussee, ich selbst aber begann den Felsen hinanzuklimmen, an derselben Stelle, wo im September Suleiman-Pascha den wüthenden Angriff gegen den Schipka unternahm. Bald stieß ich auf einen Leichnam, welcher stark verwest war; er steckte in Kleidern, doch die Haut der Extremitäten hing nur noch an den Knochen und aus dem Innern des Körpers drang bei einer Berührung Flüssigkeit ... Das war um so ekelhafter, als bald der Weg nur über Leichen führte, so dicht waren sie da gesäet. Stellenweise lagen sie in zwei, drei Reihen, eine auf der anderen, und durch diesen Brei mußte man waten. Ein unerträglicher Gestank herrschte, weil der Schnee das Schauerbild kaum deckte. Das Gehen war hier so schwer, daß ich die Tapferkeit der Türken bewunderte, welche, auf so steilem Terrain an-

greifend, sich an Ueberresten von Sträuchern halten und förmlich durch die Reihen der Todten kriechen mußten. Umkehren wollte ich nicht, vorwärts zu dringen riskirte ich nicht, und dann mit allen Vieren durch die Leichen zu kriechen war schwer genug. Dabei ein Geruch, daß mir schlimm wurde! Zum Glück zeigte sich oben auf dem Felsen ein Soldat. „Brüderchen," schrie ich mit verzweifelter Stimme, „steh' mir bei!" Er stieg herab, reichte mir die Hand und zog mich auf den Felsen, wo ich frei aufathmete.

In der mir bekannten Erdhütte N.'s fand ich General Molski, mit dem ich anläßlich des Sieges eine Flasche Champagner leerte. N* war nicht anwesend, er hatte von den Türken Gewehre, Geschütze und Fahnen zu empfangen.

Abends ging ich in die Erdhütte, welche General Petruschewski inne hatte, ebenfalls mein alter Bekannter aus Turkestan. Ich fand bei ihm den Brigade-Commandeur B* und Radezkis Stabschef, die Generale Dmitrowski und S*, letzterer Offizier des Generalstabs, welcher während der Umgehung bei Mirski war. Das Gespräch war sehr lebhaft. Obwohl die Herren in meiner Gegenwart sichtbar vorsichtig waren, so fand ich doch, daß Skobelew für die Besiegung Wessel-Paschas dort tüchtig mitgenommen wurde, obgleich die Anwesenden seine Freunde waren. S*, der bei Mirski stand, war ganz besonders ärgerlich über Skobelew. Schon häufig habe ich bemerkt, daß nach einer Schlacht, wenn an die Belohnungen die Reihe kommt, die besten Freunde einander ein Bein stellen. Skobelew fanden seine Freunde übrigens schon lange schuldig, weil er sie überholt hatte —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich trat für Skobelew ein.

„Glauben Sie, unser Angriff habe zu nichts geführt?" fragte mich Dmitrowski. — „Das glaube ich nicht. Ihr Angriff mußte die Türken sehr erschrecken; von zwei Seiten angegriffen, mußten sie vollends verzweifeln. Ich glaube, daß Jeder seine Pflicht gethan." —

General Radezki zu besuchen, hatte ich nicht Zeit und ich fuhr in einem mir freundlichst von Biskupski zur Disposition gestellten Schlitten nach Gabrowo. Eine Fahrt nach Selwi wäre fruchtlos gewesen, weil der Obercommandirende sein Hauptquartier nach Gabrowo verlegt hatte. Man

erwartete ihn da an eben diesem Morgen. Sobald der Großfürst eintraf, begab ich mich zu ihm. Mir begegnet Skalon und der Vater Skobelews. „Sie kommen vom Detachement, von Mischa!" rufen sie mir entgegen und ziehen mich zum Großfürsten hin. Ich erzählte, was ich vom Kampf wußte, in gewissenhaftester Weise. Um zu erfahren, welchen Eindruck meine lückenhafte Erzählung machte, fügte ich hinzu, man beschuldige Skobelew, weil er den Angriff nicht einen Tag früher unternommen; mit halber Kraft anzugreifen, sei aber sehr gewagt gewesen, abgesehen davon, daß selbst im Falle eines Erfolges der größere Theil der feindlichen Truppen sich zurückgezogen hätte und entkommen wäre, da wir keine Cavallerie hatten, welche sie aufhalten konnte.

„Natürlich ist es so," antwortete der Großfürst.

Ich erzählte darauf dem alten Skobelew, daß ich auf Bitten seines Sohnes zum Großfürsten gekommen sei. „Sie hätten dem Großfürsten erzählen sollen, wie viele Geschütze und Fahnen erobert sind, Sie erzählten nur, wie mit Musik angegriffen wurde." — „Ich erzählte, wie ich's verstand, von den Geschützen und dergleichen, was Ihnen so theuer ist, wird der Großfürst auch ohne mich erfahren."

Im Gespräch mit Skalon erfuhr ich später, daß die Absicht, schon jetzt Frieden zu schließen, bestehe. „Unmöglich," sage ich, „ich sage sofort dem Großfürsten, daß es unmöglich sei. War es werth, soviel Blut zu vergießen!" — „So gehen Sie, sagen Sie es ihm!"

Ich kam nochmals zum Obercommandirenden, bei dem Fürst Tscherkaski saß. „Ew. kaiserliche Hoheit, ich habe Ihnen einige Worte mitzutheilen." „Bitte," entgegnete der Großfürst; Tscherkaski entfernte sich.

„Ist es wahr, daß Sie jetzt Frieden schließen wollen?"

„Nicht ich, lieber Freund, sondern Petersburg will es ..."

„Umgehen Sie die Ordre irgendwie ..."

„Es ist unmöglich. Wird's befohlen, mache ich Frieden ..."

„Es ist nicht möglich. Man hätte in solchem Fall den Krieg gar nicht beginnen sollen."

„Was machen ... Ich thue mein Mögliches, doch fürchte ich, man werde mich gar nicht fragen."

„Reißen Sie die Telegraphendrähte ab, beauftragen Sie mich, ich unter-

breche die Leitung. Ein nicht in Konstantinopel geschlossener Frieden ist undenkbar; das Wenigste wäre ein Frieden in Adrianopel!"

Skalon, der mit mir eingetreten war, unterstützte mich. „Ich werde gehen, soweit es möglich ist — seid sicher;" mit diesen Worten verabschiedete mich der Großfürst.

Der Großfürst verlangte ein Pferd, um die verwundeten Offiziere im Hospital zu besuchen. Da das Hospital ganz in der Nähe lag, auf der Straße aber Glatteis war, so überredete ich ihn, zu Fuß zu gehen. Das Volk begrüßte ihn enthusiastisch. Man muß gestehen, daß der Großfürst ungeachtet der vielen Niederlagen und Fehler sehr populär war. Dazu wußte man in der Armee, daß er nicht blos mit den Türken, sondern auch noch mit verschiedenen privaten Einflüssen zu kämpfen hatte . . .

Ich erzählte ihm, daß ich eine Menge Türken, welche gelärmt hatten, aus dem Hospital herauszuführen angeordnet hatte. Er billigte das. Lange sprach er im Spital mit Kuropatkin und Zaskowsky. Am folgenden Tage mußte er über die Berge, um die Truppen Radezkis, Skobelews und Mirskis in Augenschein zu nehmen.

* * *

Die Nacht verbrachte ich bei meinem Bruder, den eine Fußwunde in Gabrowo zurückhielt, dann machte ich mich wieder auf den Weg zu Skobelew.

Auf dem Schipka gab es ein Schneegestöber, wie man sich schwer eines vorstellen kann; Schneewirbel warfen uns nieder und verwehten den Weg, Petruschewski und Biskupski baten mich, die Nacht bei ihnen zu bleiben, doch ich hörte nicht auf sie, trank meinen Thee und setzte meinen Weg fort, was ich später, offen gestanden, bedauerte, denn das Schneegestöber war dermaßen stark, daß nicht blos zu reiten, sondern auch zu gehen unmöglich war. Der Wind blies so heftig und der Weg war so glatt, daß ich unaufhörlich zu Boden fiel. Mein Kosak fiel ebenfalls mehrmals und zerschlug dabei, was das Schlimmste war, meinen Farbenkasten. Die ganze Nacht ging es bergab und früh Morgens traf ich in Schenowo ein.

Der mir später begegnende Graf Keller erzählte einen komischen Fall mit dem General Mirski. Die Erzählung klang nur glaublich, weil sie aus dem Munde eines so bescheidenen und tapferen Offiziers kam. Der

Corps-Commandeur und Chef der ganzen Schipka-Armee, General Radezki, sollte vom Schipka herabkommen. Graf Keller schickte einen Kosaken mit dem Befehl aus, ihm zu melden, sobald der General die Berge verläßt, damit rechtzeitig eine Ehrenwache ausgestellt werden könne. Als Radezki eintrifft, sieht Graf Keller, der ihn mit den Anderen zusammen empfängt, daß die Ehrenwache nicht von der näheren Skobelew'schen Abtheilung, sondern von der entfernteren des Generals Mirski gestellt ist; bei der Ehrenwache sieht er auch den abgesandten Kosaken. „Warum," ruft er ihm zu, „riefst Du nicht unsere bereit gehaltene Ehrenwache herbei?" — „Die Excellenz haben nicht befohlen," antwortet dieser. Es stellte sich nun heraus, daß General Mirski dem Kosaken begegnet war und von ihm erfuhr, wozu er geschickt war. Er behielt ihn darauf bei sich und ordnete unterdessen die Aufstellung einer Ehrenwache von seinen Truppen an.

Skobelew fand ich mit Vorbereitungen zum Empfang des Obercommandirenden beschäftigt. Er erzählte mir unter Anderem, er habe Radezki erzählt, wie General Mirski sich den Degen Wessel-Paschas verschaffte, worauf dieser bemerkte: „Lassen Sie das doch, was für Gefallen finden Sie an solchen Lappalien."

Es machte mir großen Spaß, Skobelews Vorbereitungen zum Empfang des Großfürsten zu sehen, wie seine Furcht wahrzunehmen, irgendwie gegen die Vorschriften zu verstoßen. Er hatte keine Ahnung von den Finessen des Wachtdienstes und der Paraden. In dem Glauben, daß der Großfürst die Truppen im Ceremonialmarsch vorüberziehen lassen werde, zerbrach er sich den Kopf, wie sich zu halten, wie zu commandiren, wo zu stehen u. s. w. Seine einzige Rettung war seine Ordonnanz, Chomitchefski, ein Officier vom österreichischen Regiment. „So sagen Sie doch schneller, wo die Sappeure stehen müssen?" — „Voran, Eure Excellenz." — „Wie habe ich nun dann zu commandiren?" — „Ew. Excellenz sagen dann" ... u. s. w. Als ich sah, mit wie ernster Miene er sich unterweisen ließ, wie er zu commandiren, wo er zu stehen habe u. s. w., mußte ich laut auflachen. „Was lachen Sie, Wassili Wassiljewitsch?" fragte mich Skobelew wie ein beleidigtes Kind. — „Wie soll ich nicht lachen: ein General, vor dem die Türken die Waffen streckten, lernt wie ein Schulknabe verschiedene Worte."

Noch einige Male ging Skobelew zur Seite und fragte: „Sagen Sie,

Wassili Wassiljewitsch, hörte der Großfürst Ihre Erzählung mit Aufmerksamkeit an? Wie antwortete er Ihnen?" und Aehnliches .....

* * *

Hoch oben auf dem Berge zeigte sich eine lange Reihe sich uns nahender Punkte; es war der Großfürst mit seiner Suite; Skobelews Verwirrung wurde immer deutlicher; er sah wie ein Unglücklicher aus. Ich bemerkte an ihm stets eine sehr betrübte Physiognomie, wenn er sehr hochstehende Persönlichkeiten empfangen mußte; eine solche Situation war ihm offenbar sehr unangenehm, weil er im Unklaren war, was man ihm sagen, wie man ihn empfangen werde.

Der Großfürst langte am Fuße des Berges an, wo ihn General Radezki erwartete. Schon aus der Ferne schwenkte der Großfürst die Mütze und rief: „Fedor Fedorowitsch, hurrah!" Er umarmte, küßte und gratulirte Radezki zur Beförderung zum General der Infanterie und schmückte ihn mit dem Georgskreuz zweiter Classe. Dann ritt der Großfürst zu Skobelew, wendete ihm seine Schulter zum Kusse und — weiter nichts. Ich blickte auf Michael Dmitrijewitsch ... Es ist mir noch heute peinlich, mich des unglücklichen, ich möchte sagen hilflosen Ausdrucks in seinem Gesicht zu erinnern; melancholisch ritt er hinter dem Großfürsten und gab verwirrt die nöthigen Befehle. Er that mir leid und ich war bereit, dem Großfürsten zu sagen: „Blicken Sie auf Skobelew! Entweder leistete er nichts oder Sie wissen nicht, was es einem solchen Mann kostet, in Aller Gegenwart vernachlässigt zu werden; haben Sie wenigstens Mitleid mit ihm, sagen Sie laut, daß er sich Verdienste erworben ..." Die Soldaten schienen die peinliche Situation ebenfalls zu fühlen, denn sie empfingen den Großfürsten mit einer so kleinen Dosis Enthusiasmus, schrieen „Hurrah" so lau, so ungern, daß es dem Großfürsten auffallen mußte. Ob er die Situation begriff, weiß ich nicht. Der Großfürst ritt durch die Reihen und entfernte sich bald.

Skobelew begleitete ihn, sprach einige Zeit mit ihm und schien dann ruhiger.

Skobelew schlug und nahm eine türkische Armee gefangen. Sein directer Vorgesetzter erhielt für diese That den Georgs-Orden, die höchste

militärische Auszeichnung; sein College, der Commandirende des zweiten Detachements, obwohl er einen nicht besonders glücklichen Angriff ausgeführt, erhielt denselben Orden, doch Skobelew selbst bekam diese Auszeichnung nicht, weil er für die zweite Classe zu jung war; ein höherer Rang wurde ihm aus demselben Grunde versagt. Man gab ihm viel später mit vielen Anderen einen Säbel für Tapferkeit, doch da er schon zwei solcher Waffen besaß, so hatte er die Wahl, die Säbel im Futteral aufzubewahren oder bei festlichen Gelegenheiten alle drei Säbel anzulegen, was ebenso unbequem wie ungewöhnlich gewesen wäre.

Der Großfürst war unter Anderem darüber unzufrieden, daß eine große Zahl unserer Todten bei Mirski noch nicht beerdigt war.

Der Obercommandirende ritt nach Kasanlyk, wohin das Hauptquartier verlegt wurde. Ich ritt zu Skobelew, um bei ihm zu speisen Sein Vater war bei ihm, ebenso General Strukow und noch irgend Jemand. Als ich ihn Abends verließ, bemerkte ich ihm, daß er den Großfürsten nicht würdig empfangen habe. Das ärgerte ihn. „Was wollen Sie denn von mir? Ich werde die Soldaten nicht künstlich warm machen, ihnen die Mützen in die Luft zu werfen befehlen*). Man empfing ihn kühl, weil man ihn nicht warm empfangen wollte. Bin ich etwa ein Gelbschnabel, soll ich Radezki mit Hurrahrufen zujauchzen? Er hat die Ehre, mag's sein, doch auch für mich hätte er ein freundliches Wort finden können — nicht mal gedankt hat er . . . ."

Skobelews Gestalt steht jetzt vor mir, die Gestalt eines theuern sympathischen Menschen und genialen Kriegers, mit allen Vorzügen und Fehlern eines slavischen Charakters

Ich erinnere mich seiner als ganz jungen Menschen, als er Lieutenant bei den Husaren war, in Turkestan sich auszuzeichnen dürstete, Thorheiten beging, in den Berichten übertrieb, woraus Duelle entstanden u. s. w. Von seiner Tapferkeit zu reden, wäre überflüssig, das wären allzu große Gemeinplätze. Ich glaube, daß eine so unbeschränkte Tapferkeit nicht häufig unbestraft bleibt. Skobelew war gutmüthig, diese Gutmüthigkeit

*) Das geschieht gewöhnlich auf ein Zeichen, das aus der Suite des Commandirenden gegeben wird.

grenzte aber schon ein wenig an Unüberlegtheit. Wenn er z. B. Armen begegnete, so befahl er gewöhnlich einem der ihn begleitenden jungen Leute, dem Armen ein Goldstück zu geben; da er die für ihn gemachten Auslagen häufig vergaß, Geld oft nicht hatte, so war es natürlich, daß die Begegnung mit Armen für seine Ordonnanzen furchtbarer war, als die mit dem Feinde. In letzterer Zeit bemerkte ich an ihm eine Neigung zur Gerechtigkeit. So erinnere ich mich z. B., daß ich ihn nach dem Kampf bei Schenowo mit einem Entschuldigungsschreiben an einen seiner Bataillons-Commandeure beschäftigt fand, dem er Unrecht gethan. Ein General, Commandeur einer Abtheilung, der einem Major einen Fehler eingesteht, ist eine seltene, wenn nicht ganz vereinzelt dastehende Erscheinung in unserer Armee.

Es ist nicht am Platz, hier zu erzählen, was Skobelew im Freundeskreise redete, es genüge zu bemerken, daß er stets ein Vertheidiger einer normalen Entwickelung Rußlands und des Fortschritts, nicht aber des Rückschritts war.

Doch schien mir immer, daß er in solchen Fragen keinen festen Standpunkt hatte. Häufig sagte ich ihm, man könne ihn bestechen (selbstverständlich nicht mit Geld). Er bestritt das sehr eifrig und gab sich den Anschein eines Beleidigten, doch ich glaube, ich irrte mich nicht.

Skobelew war sehr ehrgeizig und hätte schwerlich auch nur einen zeitweiligen Verlust seines Commandos ertragen können. Seinem Ehrgeiz schreibe ich die Veränderung seiner Anschauungen in den letzten Monaten zu. Als ich nach unserem letzten Zusammentreffen in Berlin wegen seiner hitzigen Petersburger Rede über ihn herfiel, versuchte er sich zu rechtfertigen. Als ich ihm jedoch auseinandersetzte, daß er Niemandem Nutzen gebracht, wem er in die Hände arbeite, indem er Rußland in einen Krieg zwinge, sah er sich nach allen Seiten um, ob uns Niemand höre und sagte zornig: „So will ich Dir, Wassili Wassiljewitsch, die Wahrheit sagen, es blieb mir nichts Anderes übrig, *sie* zwangen mich dazu!" — Ueber die Persönlichkeiten schweige ich.

Uebrigens gab er mir sein Ehrenwort, solche Reden nicht mehr zu halten. Versprach's — und redete abermals in Paris. —

* * *

P. S. Den letzten Ausfällen Skobelews gegen Deutschland fehlte es nicht an directen, unmittelbaren Ursachen. Nach seiner Rückkehr von den Manövern der preußischen Armee erschien er mir im höchsten Grade erregt; Alles, was er in Deutschland gesehen und gehört hatte, wies, wie er meinte, auf einen baldigen Krieg Deutschlands mit Rußland hin; selbst aus den Worten, die der deutsche Kaiser in der Abschieds-Audienz an ihn richtete — Worte, die mir vollständig unschuldig schienen — hörte Skobelew eine Drohung heraus. Er ahmte, wie mir erinnerlich, nach, wie Kaiser Wilhelm zu Pferd dastand, und den Ton, in welchem er, umgeben von einer zahlreichen, glänzenden Suite, ihm einen Gruß an den Kaiser von Rußland auftrug. „Sie kamen, uns bis auf die Nieren zu prüfen (Vous venez de m'examiner jusqu'à mes boyaux)" — soll der deutsche Kaiser ihm gesagt haben — „Sie sahen nur zwei Corps, doch sagen Sie Sr. Majestät dem Kaiser, daß alle fünfzehn bei gebotenem Anlaß ihre Pflicht gleich gut erfüllen."

Diese Worte müssen authentisch sein, weil Skobelew sie sofort notirte. Ich fand in ihnen, wie schon erwähnt wurde, nichts, was an eine Drohung erinnert, Skobelew aber dachte anders. Doch noch mehr als die Worte des Kaisers stimmte ihn ein Ausspruch des jüngst verstorbenen Prinzen Friedrich Karl während der Manöver feindselig. Der nicht allein als tapferer Cavalleriſt, sondern auch als braver und rechtschaffener Mann bekannte Prinz klopfte Skobelew freundschaftlich auf die Schulter und äußerte: „Lieber Freund! Macht was Ihr wollt, Oesterreich muß nach Saloniki gehen."

Auch diese Worte notirte Skobelew sofort und er konnte später ihrer nicht kaltblütig gedenken. „Also ist es schon beschlossene Sache," äußerte er wie ein Tiger im Käfig in seinem kleinen Cabinet aus einer Ecke in die andere gehend, „also Deutschland steht ihnen bei und wir sollen schweigen, ruhig zuschauen?" u. s. w.

Seine darauf folgenden Reden konnten übereilt sein, doch sie wurden nicht unter der Wirkung des Weingenusses gesprochen, wie seinerzeit behauptet wurde. Die vorstehende Erinnerung liefert einen Beweis dafür.

V.

I. S. Turgenjew.

1879—1883.

Ich kannte Turgenjew nicht näher, sondern sah ihn nur in den letzten Jahren seines Lebens und schreibe über sie jetzt wenige Zeilen.

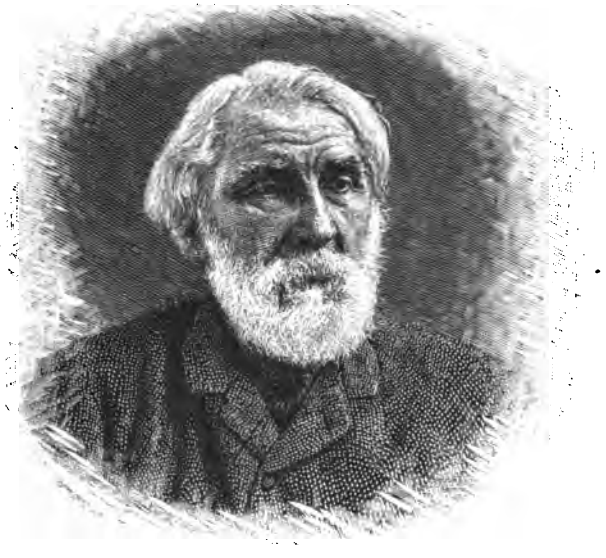
Unsere Bekanntschaft datirt aus der Zeit meines Aufenthalts in der unteren Classe des Seecorps (im Jahre 1855), wohin er seinen Neffen, ebenfalls einen Turgenjew, brachte. Von seinen Dichtungen kannte ich damals noch nichts, entsinne mich aber, daß auch wir Cadetten und unsere Offiziere Iwan Ssergejewitsch mit Neugier betrachteten. In der That gab es was zu sehen! Er schien ein Riese, namentlich im Vergleich mit uns Molusken. Noch wie heute sehe ich ihn, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, zwischen unseren Betten umherspazieren.

Sein Neffe, ein kleiner Knirps mit einer Mopsphysiognomie, erhielt vom ersten Tage an den Spitznamen „Tollkopf"; er lief bald aus dem Corps davon, worauf ihn Iwan Ssergejewitsch aber gebunden wieder brachte. Ich vergaß, mich nach diesem Neffen näher zu erkundigen; wenn er nicht derselbe Mischka war, von dem Turgenjew später schrieb und erzählte, so war er ihm jedenfalls sehr ähnlich.

* * *

Viele Jahre vergingen; ich las und las wiederholt das „Tagebuch eines Jägers" und darauf alle Erzählungen und Romane Turgenjews. Es machte sich so, daß ich Antonowitsch' Kritik über „Väter und Söhne"

früher las als den Roman selbst und erinnere mich sehr wohl, daß sie mir parteiisch erschien. Als ich den Roman las, frappirte mich aber die Einseitigkeit und die Beschränktheit der Urtheile des Recensenten. Die Wirkung dieses Romanes auf mich war enorm. Ich habe seitdem den Roman mehr als einmal gelesen und entdeckte jedesmal neue Schönheiten, neue Meisterschaft und wunderte mich jedesmal über die Unparteilichkeit des Autors und seine Geschicklichkeit, seine Sympathien und Antipathien zu verbergen. Nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch die mit nur wenigen Strichen gezeichneten Nebenpersonen waren lebende Wesen, von einem genialen Künstler geschaffen.



„Neuland" gefiel mir gar nicht. Im ersten Theil ist noch Vieles natürlich und die Typen sind wahr; doch der zweite Theil ist offenbar nicht das Resultat von Beobachtungen, sondern auf Mittheilungen und Vermuthungen, die Turgenjew aus dritter Hand erhielt, aufgebaut. Ich schimpfte, offen gesagt, als ich den zweiten Theil las. Nicht etwa das Sujet choquirte mich, durchaus nicht; denn ich bin der Ansicht, daß in den Händen eines großen Talents Alles zum Gegenstande künstlerischer Dar-

stellung werden kann, unter der Voraussetzung, daß dieses große Talent den Gegenstand, worüber es schreibt, auch kennt.

* * *

Zur Erläuterung meiner Ansicht nehme ich den bekannten französischen Romanschriftsteller Zola. Einige seiner Romane, z. B. „Assomoir", athmen Wahrheit und zeichnen sich durch Wahrheit der Typen aus, andere wie „Nana" sind schwächer. Man macht dem Autor den im letzten Roman beschriebenen Schmutz zum Vorwurf, doch ich bin weit entfernt, mich dem anzuschließen, weil meiner Meinung nach die Darstellung gewisser Schichten unmöglich ist, wenn man nicht zu gewissen Erklärungen greift und gewisse Bilder zeichnet; für die Geschichte der Entwickelung der Menschheit ist es jedenfalls von Wichtigkeit, daß alle Seiten des zeitgenössischen Lebens durchforscht und beschrieben werden. Mein Vorwurf gegen Zola besteht darin, daß er die in der „Nana" geschilderte Gesellschaftsschicht absolut nicht kannte und, nur die äußeren, mehr hervortretenden Züge und Rauhheiten erfassend, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen nicht untersuchen und wiedergeben konnte; er häufte eine Mißgestalt auf die andere und setzte den Leser in Erstaunen, überzeugte ihn aber nicht.

Von diesen Betrachtungen zu den Mitteln und Materialien Zolas übergehend, muß bemerkt werden, daß er die sogenannte Halbwelt auch gar nicht kennen konnte. Er führt ein sehr zurückgezogenes Leben und blickte nur einmal in das Boudoir einer üppigen Kokette, während sie abwesend war, um ihr Schlafzimmer beschreiben zu können. Iwan Sfergejewitsch erzählte mir, daß er in einer Gesellschaft, wo der Autor der „Nana" vorlesen sollte, bemerkte, wie sein Freund, je größer die Zahl der Gäste wurde, immer ängstlicher und bleicher wurde und sogar zitterte. „Was hast Du, lieber Freund?" fragte ihn Turgenjew. „Ich gestehe," antwortete Zola, „daß ich noch nie Gelegenheit hatte, in einer Gesellschaft von Damen zu sein, welchen gegenüber man sich Rücksichten auferlegen muß." Ist es nun denkbar, daß ein Autor, der die Welt so wenig kennt, das intime Leben der Aristokratie, ihre Manieren, Gesellschaften u. s. w. beschreibt?

Ich komme auf „Neuland" zurück, um zu bemerken, daß die gleiche Unkenntniß der beschriebenen Gesellschaftsschicht, nur in einer ganz anderen

Sphäre, mich in dem zweiten Theil dieses Romans frappirte. Nichts ist da nach der Natur, auf Grund von Beobachtungen dargestellt; Alles aus sich heraus, wie die Künstler sagen.

* * *

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1876, als ich in Paris in einem kleinen Hotel eines Russen W. Logis nahm. Ich weiß nicht, ob er Iwan Sfergejewitsch kannte oder bei passender Gelegenheit seine Bekanntschaft machen wollte. Einst fragte er mich, ob ich mit Turgenjew bekannt sei. „Dem Namen nach," antwortete ich, „kenne ich ihn allerdings schon lange und schätze seine Arbeiten hoch." Nach einigen Tagen zeigte mir W. einen Brief. „Kennen Sie die Handschrift?" — „Nein, sie ist mir unbekannt." — „Es ist ein Brief Turgenjews, worin er schreibt, daß er sich freuen würde, Ihre Bekanntschaft zu machen, besuchen Sie ihn, wann Sie wollen." Ich entgegnete, daß ich überhaupt nicht hingehen würde, weil ich um die Bekanntschaft bekannter Personen nicht zu betteln liebe; ich bedeutete ihm, ähnliche Briefe in meinem Namen nicht mehr zu schreiben.

* * *

Nach dem türkischen Kriege bemerkte mir der Maler Bogoljubow beiläufig: „Es giebt einen Mann, der Sie sehr, sehr kennen zu lernen wünscht." — „Wer ist es?" — Iwan Sfergejewitsch Turgenjew." Ich war herzlich erfreut und ließ ihn bitten, mich zu jeder beliebigen Zeit zu besuchen. Als dieser theure Gast nach Maisons Laffitte kam, wollte ich — ich gestehe es offen — ihm um den Hals fallen und ihm sagen, wie tief ich ihn schätze und verehre. Es kam aber anders; ich mußte einen anwesenden Freund, den General S., vorstellen und wir wechselten nur einige banale liebenswürdige Redensarten. Turgenjew besah meine Arbeiten mit großem Interesse. Zwei, drei Bilder aus dem türkischen Kriege waren schon begonnen; besonders gefiel ihm der Verwundetentransport, und jeden der auf dem Bilde dargestellten Soldaten nannte er mit einem Namen. „Dieser da ist Nikifor aus Tambow, dieser Sidorow aus Nischni" u. s. w.

Später besuchte mich Iwan Sfergejewitsch noch zweimal und brachte auch seinen Freund Onjegin mit, welcher den Schriftsteller während seiner letzten Krankheit häufiger als wir Andern besuchte.

* * *

Ich besuchte auch Turgenjew mehrmals. Bei meinem ersten Besuche litt er an Podagra. Schon damals waren die Anfälle der Krankheit offenbar sehr heftig, wie aus seinem sehr erschöpften und hinfälligen Aussehen nach jedem Anfall zu schließen war.

Turgenjew behandelte seine Gäste mit bemerkenswerther Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, erkundigte sich, selbst während seiner Krankheit, theilnahmsvoll nach den begonnenen und zukünftigen Arbeiten und sprach über sich selbst bescheiden und aufrichtig, mit feiner Stimme und einem gutmüthigen Lächeln auf dem Gesicht.

Mir wollte es scheinen, und ich glaube, ich irrte mich nicht, daß Iwan Sfergejewitsch nach den Ovationen, die man ihm in Moskau und Petersburg darbrachte, ein wenig selbstbewußter wurde. In seinen Briefen schrieb er nun statt der Anrede „Verehrter" — „Lieber", doch blieb er stets freundlich und immer bereit, nach Kräften zu helfen. Als ich meine Arbeiten in Paris ausstellte, half er mir zuerst ein Ausstellungslocal suchen und sodann stellte er mich mit einigen Zeilen im „XIX. Siècle" dem Pariser Publikum vor.

Uebrigens half er nicht nur mit Rath, sondern auch mit materiellen Mitteln Allen, die sich an ihn wandten. Geldunterstützung gewährte er vielen jungen Leuten, die Rußland zu verlassen gezwungen waren, und in Paris, wie sich einer von ihnen ausdrückte, nihilisirten. (Ich machte Iwan Sfergejewitsch auf diesen charakteristischen Ausdruck aufmerksam und er lachte viel darüber.)

Die Unterstützung, welche er den Emigranten erwies, seine freie und unabhängige Denkweise, besonders aber die Veröffentlichung der Erzählung eines Jünglings, der durch ein Mißverständniß vier Jahre im Gefängniß saß, führten dahin, daß man in den höheren Sphären Petersburgs Turgenjew für einen Rothen hielt. Im Jahre 1880 theilte er mir bei Gelegenheit, sichtlich beunruhigt, mit, Fürst Orlow habe ihn besucht und den Befehl überbracht, daß er sich nach Rußland begeben solle. Ich war aufrichtig

überzeugt, daß an der Sache nichts sei und nichts sein konnte und versicherte denn das auch mit Bestimmtheit, doch wich seine Unruhe, wie ich mich erinnere, nicht. In der That belästigte ihn in Petersburg Niemand und der ihm zugegangene Befehl sollte wahrscheinlich nur eine Warnung sein.

* * *

Daß Turgenjew einen großen Roman zu schreiben beabsichtigte und auch schon begonnen hatte, erfuhr ich zuerst von seinem Freunde, dem bekannten deutschen Kritiker Pietsch und später von ihm selber; nach seinem Tode wurde mir gesagt, daß er einen Roman entworfen habe, der auf die geistige Bewegung der russischen Jugend der letzten Zeit Rücksicht nimmt. Der Inhalt sollte ungefähr folgender sein: Eine gebildete junge Russin lernt in Paris einen jungen Franzosen, einen Radicalen, kennen, und tritt ihm näher, verläßt ihn aber darauf, um sich einem Vertreter des russischen Radicalismus anzuschließen, dessen Anschauungen und Ueberzeugungen denjenigen des Franzosen in ein und denselben Fragen strict entgegengesetzt sind.

Nach seinen letzten Dichtungen zu urtheilen, „Clara Militsch" nicht ausgenommen, muß man glauben, daß das Talent des Autors von „Väter und Söhne" sich kaum zur früheren Höhe erhoben hätte. Allerdings begegnet man auch in seinen letzten Arbeiten vielen schönen Gedanken, meisterhaften Skizzen, doch im Allgemeinen haben seine Gestalten nicht mehr den früheren ruhigen, schmeichelnden Reiz, noch die frühere Frische und das frühere Leben.

Der Eindruck seiner kleineren Arbeiten, z. B. der „Gedichte in Prosa", ist größtentheils ein niederdrückender.

So vernimmt man auch überall die Phrase, mit der er mir einst auf die Frage nach seiner Gemüthsverfassung antwortete: „Ich beginne die dunkle Angst des Todes zu fühlen!"

Selbst solche Erinnerungen, wie die Erzählung „Mischka", bleiben, was typische Gestaltung anbetrifft, weit hinter dem „Tagebuch eines Jägers" zurück. Diese Erzählung hörte ich aus dem Munde Iwan Sfergejewitsch' und damals machte sie auf mich einen unvergleichlich größeren Eindruck als später beim Lesen.

Ich wußte, daß Turgenjew gut erzählt, doch in der letzten Zeit war er immer müde, begann träge und mit Unluſt zu ſprechen und wurde, indem er ſich in die Rolle hineinverſetzte, nur ein wenig lebhafter. Damals, als er beim Vortrag der Erzählung „Miſchka" zu der Stelle kam, wo Miſchka eine ganze Compagnie tanzender Bettler führt, ſtand Iwan Sſergejewitſch lebhaft vom Stuhle auf, machte Handbewegungen und begann einen Trepak zu tanzen, und wie tanzte er ihn! Beugte die Kniee und ſang Tra—ta—ta—ta—ta! Tra—ta—ta! — Vierzig Jahre ſchienen von ihm genommen; wie er ſich bog, wie er die Schultern bewegte! Seine grauen Locken fielen über das Geſicht, das roth, glänzend und froh war. — Ich ergötzte mich an ihm und konnte mich nicht enthalten, in die Hände klatſchend zu rufen: Bravo! bravo! bravo! Er ſchien durchaus nicht ermüdet, denn ſo lange ich bei ihm ſaß, fuhr er in ſeiner lebhaften Erzählung fort. Und doch war das kurz bevor die Krankheit ihn mit ihren Krallen packte, wie er ſich ausdrückte. Jetzt, da ich weiß, daß ſchon damals zwei Wirbel vom Krebs angegriffen waren, denke ich faſt mit Verwunderung an jene Stunde zurück.

* * *

Während einer heftigen Krankheit im Frühjahr 1882 erfuhr ich, daß Turgenjew ſehr ernſt erkrankt ſei. Sobald ich beim Beginn des Sommers aufſtehen konnte, fuhr ich zu ihm. Schon von der Treppe aus rufe ich ihm zu: „Was iſt denn das? Wie kann man nur ſo lange krank ſein?" Ins Zimmer tretend, ſehe ich daſſelbe freundliche Lächeln und höre dieſelbe feine Stimme. „Was machen, die Krankheit hält mich feſt und läßt mich nicht los." Iwan Sſergejewitſch hatte ſich ſeit dem Tage, als ich ihn tanzen ſah, entſchieden nicht verändert und das führte mich irre; ich war von ſeiner Wiedergeneſung feſt überzeugt, erklärte das auch Allen, die mich fragten.

Turgenjew war ſehr lebhaft und obgleich er über beſtändige und ſehr ſtarke neuralgiſche Schmerzen in der Bruſt und im Rücken klagte, ſo bat er doch bei ihm zu bleiben, erzählte lebhaft, indem er ſich im Bette aufrichtete und viel lachte. Die Rede kam unter Anderem auch auf Literatur und ſeine Arbeiten. Iwan Sſergejewitſch, der ſeine hohe Achtung vor dem

Talent Lew Tolstois aussprach, äußerte auch: „Was Tolstoi nicht hat, das ist Poesie, sie fehlt in seinen Erzeugnissen vollständig." Ich enthielt mich nicht, meine gegentheilige Ansicht auszusprechen und führte als Beispiel die hochpoetischen Schöpfungen „Die Kosaken", „Polikuschka" und andere an. Turgenjew schien bei seiner Meinung zu bleiben, stritt aber nicht weiter.

Als der unlängst aus Frankreich ausgewiesene bekannte Lawrow, den ich bei meinem Besuche vorfand, sich entfernt hatte, bat mich Turgenjew, Niemand zu sagen, daß ich L. gesehen und erzählte mir ein seltsames Stückchen der französischen Administration. L. wurde aus Frankreich ausgewiesen, ihm aber später, nach vielen Protesten, gestattet, im Stillen wiederzukehren, wenn er es brauchte und außerdem lud der Polizei-Präfect Turgenjew zu sich und befragte ihn über L. Turgenjew konnte ihm nur sagen, L. sei der unschädlichste Mensch, wenn auch ein Idealist, welcher sich leicht hinreißen läßt. „Wir glauben Ihnen," antwortete der Präfect und L. erhielt die geheime Erlaubniß, nach Frankreich zu kommen, gleichsam durch Vermittelung Turgenjews.

* * *

Wie damals in meinem Gespräch mit Turgenjew, so glaube ich noch heute, daß er im Unrecht war, wenn er sich unter den russischen Schriftstellern eine allzu bescheidene Stelle anwies. Bjelinski schätzte ihn allerdings nicht hoch, doch das läßt sich dadurch erklären, daß Iwan Sergejewitsch damals noch nicht volle Reife erlangt und für ein russisches Talent allzugroße wissenschaftliche Bildung hatte, im Kopfe Bjelinskis, der die Mängel der Bearbeitung der einheimischen Diamanten wohl kannte, die Vereinigung eines schriftstellerischen Talentes ersten Ranges und eines ernsten Hegelianers in einer Person aber nicht gut Platz fand. An Bildung stand Turgenjew entschieden über allen Schriftstellern. Was die Kraft seines Talentes betrifft, so bleibt er vielleicht hinter einigen Andern zurück, doch hinsichtlich der Fülle und der Höhe seines schöpferischen Talentes folgt er unmittelbar hinter Puschkin und Lew Tolstoi. Die Fabel einer Erzählung, d. h. was Viele für unwesentlich halten, meiner Meinung nach aber der schwerste Theil der schöpferischen Arbeit ist und nur Wenigen gelingt, ist bei Turgenjew fast immer gut. Noch schwieriger als Typen zu erfassen, erscheint

die Aufgabe, sie lebend handeln und natürlich sterben zu lassen. Gogol z. B. ist ein genialer Zeichner von Typen, aber schwach in der Erfindung der Fabeln; wie ausdrucksvoll auch ein großer Theil seiner Gestalten, einzeln genommen, ist, ebenso schwach erscheint der ganze Gang der Handlung; nur Kinder und unentwickelte Menschen werden sich zur Erzählung von dem „Kauf der todten Seelen", die in das Gouvernement Cherssson oder in ein anderes übergesiedelt werden sollten, zu den Heldenthaten des Revisors u. s. w. ernst verhalten. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß das Talent, nehmen wir den oben erwähnten Gogol als Beispiel, einseitig ist; neben einem durch Kraft und Naturtreue auffallenden negativen Typus steht ein durchaus untauglicher, absolut falscher positiver Typus. —

Anders bei Turgenjew. Will man gerecht sein, so muß man gestehen, daß die Typen im „Tagebuch eines Jägers", wie vertieft sie auch sein mögen, dennoch unter den in Erstaunen setzenden Typen Gogols stehen; doch leben und handeln sie verständig, keine unsichtbare Kraft veranlaßt sie zu Handlungen und zu vaudevilleartigen Intriguen, die mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruche stehen. Ferner gelingen Turgenjew, wie schon erwähnt, nicht nur diese oder jene seiner Lieblingstypen, sondern Alle, Abgeschmackte und Verständige, Kluge und Dumme, Väter und Kinder — Alle sind gleich wahr und treten scharf hervor.

Ich wiederhole: ein so vollständiges und hohes schöpferisches Talent findet man meiner Ansicht nach nur bei Wenigen; außer Puschkin und Lew Tolstoi besaß es höchstens noch Lermontow in seiner Prosa. Die Gestalten in den Gedichten des Letzteren sind verschwommen und wenig natürlich.

* * *

Doch wenden wir uns wieder der Krankheit Turgenjews zu. Bei meinem schon erwähnten letzten Besuche klagte er betrübt, daß er nicht nach Rußland reisen könne. „Zu welchem Zwecke wollen Sie jetzt nach Rußland reisen, Sie sollten sich erst hier erholen, gut erholen!" — „Ganz recht, aber dort könnte ich meine Arbeit fortsetzen; ich habe Etwas unter der Feder, was dort geschrieben werden muß." Vielbedeutend schüttelte er dabei den Kopf.

Den Herbst und den Winter hindurch kränkelte Turgenjew. Ich fand keine Gelegenheit, irgend einen der ihn behandelnden Aerzte zu sprechen und war der Meinung, daß seine Krankheit nicht tödtlich sei.

Als ich einst in die rue de Douai kam, schrieb ich einige Worte, worin ich mich nach seinem Zustande erkundigte und schickte das Billet zu ihm hinauf, doch der Diener brachte es mir zurück. Herr Turgenjew liege, sei nicht im Stande zu lesen, die Vorhänge seien heruntergelassen, er bitte um meinen Namen. — Ich begriff, daß es nicht gut stehe und entfernte mich, um ihn nicht zu beunruhigen.

Bei meiner Rückkehr aus Indien fragte ich wieder nach; es stand sehr schlecht und Niemand wurde vorgelassen. Als ich aus Moskau zurückkehrte, traf ich den schon erwähnten Onjegin und erfuhr von ihm, daß nicht nur die Monate, sondern auch die Tage Iwan Sfergejewitsch' gezählt sind. Ich fuhr nach Bougival, wo er sich damals befand. Unterwegs trat mir sein Bild, wie es ehemals war, vor Augen, doch als ich in der Absicht, das Gespräch nach alter Weise mit einem Scherz zu beginnen, ins Zimmer trat, blieb mir das Wort in der Kehle stecken: auf der Couchette, wie ein Kringel zusammengebogen, lag Turgenjew, doch scheinbar nicht derjenige, welchen ich kannte, nicht der Majestätische mit dem schönen Kopfe, sondern ein kleiner Mann, abgemagert, gelb wie Wachs, mit eingesunkenen Augen, trübem, leblosem Blick.

Er schien den üblen Eindruck, den er machte, zu bemerken und sprach sofort davon, daß er sterbe, keine Hoffnung vorhanden sei u. s. w. „Wir Beide," fügte er hinzu, „sind verschiedenen Charakters; ich war immer schwach, Sie energisch und entschieden." Thränen traten mir in die Augen, ich versuchte ihm zu widersprechen, doch Iwan Sfergejewitsch unterbrach mich nervös: „Ach mein Gott, lassen Sie doch das Trösten, Wassili Wassiljewitsch, ich bin ja kein Kind und übersehe meine Lage, meine Krankheit ist unheilbar; ich leide dermaßen, daß ich hundertmal am Tage den Tod anrufe. Den Abschied vom Leben fürchte ich nicht und bedaure nichts; ein oder zwei Freunde, welche man nicht gerade liebt, an die man sich aber gewöhnt hat . . ."

Ich ging ein wenig auf seinen Ton ein, doch wie ich zugab, daß er elender geworden, höre ich Onjegin, der anwesend war, mich eilig verbessern:

„Wie soll man auch in so langer Zeit nicht elender werden.“ Ich begriff, daß Vorsicht geboten sei und bestand nun darauf, daß, wo keine direct tödtliche Krankheit, der Tod auch nicht unvermeidlich ist, er sei auch noch nicht in dem Alter, wo man sterben müsse. „Sie sind doch erst fünfundsechzig Jahr?“ — „Vierundsechzig,“ verbesserte er mich und begann aufs Neue zu widersprechen, nahm aber doch meine tröstenden Worte ruhiger entgegen; man sah, daß sie ihm nicht unangenehm waren und er selbst noch Hoffnung hatte.

Er befragte mich über meine Arbeiten, wo ich war und wohin ich zu reisen beabsichtige. Ich sagte ihm, daß ich ins Bad reise und nach einem Monat wieder vorkommen werde. „Ich gebe Ihnen einen Monat Frist; wenn Sie sich unterdessen nicht erholen, dann nehmen Sie sich in Acht, Sie haben es mit mir zu thun.“ Iwan Sfergejewitsch lächelte über diese Drohung. „Kommen Sie nach einem Monat, nach drei oder sechs Monaten, Sie werden mich immer in demselben Zustande finden.“

Ich erlaubte mir, ihn vor dem häufigen Genuß von Morphium zu warnen, wenn narkotische Mittel durchaus nothwendig, so solle er doch mit Chloral abwechseln. „Ich wäre froh, doch was machen? Wenn die Schmerzen innen quälen, ist man bereit, alles Mögliche einzunehmen, um sie zu mildern . . .“

An diesem Tage war Turgenjew angekleidet, da er eine Spazierfahrt versucht hatte, doch das Fahren auf dem Pflaster ermüdete ihn, er kehrte bald zurück und wollte sich nun ins Bett legen. Das war seine letzte Ausfahrt.

Onjegin, mit dem ich zusammen fortging, sagte mir unterwegs: „Turgenjew weiß nicht, daß er nicht einmal so lange leben wird, wie er sagt; von Doctor Bjelogolowij weiß ich, daß alle Blutgefäße sich in Zersetzung befinden.“

* * *

Etwa nach einem Monat kehrte ich wieder. Iwan Sfergejewitsch lag im Bett, war noch gelber und welker geworden — es war nicht zu bezweifeln, daß er stirbt. In den russischen Zeitungen hatte ich gelesen, daß es ihm besser geht und er ausfährt und in dieser Meinung kam ich zu ihm.

Er machte mich mit seinem langjährigen Freunde Toporow, der an seinem Bette saß, bekannt. „Es geht Ihnen, wie ich höre, besser? Sie machen Ausfahrten?"

„Ach, ach!" stöhnte der Kranke, „was ist das für Besserung und kann ich, an das Bett gefesselt, an Ausfahrten denken! Wer sagte Ihnen das?" — „Ich las es in der Zeitung." — „Darf man denn das glauben, was die Zeitungen schreiben; sehen Sie, wie ich ausschaue!"

„Ich weiß," hob er an, als wir allein geblieben waren, „daß ich das neue Jahr nicht erlebe." — „Woher wissen Sie das?" — „Ich sehe das aus Allem, fühle es selbst und schließe es auch aus den Worten der Aerzte; sie geben mir zu verstehen, daß ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringe." Mir schien es auffallend, daß die Aerzte, welche, so viel mir bekannt, ebenso wie seine ganze Umgebung ihm beständig Hoffnung machten, ihm das sagen konnten; wie ich später erfuhr, machte Turgenjew diese Aeußerung nicht ohne Ursache. Ich wollte ihm schon antworten: „Was machen? Dahin kommen wir Alle —" doch als ich sah, wie sein erlöschender Blick in Erwartung der Antwort sich forschend auf mich richtete, unterdrückte ich diese Worte und sagte: „Auch Aerzte können irren." Als Beispiel führte ich den Grafen Chambord an, dem die Aerzte sicheren Tod prophezeiten und dessen Zustand sich verbesserte, ein Beispiel, das allerdings sehr unpassend war, da Graf Chambord bald darauf in der That starb. Turgenjew hörte übrigens aufmerksam zu; man sah, daß er durchaus nicht alle Hoffnung verlor und wünschte, daß auch die Andern sie haben. Er beklagte sich, daß er nicht alles Nöthige habe machen können. „Sie hätten nicht Alles gethan?" — „Nicht das! Sie verstehen mich nicht, ich spreche von meinen Angelegenheiten, die ich nicht zur rechten Zeit in Ordnung brachte." — „Dem läßt sich ja leicht abhelfen." — „Nein, das ist unmöglich. Mein Gut," fuhr er mit leiser Stimme fort, „ist noch nicht verkauft, ich wollte es immer verkaufen, war aber stets unentschlossen und verschob es." — „Natürlich! es war Ihnen schwer, davon zu scheiden!" — „Ja, es war mir schwer, doch sterbe ich jetzt, so kommt das Gut weiß Gott an wen —" und traurig schüttelte er den Kopf.

Mir schien, er sei um seine Tochter besorgt, mit der ich einst bei ihm zusammentraf und bekannt wurde. Sie ist eine sehr nette Dame, nicht

groß von Wuchs, brünett, dem Vater sehr ähnlich und an einen Franzosen verheirathet, dessen Verhältnisse in letzter Zeit nicht glänzend waren. Wie ich übrigens später erfuhr, war er besorgt, weil es ihm nicht möglich wurde, sein ganzes Vermögen der Persönlichkeit zuzuwenden, welcher er fast sein ganzes Leben seine Zuneigung bewahrte.

Iwan Sfergejewitsch befragte mich ganz besonders angelegentlich über meine Familie, meine Frau, meine verstorbenen Eltern und meine Brüder. Beim Beginn unseres Gespräches bat er seine Pflegerin, Madame Arnold, eine Morphium-Einspritzung zu machen. Sie that es und fragte ihn, ob er nicht frühstücken wolle. „Was giebt es?" — „Lachs —" Er schien zu überlegen, hob die Hand zum Kopf und dachte lange nach. „So geben Sie wenigstens Lachs und weiche Eier dazu." Man sah, daß er noch etwas Appetit hatte. „Wie steht es mit Ihrem Magen?" — „Er verdaut nichts, da esse ich diesen Lachs und übergebe mich sofort."

Ich sprach wieder von Morphium und bat ihn, nicht zu viel einzuspritzen. „Es kommt nicht darauf an," antwortete er, „meine Krankheit ist unheilbar, ich weiß es." Nachdem er den medicinischen Namen seiner Krankheit genannt, fügte er hinzu: „Nehmen Sie ein medicinisches Wörterbuch, schlagen Sie nach, dort heißt es direct: unheilbar, incurable . . ."

„Nach einer Woche besuche ich Sie wieder." — „Kommen Sie, doch sehen Sie zu, wenn Sie nach zwei Wochen kommen, so trägt man mich schon mit den Füßen voran hinaus!"

Als ich ihn verließ, drohte ich mit dem Finger und rief: „Nehmen Sie sich vor allzu viel Morphium in Acht." — Lächelnd neigte er zum Zeichen seiner Beistimmung den Kopf und geleitete mich mit einem traurigen Blick, der mir im Gedächtniß blieb. Es kam wie er sagte; fast zwei Wochen später war er eine Leiche. Und wie sehr wünschte er zu leben!

* * *

Der Eindruck des letzten Besuches war so traurig, daß ich erst nach vier Tagen wiederkam. Es war am Nachmittage und Iwan Sfergejewitsch, dem man eben Morphium eingespritzt hatte, schlief. Ich saß nebenan im Cabinet, einem bescheidenen, gemüthlich und nach Junggesellenart eingerichteten Zimmer: ein Schreibtisch, ein türkischer Divan, an den Wänden

viele Studien, vorzugsweise russischer Künstler, und Turgenjews nicht besonders gelungenes Porträt.

Ich unterhielt mich mit Madame Arnold, welche den Kranken schon lange pflegte. Sie sagte, daß man noch immer auf seine Wiedergenesung hoffte, daß die Aerzte die Krankheit verschieden beurtheilten und sie persönlich sei dadurch am meisten beunruhigt, daß das Podagra aus den Füßen vollständig geschwunden, folglich höher gegangen sei. Davon hatte ich schon von dem Kranken selbst bei Beginn seiner Krankheit gehört; er sprach es direct aus, daß er das Podagra schon in der Nähe des Herzens fühle. Bei meinem letzten Besuche sagte er, über die Abnahme seiner Kräfte klagend: „Wenn Sie nur meine Füße sehen würden, schauen Sie — Nichts als Knochen!" Ich entschloß mich nicht hinzusehen, denn mir trat mein verstorbener Vater vor Augen, dessen Füße vor seinem Tode vollständig vertrockneten. Madame Arnold erklärte mir, niemals habe Jemand Turgenjew zur Ordnung seiner Angelegenheiten gerathen, es sei nur eine List von ihm, um meine Ansicht über seine Lage zu erforschen, weil er den Verdacht hat, daß die ihn umgebenden Personen sich verabredet haben, ihn zu beruhigen und zu betrügen. — Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß seine Klage ganz unbegründet war, wahrscheinlich war er von irgend Jemand gedrängt worden, seine Angelegenheiten schneller zu ordnen. Madame Arnold theilte mir auch mit, daß viele der Pariser Berühmtheiten Iwan Ssergejewitsch Besuche machten, unter Anderen auch Emil Augier, — „C'est un auteur dramatique très connu," fügte sie erklärend hinzu — „er kam neulich eine neue Pièce vorlesen."

Ich erwähne hier, daß ich von Turgenjew über frühere und jetzt lebende Berühmtheiten nur selten urtheilen hörte. Von A. S. Puschkin sprach er einst in einem andächtigen, besonders ernsten Ton; sein Gesichtsausdruck glich damals sehr dem Porträt, welches der vollständigen Sammlung seiner Werke beigefügt ist; er zog die Stirne in Falten und hob den Zeigefinger bedeutungsvoll in die Höhe. Ich erinnere mich unter Anderem seiner Erzählung über Victor Hugo, welche für die geringe Belesenheit des Dichters bezeichnend ist. „Wir sprachen von Goethe, Hugo widersprach und griff Goethe wegen seines „Wallenstein" an. „Maître," sage ich, „Wallenstein" ist ja nicht von Goethe, sondern von Schiller geschrieben." „Nun ja, das

ist ganz gleich," antwortete Hugo und begann, um den Fehler zu verdecken, in den Tag hinein zu sprechen."

Die Dame erzählte mir noch, daß Turgenjew durch einen Brief an Lew Tolstoi, den er vom Todtenbette aus bat, die Feder nicht niederzulegen und Rußland mit ihr zu dienen, in große Aufregung versetzt wurde. „Ich saß bei Tisch, als er mich rief; er gab mir ein mit Bleistift beschriebenes Stück Papier und sagte: Schicken Sie das, bitte, schnell ab, es ist sehr, sehr eilig."

* * *

Ich erkrankte an einer sehr heftigen Erkältung und zog ins Krankenhaus, so daß ich erst nach acht oder zehn Tagen nach Bougival fahren konnte.

„Herr Turgenjew befindet sich sehr schlecht," sagte mir beim Eintritt in das Haus der Hausknecht, „eben ging der Doctor fort, er meinte, der Herr würde den heutigen Tag nicht überleben." Ist das möglich? Ich stürzte ins Häuschen — nirgends eine Menschenseele; ich stieg die Treppe hinan — auch dort Niemand. Im Cabinet der Familie Viardot sitzen sie Alle zusammen, auch ein Russe, Fürst Meschtschersky, der Turgenjew zuweilen besuchte und nun schon drei Tage mit den Viardots zusammen bei ihm saß, war unter ihnen. Sie umringten mich und erzählten, mit dem Kranken stehe es ganz schlecht, es gehe zu Ende. „Gehen Sie zu ihm." — „Nein, ich werde ihn nicht beunruhigen." — „Sie werden es nicht, denn er liegt in der Agonie." Ich trat ins Zimmer — Iwan Sergejewitsch lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt an den Körper gedrückt, die Augen kaum geöffnet, der Mund erschreckend weit auf und der Kopf, stark nach hinten gesunken, ein wenig auf die linke Seite geneigt, hebt sich bei jedem Athemzug; offenbar würgte den Kranken etwas, es fehlte ihm etwas, es fehlte ihm an Luft. — Ich konnte den Anblick nicht ertragen und brach in Thränen aus.

Die Agonie hatte schon mehrere Stunden vorher begonnen, das Ende schien nahe zu sein.

Die Hausgenossen gingen frühstücken und ich blieb mit Madame Arnold, die beständig die trockene Zunge des Kranken anfeuchtete, am Bett zurück.

Im Zimmer war es öde; ein Diener räumte auf, stäubte ab, klopfte

unbarmherzig und unterhielt sich laut mit der hin- und hergehenden Dienerschaft. — Man sah, daß kein Grund zu Rücksichten mehr vorhanden war.

Halblaut erzählte mir Madame Arnold, daß Turgenjew am Abend vorher von Allen Abschied nahm und gleich darauf zu phantasiren anfing. Von Meschtschersky wußte ich bereits, daß das Phantasiren wahrscheinlich seinen Anfang nahm, als Iwan Sfergejewitsch russisch zu sprechen begann. Niemand in der Umgebung verstand ihn natürlich und Alle fragten: Que ce qu'il dit? „Lebt wohl meine Lieben," murmelte Turgenjew. „Meine Weißlichen" — „Diesen letzten Ausdruck," bemerkte Meschtschersky, „kann ich gar nicht verstehen, wie mir scheint, kommt Iwan Sfergejewitsch sich als ein russischer Familienvater vor, der von seiner Familie und seinen Hausgenossen Abschied nimmt."

Zwei klägliche Wehrufe kamen von den Lippen Turgenjews, er wandte ein wenig den Kopf und richtete ihn gerade, seine Hände rührten sich während einer ganzen Stunde nicht einmal. Der Athem wurde langsamer und schwächer. Ich wollte bis zum letzten Augenblick dableiben, doch Meschtschersky bat mich im Namen der Familie Viardot zum Doctor Brouardel zu gehen und ihm mitzutheilen, was ich gesehen, im Fall seiner Abwesenheit aber einen Brief über den Zustand des Kranken zu hinterlassen. Ich nahm den Brief und berührte zum letzten Mal die Hand Iwan Sfergejewitschs, die schon kalt wurde.

* * *

Eine Stunde später war Turgenjew todt.

Beim Doctor Brouardel, den ich nicht zu Hause traf, ließ ich den Brief zurück; der Arzt kam erst am dritten Tage. Ich telegraphirte zwei nahen Bekannten des Verstorbenen, Onjegin und dem Fürsten Orlow. Auch die ferne Heimath wollte ich benachrichtigen; doch da ich nicht zu den Freunden des Verstorbenen gehörte, glaubte ich mich nicht berechtigt, von mir aus Kunde über diese nationale Trauer zu geben.

VI.

In Sibirien.

Es ist merkwürdig, daß die große sibirische Bahn noch nicht verwirklicht ist. Nach den vielen Beschlüssen betreffs dieser Bahn scheint man sich abermals die Frage vorzulegen, ob es denn solche Eile habe? Nach Jahren wird man über diese Sachlage staunen. Unterdessen blieb das Gebiet infolge der großen Entfernung und der Isolirtheit um hundert Jahre zurück und seufzt unter der Last aller nur möglichen Mißbräuche.

Ein Sibirier äußerte mir gegenüber: „In Rußland habt Ihr viele Gesetze, wir in Sibirien dagegen nur zwei: Fünfundzwanzig-Rubelscheine und Hundert-Rubelscheine." Schon der Ausdruck des Sibiriers: „Bei Euch in Rußland —" ist äußerst charakteristisch und veranschaulicht so recht die Isolirtheit des Gebietes. Diesen Ausdruck hört man allerdings auch in Turkestan, im Kaukasus, in den baltischen und polnischen Provinzen; doch was dort einen Sinn hat, erscheint im Munde eines Bewohners Sibiriens, das eine rein russische Bevölkerung hat, einfach unverständlich. Wenn auch nicht im Interesse der Landwirthschaft und des Handels, so müßte doch zur Entwickelung der den administrativen Gemüthern so theuren Goldindustrie statt des vorläufig existirenden Luftlochs, das man sibirische Straße nennt, endlich ein Fenster nach Sibirien ausgehauen werden.

Diese Straße ist nicht sicher, wohl aber gruftig. Glücklich Diejenigen, welche sofort, nachdem sich die Schlittenbahn etablirt hat, reisen, denn sie kommen doch immer noch auf eine mehr oder weniger menschliche Weise vorwärts. Doch geräth man im Sommer in die ausgefahrenen Geleise und im Winter in die Grüfte, dann heißt es sein Testament machen. Es giebt

dann nur ein Mittel: die Hüften stark einzuschnüren, um in eine andauernde Erstarrung zu verfallen.

Ich hatte zweimal Gelegenheit, auf der sibirischen Strecke zu reisen, einmal von, das andere Mal zurück nach Omsk, von wo man nach Turkestan abbiegt. Beide Male fuhr ich mit Courierpost; oft machte ich vierhundert Werst in vierundzwanzig Stunden, dann aber kam es auch vor, daß man sich die ganze Nacht hindurch im Schneegestöber in der Runde bewegte und am andern Morgen, fast erstarrt, zwei Werst von der Station, von welcher man ausgefahren war, erwachte. Erfrieren kann man übrigens auch ohne Schneegestöber und ohne Wind. Ich erinnere mich einmal bei fünfundzwanzig Grad Frost, aber Windstille, eingeschlafen und mit abgefrorenen Ohren, Nasenspitze und Kinn aufgewacht zu sein. Der Posthalter, ein alter Kosak, bemerkte mir: „Väterchen, Eure Nase ist ja abgefroren." — „Nicht möglich!" — „Bei Gott! und Eure Ohren ebenfalls; erlaubt sie mit Gänsefett einzuschmieren, dann vergeht's." Und in der That war es so.

* * *

Auf dieser Straße kommt allerlei vor und allerlei Ungemach muß man da erdulden. Von meinen vielen Erlebnissen führe ich nur zwei, drei Beispiele an.

In einer Sommernacht, die so dunkel war, daß man die Hand vor Augen nicht sehen konnte, langte ich auf einer Station an. Pferde! Die Courierpferde, welche vielleicht zwei Wochen lang ohne Arbeit standen, waren dermaßen wild, daß zwei Menschen jedes während des Anspannens halten mußten. Ich verließ den Tarantaß nicht, hatte die Lederdecke stark befestigt und lag in einem Halbschlaf. Endlich ist Alles fertig, der Jamschtschik (Postillon) mit verbundener Wange sitzt auf dem Bock, die Leute springen zur Seite, die Pferde bäumen sich und in schnellem Laufe geht es davon. Im Schlafe ist mir's, als fahren wir nicht geradeaus, sondern im Kreise und ich vernehme auch die verzweifelten Rufe des Jamschtschiks: „Zum Teufel! ich habe die rechte Leine vergessen!" Mit einer Leine ausfahrend, zog er aus allen Kräften, so daß wir in der That einen Kreis beschrieben. Mir wurde allmälig klar, daß wir auf der Fahrt zur Station einen Berg hinangefahren waren, somit nun mit wüthender Schnelligkeit den Berg hinab-

rasen. Es stand schlecht; hinausspringen war das einzige Mittel. Ich versuche die Decke zu lösen, doch es gelingt mir nicht, denn sie ist mit mehreren Knöpfen nicht nur innen, sondern auch von außen befestigt. Ich versuche sie zu zerreißen, doch das geht erst recht nicht; der Tarantaß war erst unlängst in Kasan gekauft und die Lederdecke neu. Resignirt setze ich mich wieder auf meinen Platz und warte, was kommen wird. Die Pferde hatten unterdessen einen Kreis beschrieben, waren auf den alten Weg zurückgekehrt und rasten den Berg hinab. Es ist schwer zu sagen, wie lange das dauerte — wahrscheinlich nicht lange — doch erinnere ich mich, daß mir die Zeit nicht kurz vorkam. Endlich nahte die Erlösung — die Troika zusammen mit dem Tarantaß flog im vollen Lauf kopfüber in einen Graben. Ich liege ausgestreckt in einer Pfütze; auf mir, auf meinem Rücken, meinen Füßen und selbst auf meinem Kopfe ruhen meine Kasten und Koffer und auf diesen der Wagen, die Räder nach oben. Als man mich befreite, stöhnte ich mehr vor Schreck als aus irgend einem andern Grunde, denn ich war mit zerkratztem Gesicht und zerkratzten Händen davongekommen. Selbstverständlich machte ich meinem Aerger Luft. Die Pferde wurden wieder angespannt und dieses Mal wie es sich gehörte. Ich lag wieder im Halbschlaf . . . .

* * *

Ein anderes Mal — es war am Tage — mußte ich von der Station aus eine kleine Brücke passiren, bei der der Weg in steiler Wendung bergan geht. Schon bei der Station geberdeten sich die Pferde wie rasend; auf der Brücke bändigte sie der Jamschtschik noch ein wenig, doch weiter war es mit seiner Macht zu Ende und die Pferde rannten den Berg hinan, aber nicht auf dem Fahrwege, sondern auf einem seitwärts liegenden hohen Hügel. Wie die Pferde Dreiviertel des Berges zurückgelegt hatten, ging es kopfüber sammt dem Tarantaß zurück. Und wieder ging es ohne Beschädigung ab; höchstens ein blauer Fleck oder eine leichte Verletzung der Haut.

* * *

Einst fuhr ich in einer Winternacht in einer kleinen Courierkibitke durch eine Gegend, die nicht ganz geheuer war. Der Schlitten war gut verdeckt und ich schlummerte behaglich. Da machen wir plötzlich Halt. Sollte irgend etwas losgegangen sein? Nein, Jemand steigt in den Schlitten und setzt sich zwischen mich und den Jamschtschik. Ich hebe die Schutzdecke ein wenig in die Höhe — mir dicht gegenüber sitzt ein bärtiger Mann. Ich öffne, so weit ich kann, krieche nach vorne. Er greift nach mir. „Was willst Du?" — „Ich bin gezwungen . . . . ." Soweit man sehen konnte, war es ein kräftiger Bauer mit großem Bart und hohem Hut, das Gesicht halb verhüllt. Entweder war es ein Räuber oder ein Verrückter.

Im ersten Moment griff ich nach meinem Taschenrevolver, um ihn zu erschießen. Wenn es aber ein Verrückter ist? fuhr mir durch den Sinn und ohne mich lange zu besinnen, faßte ich den Burschen mit der linken Hand beim Kragen und versetzte ihm mit dem Revolver einen Schlag ins Gesicht; der Hieb muß nicht schlecht gewesen sein, denn der Revolver zerbrach und der Kerl flog, mit beiden Händen nach dem Gesichte greifend, in den Schnee. „Vorwärts!" schreie ich dem Jamschtschik zu. „Warum hieltest Du an, ließest ihn einsteigen?" — „Er rief Halt! und stieg ein, ich meinte, er gehöre zu Euch." Eine gute Erklärung. „Nun aber vorwärts!" Wieder geht es im Halbschlaf weiter. Erst drei Stationen weit er erzähle ich am folgenden Morgen dem Aufseher beim Thee mein Abenteuer. „Warum," fragte er, „theilten Sie das auf der Station nicht mit? Der Jamschtschik war mit dem Kerl im Einverständniß, sie hätten den Schlitten ausgeraubt und mit Ihnen ein Ende gemacht. Das Volk ist hier schrecklich frech!"

Der Aufseher, der mich mit guter Kohlsuppe, mit Eierkuchen und Thee bewirthete, war überaus liebenswürdig, wie übrigens ein großer Theil seiner Collegen es ist, wenn man sie nicht schimpft.

Als er meinen Namen aus dem Reisepaß erfuhr, wandte er sich an mich mit den Worten: „Erlauben Sie mir die Frage, beschäftigen Sie sich nicht mit der Käsebereitung?" — „Nein, das ist mein Bruder." — „So, wir haben davon gehört, das müßte man auch bei uns einführen; nur erlauben Sie mir zu bemerken, daß die Käse, welche jetzt bereitet werden, meiner Meinung nach für den Russen nichts taugen. Trinkt man einen Schnaps, so schmeckt eine salzige Gurke oder ein Killoströmling besser; wenn

ſchon Käſe, dann kräftigen. Im Herbſt war ich in der Stadt und aß da beim Imbiß Käſe, glauben Sie mir, die Thränen traten mir hervor, als ich ihn in den Mund nahm und ſogar die Wange ſchwoll mir auf! Das nenne ich Käſe, der iſt nach unſerem Geſchmack. . . Doch die Pferde ſtehen bereit."

* * *

Ein Witzbold nannte einmal Sibirien ein polniſches Königreich. In der That gab es da überall Polen in Menge. Zerbricht unterwegs der Bolzen, der Achſennagel, muß das Rad reparirt werden, ſo erſcheint ein polniſcher Schmied; übrigens verrichten auch ſolche Arbeiten Deutſche und Ruſſen. Kauft man aber einen gut geräucherten Schinken oder Wurſt, ſo haben ſie ſicherlich polniſche Hände bereitet; oder bekommt man im Wirthshauſe eine gut zubereitete Cotelette, ſo iſt der Koch ein Schlachtiz oder die Köchin eine ihrem Manne freiwillig in die Verbannung gefolgte Schlachtiza. In den Billardzimmern der Wirthshäuſer in Omsk, welche ich zu beſuchen Gelegenheit hatte, vernahm man nur polniſche Worte . . . .

Selbſtverſtändlich mangelt es da nicht an ruſſiſchen Verbannten, doch begegnet man ihnen unterwegs ſeltener. Auf der Fahrt durch Städte und Flecken ſieht man Greiſe mit langen weißen Bärten und Stöcken in den Händen müſſig umherſitzen oder längs den Zäunen ſchleichen. Ich weiß nicht, wie ſie ſich durchs Leben ſchlagen, zuweilen verſchmähen ſie auch nicht Almoſen.

Auf einer Station trat, während die Pferde angeſpannt wurden, ein hoher, elend ausſehender Greis mit ſchneeweißen Haaren an die Treppe heran; ich wollte aufſtehen, um zu ihm hinauszutreten, woran mich aber der Aufſeher, der wie ein Wirbelwind aus ſeinem Zimmer herausflog, verhinderte. Ich höre: klatſch, klatſch und der Greis eilt, ehe er noch ſeine Mütze aufgeſetzt hatte, eilends davon. — „Warum das, warum behandeln Sie ihn ſo?" — „Dem braucht man nur einen Sechſer zu geben, dann wird man ihn auch nie los; ſobald ein Reiſender ankommt, iſt der Alte da; ſein Name iſt bekannt, es iſt Baron R . . . ."

* * *

Nicht nur für Sibirien ist die sibirische Bahn wichtig, sondern fast noch mehr für die ehemaligen nördlichen Provinzen Chinas, welche jetzt zu Rußland gehören und bisher fast nur zu Wasser erreichbar sind.

In jedem Falle werden wir in nicht gar zu langer Zeit mit den Kräften Chinas zu rechnen haben. Die Vereinigung Kuldschas an der Ostgrenze war ein großer Fehler, doch ein noch größerer die Zurückgabe dieser Provinz infolge der Drohung Chinas. Allerdings handelt es sich um eine schreiende Ungerechtigkeit, und das einzugestehen, war nicht schimpflich. Doch das eben ist ein Unglück, daß die sogenannte Politik und die sogenannte Moral selten übereinstimmen. Jetzt hat es den Anschein, als ob Rußland aus Furcht

Chinese von der Grenze.

vor einem Kriege mit China gegen seinen Willen Kuldscha abtrat; 300 Millionen Chinesen sind davon aufrichtig überzeugt und 300 Millionen der anderen Nachbarn glauben sicherlich dasselbe. Die Chinesen wurden in ihren Beziehungen zu den Russen noch hochmüthiger und ränkesüchtiger, und gäbe es nicht Mißverständnisse an den Grenzen und fortwährende Reibungen, so würde die europäische Verwirrung den Chinesen Gelegenheit geben, unsere Geduld zu erschöpfen.

An der Ost- und Nordostgrenze wäre ein Zusammenstoß, so bedauerlich er andererseits auch wäre, durchaus nicht bedrohlich, weil einige russische Bataillone beinahe bis zur großen Mauer siegreich vordringen könnten. Doch anders steht die Sache an der Nordgrenze. Hier können die Chinesen fast

ungestraft Alles vernichten und abschlachten und das Echo ihrer Erfolge könnte längs unserer anderen asiatischen Grenzen widerhallen, besonders unter den Nomaden, die allerdings keine Sympathien für die Chinesen haben, doch gegen die Russen sich zeitweilig mit ihnen verbinden könnten. Unter solchen Umständen wären die Folgen sehr ernst.

Je schneller ein Weg durch Sibirien geführt wird, um so besser.

* * *

Die beständige, unaufhaltsame Erweiterung unserer Grenzen ist eine Frage von höchster Wichtigkeit. Schon mehrfach entschieden, blieben die Entscheidungen unausgeführt, was wegen der Entfernung des Gebietes fast ganz unbemerkt blieb. Auch die Vereinigung großer Territorien mit Rußland fesselt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft weniger, als die alltäglichen politischen Skandalgeschichten Europas, und doch wäre es an der Zeit, daß darin eine Veränderung eintritt.

Die Chinesen behaupten: die Russen sind ein ungenirtes Volk, wo sie Heu mähen oder ihre Pferde tränken, nehmen sie Land und Wasser in Besitz. Allerdings läßt sich das nicht nur auf Russen allein anwenden, die Engländer z. B. verdienen diesen Vorwurf noch viel mehr. Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß auch wir große Augen haben.

Vor dem Aufstande der Dunghanen ging unsere Grenze bei Kuldscha unweit eines Bergrückens, an welchem die große Straße vorüberführt. Doch gegen Ende der sechziger Jahre fand ich unsere Abtheilung und mit ihr auch die Grenze nach Borochudsir vorgerückt. Man fragt, zu welchem Zweck? In Borochudsir giebt es ein Flüßchen mit gutem klarem Wasser — also ist es der Abtheilung bequemer, dort zu stehen. Später wurde die Frage aufgeworfen, ob die Grenzabtheilung nicht noch weiter zum zerstörten Städtchen Ak-Kent zu dirigiren sei und warum? Dort giebt es ein Wäldchen, und das Wäldchen gewährt im Sommer Kühle und im Winter Brennmaterial.

Die Geschichte der Eroberung Turkestans ist bekannt: jeder neue Chef hielt es für seine Pflicht, Soldaten zu spielen. Man nahm Turkestan, Tschenkent und Alie-Ata, um die Orenburger und sibirische Befestigungslinie zu bilden; Taschkent wurde als Zugabe mitgenommen. In dieser Combination blieb Chodshent bei Seite und man konnte es auch ganz gut in

Frieden lassen, doch wie es in Frieden lassen, wenn es schlecht liegt? Man nahm daher auch Chodshent. Ura-Tjube, Tschisak, Samarkand und später Khokand wurden ebenfalls nur genommen, weil sie schlecht lagen; ein wirkliches Bedürfniß war nicht vorhanden.

Nach der Uebersiedelung der Tarantschen zu uns sitzt an unserer ganzen Grenze eine fanatische muselmännische Bevölkerung, welche nur auf den günstigen Moment, ihre Zähne zu zeigen, wartet. So lange sie unter der Macht der Khane stand, welche mit einander in unversöhnlicher Feindschaft lebten, war sie weit weniger gefährlich als jetzt, da sie sich beim ersten besten Anlaß gegen den gemeinsamen Feind wenden kann. Wir selbst haben dort eine nationale Einigung geschaffen, die früher nicht vorhanden war.

Russischer Ansiedler.

In dieser, furchtbares Geld kostenden territorialen Erweiterung wäre noch Sinn, wenn sie als Demonstration gegen europäische Feinde dienen sollte, doch frühere Beispiele lassen nicht den Gedanken aufkommen, daß an eine Ausnützung der neuen Grenze in diesem Sinne jemals ernstlich gedacht wurde. Und wenn auch das Vorrücken nach Süden durch eine solche Politik mehr oder weniger gerechtfertigt wäre, so blieb doch unverständlich, warum man die Grenzen nach Osten hin erweiterte, wo, wenn das Vorrücken in gleichem Tempo vorwärts geht, wir in nicht gar zu langer Zeit ohne Zweifel weit über Kuldscha hinaus sein werden. Es bleibt zu wünschen, daß dieses möglichst spät eintrete, doch diesem Ereigniß vorzubeugen, scheint nach dem Vorhergehenden unmöglich. Beinahe scheint es, als ob eine elementare

Kraft uns vorwärts drängt. Unwillkürlich fallen mir hier die Ueberſiedler aus dem Gouvernement Tambow ein, welche ich am See Iſſyk-Kul im Thiang-Shang traf. Die Frauen hatten ſchon mehr als einmal verſucht, ihre Männer zu überreden, Halt zu machen und ſich anzuſiedeln; die Bauern aber wollen nicht, ziehen weiter und wiſſen nicht wohin. Endlich waren ſie an den Schneebergen, welche den Iſſyk-Kul im Oſten einrahmen. Die Weiber rieſen freudig mit ausgeſtreckten Armen: „Gott ſei Dank! jetzt machen die Männer Halt, weiter können ſie nicht gehen!“

VII.

Miscellen.

1.

Erinnerungen aus der Kindheit.

(1848—1849.)

Ich erinnere mich sehr wohl, wie ich meiner Mutter eine aus der Geographie „von hier bis dorthin" zum Memoriren aufgegebene Lection vortrug. Meine Mutter saß im Kaminzimmer auf einem Divan und im angrenzenden Salon las mein Vater die Zeitung. Ich antwortete: „Die Luft ist ein ehelicher*) Körper von Gewicht und für Thiere wie Pflanzen nothwendig . . ." — „Wie das? Wiederhole es nochmals . . ." — „Die Luft ist ein ehelicher Körper . . ." Meine Mutter lacht. „Wassili Wassiljewitsch," ruft sie dem Vater zu, „komm bitte her." — „Was gefällig, Mütterchen?" — „Komm, höre, wie Wassja seine Lection hersagt." Mit der Zeitung in der Hand tritt der Vater ins Zimmer, läßt sich schwerfällig auf den Divan nieder und wechselt einen Blick mit Mama; ich merke schon, daß Etwas nicht in Ordnung ist. — „Also beginne." — „Die Luft ist ein ehelicher Körper . . ." Hahaha! lachen die Eltern, mir aber treten die Thränen in die Augen. „Elastischer", corrigirt mein Vater, erklärt jedoch nicht, warum es so heißt und welcher Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken besteht.

Ich war damals sechs Jahre, las und schrieb schon brav und rechnete auch nicht schlecht. Jene Zeit war für uns ein Interregnum oder, was dasselbe ist, eine lehrerlose Zeit. Unser erster Gouverneur Fedor Iwano-

*) Sollte heißen „elastischer". Diese beiden Ausdrücke lauten im Russischen sehr ähnlich.

witsch Wittmack, ein guter, aber heftiger Mann, bekam mit meiner Mutter Streit und nahm seinen Abschied als Lehrer, um in Petersburg in der Courier-Abtheilung Dienste zu nehmen.

Ich erinnere mich seiner kaum und kenne ihn blos aus den Erzählungen der Wärterin, mit welcher er wegen uns Kindern, namentlich meinetwegen, weil ich ein schwächliches, kränkliches Kind war, beständig auf dem Kriegsfuß stand.

Es ist mir erinnerlich, wie ich vom Speisezimmer aus unsern neuen Lehrer Andrei Andrejewitsch Sturm aus Kiel, der eben eingetroffen war, im Saal mit meinen Eltern sprechen sah. Ein hoher, ernst blickender Mann mit glatt gekämmtem Haar, der sich später nicht als streng, wofür ich ihn anfangs hielt, erwies, sondern als ein sehr guter Mann, obgleich er ein Deutscher, d. h. accurat war und auf Methode hielt. Seine Kenntnisse umfaßten die Anfangsgründe der Arithmetik und die deutsche Sprache und in diesen Fächern begann er auch den Unterricht.

Religionslehre, Geschichte und Geographie lehrte uns (d. h. trichterte uns zeilenweise ein) Jewssewi Stepanowitsch, der Sohn unseres Geistlichen, des Vaters Stepan, ein Seminarist, der den Cursus absolvirt hatte und auf die Weihe wartete. Er war ein guter Geselle und beschäftigte sich vorzugsweise mit meinem ältesten Bruder Nikolai und dem Sohne der Madame Krafkowa, einer Freundin unserer Mutter, wie auch mit unserer Cousine Natascha Komarowskaja. Ich, als Kleiner — ich war drei Jahre jünger als Nikolai — kam mit dem zweiten Sohn der Madame Krafkowa nur auf kurze Zeit ins Schulzimmer, um meine Aufgaben aufzusagen und neue zu bekommen. Wie gelehrt schien mir damals die Sitzung des Lehrers mit seinen älteren Schülern! Mit Zittern trat ich stets ins Zimmer, zumal weder Jewssewi Stepanowitsch noch seine Schüler abgeneigt waren, mit uns Kleinen Kurzweil zu treiben.

Ich kenne nichts Entsetzlicheres, als Scherze und Spott Aelterer über Jüngere. Mir lagen sie lange schwer auf der Seele und suchte ich sie mir auf jede nur mögliche Weise zu erklären, so kam ich stets zu dem für mich ungünstigen Schluß, daß der Spott wohlverdient sei. Meine angeborene Schüchternheit und Blödigkeit wurden dadurch noch größer.

Als mein Altersgenosse und Namensvetter Wassja, der Sohn unseres

Gärtners Ilja, den Wunsch, am Unterricht theilzunehmen, laut werden ließ, wurde Jewssewi Stepanowitsch davon in Kenntniß gesetzt. Er rief Wassja zu sich. „Du wünschest zu lernen?" fragte er ihn. — „Ja—a." — „Gut. Sag' mal: Ich bin klug!" — Der Knabe wiederholte: „Ich bin klug." — „Wie der Pope Ssemen!" — „Wie der Pope Ssemen!" — „Bekreuzige Dich." Wassja that es. „Mache, daß Du fortkommst!" Der Knabe eilte davon. Wir lachten über die Scene, mir aber war der Vorfall doch etwas peinlich und ich bedauerte Wassja.

* * *

Als die hervorragendste, nächste und theuerste Person aus jener Zeit behielt ich die Wärterin Anna im Gedächtniß, die schon damals eine alte Frau war. Ich liebte sie über Alles auf der Welt, mehr als Vater, Mutter und meine Brüder, obgleich ihre Nase beständig mit Tabak verunziert war. Nicht etwa, weil sie nicht zürnte und nicht schalt; im Gegentheil, sie brummte und schalt uns öfters, doch schwand ihre Unzufriedenheit bald, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen. In den äußersten Fällen, wenn wir z. B. ungehorsam waren, drohte sie uns zu verlassen und auf immer in ihr Dorf zurückzukehren, und in der That ging sie zuweilen fort, nur nicht auf immer, sondern auf ein Stündchen zu ihrem Bruder Jolju, der, wie mir erinnerlich, in einer der letzten Bauernhütten lebte. Doch schon dann kannte mein Kummer keine Grenze; ich lief hinter ihr her, folgte ihr, sie am Kleide festhaltend, bis zum Dorfe, hielt mich für verloren, weinte, beschwor sie zurückzukehren und beruhigte mich nicht eher, als bis ich die Worte vernahm: „Geh nur, Väterchen, ich kehre schon zurück, doch ein anderes Mal."

Und bei ihrer Rückkehr von den Ihrigen brachte sie warme Milch oder sonst Etwas als Entschädigung für die vergossenen Thränen mit.

Die Wärterin liebte uns Alle ohne Ausnahme, doch ich schien ihr besonderer Liebling zu sein, mag sein, weil ich klein und sehr schwächlicher Constitution war. Ich meinerseits liebte sie in so hohem Grade, daß eine größere Anhänglichkeit kaum denkbar scheint.

Sie erkannte den Nutzen des Lernens an und sprach uns auch immer davon, doch was die praktische Anwendung betrifft, so zeigte sie sich ganz

anderen Sinnes und entriß uns bei jedem passenden Anlaß den Händen des Lehrers und Gouverneurs. Doch nicht nur mit diesen allein lebte sie in Fehde, auch unserer Mutter erlaubte sie sich entgegenzutreten, sobald es sich um das „kranke Kind" handelte.

Wärterin Anna.

Unsere Mußestunden verbrachten wir in Gesellschaft der Wärterin, die uns spazieren führte, z. B. in den Wald, um Pilze und Beeren zu suchen, die ich furchtbar gerne suchte. Diese Stunden gehören noch heute zu meinen angenehmsten und theuersten Erinnerungen.

Die Wärterin hieß Anna Larionowna; ihren Familiennamen Potaikina erfuhr ich erst später und er klang mir daher immer fremd. Wir kannten sie nur als die Wärterin Anna und kümmerten uns wenig um ihre Herkunft.

In späteren Jahren wurde mir gesagt, früh Wittwe geworden, sei sie von meiner Großmutter Natalja Alexejewna auf den Hof genommen, nachdem sie schon in Petersburg bei ihr gedient; später kam sie an meinen Vater. Als sehr junges Mädchen war sie mit genauer Noth den Nachstellungen des damaligen Besitzers, eines Bruders meiner Großmutter,

Peter Alexewitsch Baschmakows, entgangen, der, sobald er Mädchen zufällig bei der Arbeit sah und Gefallen an ihnen fand, dem Staroſt den Befehl gab: „Schicke sie da- oder dorthin!“ Diesmal befahl er „Anjutka aus einem Dorf in das andere zu senden“ und wartete auf sie auf einer Wiese am Wege. Der Staroſt, der mit Anjutka Mitleid hatte, flüsterte ihr zu, einen anderen Weg einzuschlagen und meiner Großmutter Bruder ging diesmal leer aus. Er hatte auch keinen Grund, seinen Zorn zu äußern, da sein Befehl ausgeführt war, Anjutka aber zufällig einen anderen Weg eingeschlagen hatte. Später versuchte er allerdings nochmals, dem Mädchen näher zu treten; er nahte sich ihr während der Arbeit, doch sie, höchst erschreckt, rannte davon, so schnell ihre Füße sie trugen. Er beehrte sie mit dem Epitheton „Thörin“, behelligte sie aber nicht mehr.

Peter Alexewitsch wurde später wegen seiner Buhlereien von Bauern erschlagen.

Anna Larionowna trat in die Ehe und kam, nachdem ihr Mann gestorben war, zu meiner Großmutter, als die Güter des verstorbenen Bruders auf sie übergingen. Anna mußte viel über sich ergehen lassen, mußte Scheltreden und Püffe erdulden, besonders wenn meine Großmutter beim Kartenspiel in Verlust gerathen war, und sie spielte beständig. „Hatte sie aber gewonnen,“ erzählte die Wärterin, „so sah ich es ihr sofort an; sie ließ mich dann die Hand küssen und steckte mir einen Zehner mit den Worten zu: „Nimm, Anjutka, Du Thörin, Dich Arme beschenkt doch sonst Niemand!““

2.

Meine Landsleute machen mir oft den Vorwurf, daß ich mehr im Auslande als in Rußland lebe. Der Vorwurf ist berechtigt, doch es machte sich stets so, daß, sobald ich mein Nomadenzelt auf den heimathlichen Fluren an der Wolga aufschlagen wollte, irgend ein unbedeutender Zwischenfall mich nachdenklich machte und die Ausführung meiner Absicht verzögerte.

Nach Turkestan reiste ich, wie ich mich erinnere, ungern, weil mir der einzig richtige Platz für mich in Rußland zu sein schien, wo Natur und

Menschen dem Künstler so viel Interessantes bieten. Meine Reise an die asiatische Grenze war hauptsächlich durch den damaligen äußerst interessanten Krieg veranlaßt. Sobald ich mich dort orientirt hatte, war ich entschlossen, meine Eindrücke auf die Leinwand zu übertragen und dann in der Heimath zu arbeiten. Mit solchen Absichten reiste ich im Jahre 1869 von Paris nach Petersburg und da eben trat ein solcher Zwischenfall ein, der mich nachdenklich machte ....

Ich vergaß irgend wo meinen Paß und wie ich zur Grenze komme und nach diesem gefragt werde, muß ich gern oder ungern antworten: „Ich habe keinen, er ist mir abhanden gekommen."

„Wie! Ohne Paß?" Der Gendarmerie-Offizier inquirirte mich sofort. Als Künstler war ich noch wenig bekannt und so hielt der Offizier die Sache wahrscheinlich für ernst, denn man hieß mich meine Effecten aus der Bagage nehmen und der Dinge harren, die da kommen sollten. Ich wartete ... Das erste Glockensignal ertönte ... Dann das zweite ... Ich erkläre fahren zu müssen, weil sonst mein Billet seine Giltigkeit verliere. „Sie werden nicht fahren!" — „Was soll ich hier machen? kann ich mich doch nicht ausweisen, in Petersburg dagegen werde ich alle nur möglichen Bürgschaften stellen ..." — „Daran ist gar nicht zu denken, Sie bleiben hier ..." — „Aber um Himmels willen, ich bin doch kein Verbrecher ..." — „Unterlassen Sie jede Kritik. Sie bleiben auf der Polizei, bis Erkundigungen über Sie eingezogen sind!"

Nach Abgang des Zuges wurde ich unter Escorte auf die Polizei befördert und dem Stadttheilaufseher vorgestellt, der sich in einem schmutzigen, übelriechenden Zimmer befand. Auf dem Tisch, an dem er saß, stand ein herabgebranntes Talglicht.

Ich muß wohl einem Verbrecher wenig ähnlich gesehen haben, denn der Beamte begann Entschuldigungen vorzubringen: er wisse gar nicht, wie mich unterbringen, die Räume seien so schmutzig ... Auf meine Frage, wo das für mich bestimmte Zimmer sei, öffnete er die Thür zu einem dunklen übelriechenden Loch, wo einige abgelumpte Individuen sichtbar wurden. „Wer sind diese Leute?" — „Drei Diebe sind es und einer wird des Straßenraubes beschuldigt ..." Ich weigerte mich, den Raum zu betreten.

Nach einigem Hin- und Herreden wurde mir gestattet, im Gasthaus

ein Zimmer für eigne Rechnung zu miethen, doch sollte ich dort bewacht werden. Ein dicker, schmutziger Bauer in Lumpen mit einem großen Knotenstock — ich übertreibe nicht — folgte mir. „Was will der?" — „Es ist Ihr Wächter, er wird bei Ihnen übernachten . . ." — „Um keinen Preis," erklärte ich. Nun wurde beschlossen, diesen Wächter hinter einen Verschlag quer vor meiner Thür zu placiren. Der Polizeibeamte schloß die Fenster, blickte aufmerksam nach allen Seiten und schloß, mir eine gute Nacht wünschend, die Thür hinter sich.

In der Frühe des folgenden Tages erschien er wieder, um für den Bauer, weil er mich bewachte (wörtlich), 20 Kopeken zu fordern. Ich bezahlte. Dann fuhr eine für meine Rechnung gemiethete jüdische Fuhre vor, um mich in das benachbarte Städtchen Wilkowischki zum Kreischef zu bringen. Dieser, ein Major, hielt mich einige Stunden bei sich und beschloß sodann, mich nach Petersburg zu transportiren. Bis zur Abreise durfte ich, natürlich in Begleitung eines Polizisten, nicht nur zu Mittag speisen, sondern auch in dem schmutzigen Städtchen promeniren. Dann miethete ich abermals ein Fuhrwerk und fuhr mit dem Polizisten bis zum Bahnhof, löste dort ein Billet für mich und eines für diesen Erzengel und bestieg den nach Petersburg gehenden Zug.

In der Residenz wurde ich direct in die Geheim-Abtheilung gebracht, wo mich in Abwesenheit des Stadthauptmanns Trepow sein Gehilfe General Koslow vernahm.

In dieser dummen und lächerlichen Affaire schien mir der Umstand, daß General Koslow, obgleich von meiner untadelhaften Reputation überzeugt, mir nicht gestatten wollte, sofort einen Bürgen vorzustellen und in Frieden meines Weges zu ziehen, am kränkendsten zu sein. „Das können Sie morgen thun, für heute begeben Sie sich in das Wartezimmer der Polizei." Ich war in heller Verzweiflung. Ein Zufall kam mir jedoch zu Hilfe. Als ich fortgeführt wurde, bat mich der Polizist um Geld für die Rückreise. Ich zog mein Portemonnaie und gab ihm welches. „Was geben Sie ihm?" fragte der General. — „Geld für die Rückreise," antwortete ich und berichtete über die mir entstandenen unvorhergesehenen Ausgaben, wobei ich auch des Wächters mit dem Knotenstock nicht vergaß. Der General erbarmte sich, hieß den Polizisten aber das Geld nehmen. Dafür

gestattete er mir, sofort nach einem in der Nähe wohnenden Bekannten zu schicken, welcher für mich Bürgschaft leistete. Meine Freunde, denen ich die Affaire erzählte, lachten, doch auf mich hatte sie einen üblen Eindruck gemacht.

Unmöglich konnte ein so alberner Vorfall auf Sie einwirken? werden meine Landsleute fragen. Ich muß bejahend antworten. Ich legte mir ernst die Frage vor, ob eine unbehinderte Thätigkeit da möglich sei, wo der Verlust eines Papierfetzens derartige Unannehmlichkeiten nach sich ziehen könne, und zog eine abermalige Reise nach Central-Asien vor, wo man allerdings Gefahren gegenübergestellt wird, aber doch frei athmen und malen kann.

* * *

Der zweite Zwischenfall war noch geringfügiger, rief aber noch häßlichere Betrachtungen hervor. Es war auf meiner Reise auf das Gut meiner Mutter. Während der Fahrt auf der Wolga erstaunte ich nicht wenig, als unser Dampfer bei irgend einem Kloster stehen blieb, Mönche aufs Schiff kamen und einen Gottesdienst abhielten. Natürlich fiel es Niemandem ein, sich über den Aufenthalt zu beschweren; doch war er, wie wir hinterher erkannten, die Ursache, daß wir in Rybinsk eine halbe Stunde zu spät eintrafen und dadurch den Dampfer, den wir dort besteigen wollten, verfehlten. Wir mußten uns nun zu einem mehrtägigen Aufenthalt in dieser Stadt bequemen, welche gewöhnlich eine stille, traurige und öde Physiognomie trägt, wie alle russischen Provinzialstädte sie haben. Doch kurz vor dem Mai, wenn die Fahrzeuge mit Getreide sich dort anhäufen, verwandelt sich Rybinsk auf zwei Monate in eine enorme Kneipe. In allen Gasthäusern, Wirthshäusern und allen möglichen Spelunken herrscht dann Tag und Nacht Lärm, Geschrei, Besoffenheit. Die Straßen sind mit allerlei Arbeit suchendem, vagirendem Volk gefüllt, das unter freiem Himmel Engagements abschließt, schimpft, flucht u. s. w. Zu einer solchen Zeit eben mußten wir dort einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen. Ich hatte meine Frau mit mir und war schon aus diesem Grunde gezwungen, betreffs eines Logis wählerischer zu sein. Doch unsere Ansprüche kamen gar nicht zur Geltung, weil alle Gasthäuser dicht besetzt waren. Nur in

einem erhielten wir auf die Frage nach einem Zimmer die erfreuliche Antwort: „Zu dienen.“ Sodann wurden wir auf den Boden geführt, wo ein Loch ohne Bett und die nothwendigsten Gegenstände uns aufnehmen sollte. „Schön,“ sagte ich, „aber wo hier schlafen?“ — „Hier,“ antwortete der Kellner zuvorkommend, indem er auf einen alten ledernen Divan wies, der dermaßen zerrissen war, daß die Polsterung heraushing. — „Ihr haltet uns wohl für Hunde,“ entgegnete ich und wir zogen abermals auf die Suche nach einem Asyl aus. Wir überzeugten uns bald, daß ein solches thatsächlich nicht vorhanden war und fuhren zum Landungsplatz, wo ich das Ersuchen stellte, da wir doch durch die Schuld des Capitäns in die unangenehme Situation gerathen waren, uns auf dem Dampfer ein Logis einzuräumen. „Wie so tragen wir die Schuld?“ fragt der Aufseher des Landungsplatzes. — „Im Widerspruch mit dem Fahrplan blieb der Dampfer bei dem Kloster stehen und ein Gottesdienst wurde abgehalten; dieser Aufenthalt war ein unberechtigter.“ Kaum waren diese Worte über meine Lippen gekommen, als der Dampfschiff-Beamte mich mit einem Hagel von Vorwürfen und Drohungen buchstäblich überschüttete... „Was? Was sagten Sie? Sie glauben wohl an keinen Gott? Sie beleidigen unsere rechtgläubige Kirche. . .“ Der Vertheidiger der rechtgläubigen Kirche war offenbar betrunken, doch sein brüskes Betragen, das viel Volk versammelte, war nichtsdestoweniger überaus frech. „Gendarm! Gendarmen hierher!“ schrie er. „Wie schade, daß kein Gendarm zur Stelle ist; sonst würden Sie erfahren, daß man Gott nicht ungestraft beleidigt!“

„Geben Sie mir das Klagebuch —“

„Wir haben keines!“ Die Beamten brachten lachend irgend ein Heft. — „Hier ist das Klagebuch, schreiben Sie, was Ihnen beliebt, Papier ist geduldig.“ Als ich mich nun mit einer Beschwerde an den Oberverwalter des Landungsplatzes wandte, beschwichtigte er mich mit den Worten: „Lassen Sie doch die Sache ruhen, er ist besoffen, was verlangen Sie von ihm?“ — „Gut, doch ist er ein Trunkenbold, weshalb halten Sie ihn in Ihren Diensten? Wie mich, wird er auch noch Andere beleidigen —“ — „So lassen Sie doch davon ab, die Sache ist wirklich keiner Rede werth. . .“ Das war Alles, was ich erzielen konnte.

Aus Erzählungen einiger Künstler war mir bekannt, welchen Unan-

nehmlichkeiten sie in einigen Gegenden, namentlich seitens der Hüter der Ordnung, ausgesetzt wurden, wie man sie gewöhnlich für Revolutionäre und Agitatoren hielt. Das fiel mir auch nach diesem Zwischenfall wieder ein und ich sagte mir abermals, daß es gut sei, seine Besuche auf den heimathlichen Fluren zu beschränken, dahin zu ziehen, wo es zwar weniger theure Erinnerungen giebt, aber mehr moralische Sicherheit.

3.

Auf meinen vielen und großen Reisen hatte ich Gelegenheit, die Vertreter verschiedener Religionen kennen zu lernen. Alle halten natürlich ihre Religion für die allein wahre, die in diesem Leben zum Glück und zur Rettung und Seligkeit im zukünftigen Leben führt, und alle Religionen blicken mit Intoleranz und Verachtung auf einander. Was Intoleranz betrifft, so ist sogar schwer zu entscheiden, welcher Religion sie am meisten eigen ist. Fast scheint es, je kühner und unwahrscheinlicher die einer Religion zu Grunde liegende Hypothese ist, desto größere Nachsicht dürften die ungläubigen Gegner beanspruchen; doch in Wirklichkeit ist beinahe das Gegentheil der Fall.

Der Widerspruch einer Lehre mit der praktischen Anwendung fällt grell in die Augen bei Religionen, wie z. B. der buddhistischen, welche auf Betrachtung beruht, und der christlichen, welcher ihr großer Gründer ganz und gar die Liebe zum Nächsten zu Grunde legte. Die erstere spaltete sich in zwei Hauptsecten und mehrere kleine Kirchen, die ihre Abneigung gegen einander offen bekennen; die christliche Kirche zerfiel in drei große Kirchen und außerdem in eine Menge religiöser Gemeinschaften, die einander feindlich gegenüberstehen und sich mißachten.

Nirgends tritt dieser Antagonismus mit solcher Kraft hervor, wie in Palästina und besonders in Jerusalem, an den Stätten, denen das Leben und die Leiden des großen Lehrers des Friedens und der Liebe das Gepräge aufdrückten. Die christlichen Kirchen sind dort darauf bedacht, einander Schaden zuzufügen, und nicht allein in Wort und Schrift, sondern auch mit roher Gewalt, geradeswegs mit der Faust. An allen heiligen Stätten,

angefangen von Bethlehem, wo Christus geboren wurde, bis auf die Tempel Golgathas und des heiligen Grabes, wo er gekreuzigt und bestattet wurde — überall giebt es Streit, Scheltreden und selbst Schlägereien aus den geringfügigsten Gründen; sie hauen auf einander los und benutzen als Waffen nicht allein Kirchenleuchter und die schweren Wachskerzen, sondern auch Säbel und Schießgewehre. An den heiligen Stätten der Christenheit steht oder sitzt, die Beine schlenkernd, gewöhnlich ein türkischer Soldat mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett als Friedensstifter zwischen den sich befehdenden Vertretern der christlichen Kirche! Offenbar ist die praktische Verwirklichung der idealen Lehre nur so allein möglich, und noch lange wird es allem Anschein nach so bleiben . . . .

* * *

Auf Reisen durch die Welt macht man die Wahrnehmung, daß die abstracten religiösen Grundlehren, wie ideal und gerecht sie auch seien, dem Volksbewußtsein unverhältnißmäßig schwerer eingeimpft werden, als die praktisch philosophischen, welche dem Charakter des Volkes, dem Boden und Klima angepaßt sind und nicht allein die sittlichen Forderungen der menschlichen Natur, sondern auch die physischen befriedigen. Das Ueberwiegen des Abstracten im Christenthum und der praktisch philosophischen Lehren im Islam erklärt in gewissem Maß den Mangel an eifriger Befolgung aller Pflichten eines Christen und andererseits das Entgegengesetzte bei den Muselmännern.

Als Beispiel hierfür können zwei allerdings grell contrastirende Lehren des Islam und des Christenthums dienen. Mohamed lehrt: „Rache für jede Beleidigung, gegen den Feind keine Nachsicht." Und die Rechtgläubigen befolgen seine Lehre eifrig und rächen sich Hunderte von Jahren hindurch an ganzen Generationen. Christus dagegen spricht: „Gedenke nicht des dir zugefügten Bösen und vergelte Böses mit Gutem." So sprechen auch die Christen, ohne aber diese Lehre zu befolgen.

Es ist überflüssig, nach christlichen Staaten oder staatlichen Gemeinschaften zu suchen, wo die Lehre Christi wirklich befolgt wird. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Moses' Wort: „Auge um Auge, Zahn um

Zahn", wie auch Mohameds Lehre der menschlichen Natur mehr entsprechen, als die ideale Lehre: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen." Jene Lehren sind den Menschen in Fleisch und Blut übergegangen und haben Wurzel gefaßt, was man vom Gebot Christi nicht sagen kann.

* * *

Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß die Religionen auf die Veredlung der menschlichen Natur keinen Einfluß haben, doch ist es zweifellos, daß sie im Laufe der Zeit an Frische verlieren, vom Formalismus ergriffen werden und ihren Schwerpunkt in Aeußerlichkeiten verlegen, andererseits aber zur Entwickelung verschiedener schlechter menschlicher Eigenschaften beitragen, wie z. B. der Heuchelei und Scheinheiligkeit. Selbst eine so ideale Lehre, wie die christliche, verliert dann ihren Hauptreiz und ihre Anziehungskraft und sinkt zu einem Werkzeuge zur Erreichung kleinlicher Zwecke herab.

In dieser Hinsicht macht England, das an der Spitze der civilisirten Welt stehende Land, welches dem Christenthume sicherlich viel zu verdanken hat, aber in den Fesseln einer engen officiellen Auffassung dieser Lehre schmachtet, auf mich den peinlichsten Eindruck. Wer kennt nicht die dort herrschende tiefe Verachtung gegen die Armuth, welche das Evangelium so hoch über den Reichthum stellt? Was wurde dort, um nur Eines zu erwähnen, aus der christlichen Lehre von der Heiligkeit und Heimlichkeit des Gebets? Der Engländer sagt: „Sei gläubig oder nicht, doch die Kirche besuche und stelle dich gläubig." Ist das nicht eine vollständige Entstellung des Evangeliums? Ich muß hier an die englischen Kirchen in Indien denken, wo die Ladies und Gentlemen, wohlanständig und wohlerzogen, sich den Anschein der Frömmigkeit geben, während die in der Sonne und im heißen Staube bratenden armen Inder große Fächer hin und her bewegen, um den scheinbar Andächtigen Kühlung zuzufächeln.

Auf ähnliche Weise entstellt übrigens ein großer Theil der christlichen Völker die Religion, die verschiedenen irdischen Bedürfnissen und dem Schmutz des Alltagslebens untergeordnet und, um es kurz zu sagen, zum reinen Unsinn wird. Sehr bezeichnend sind in dieser Beziehung die Worte, die ich von einem sehr tapfern und klugen General hörte, dem die Religion

ſogar zu militäriſchen Zwecken diente. „Sagen Sie, was Sie wollen," bemerkte mir einſt der General, „für den Soldaten iſt die Unterſtützung durch die Religion von großer Wichtigkeit. Trägt der Geiſtliche den Truppen vor dem Kampfe eine Stelle aus dem Evangelium vor und läßt ſie das Kreuz küſſen, ſo ziehen ſie mit erhöhtem Muthe in die Schlacht. Die Furcht vor Tod und Wunden iſt dann wie weggeblaſen. Ich wandte dieſes Mittel vor dem Sturm auf *** an und erzielte ein erſtaunliches Reſultat. Freilich — fügte der General hinzu — im Beſitz einiger Compagnien mehr wäre ich auch ohne das ausgekommen... Doch was machen, wenn man ſie nicht hat!"

Dieſe Worte bedürfen wohl keines weiteren Commentars.

MAR 2 7 1945